Erstklassige Menschen

Roman
aus der Offizierskaste

von

Freiherr von Schlicht
(Graf von Waldersee)

Der Absender wird gebeten, den stark umrandeten Teil auszufüllen

Aufgabeschein

Empfänger

Name	Hr. Prof. Dr. Harald Jantz Germanic Lang.
Bestimmungsort	27706 Postleitzahl Duke University USA Durham, North Carolina

Wert ____ S ____ g | Nachnahme ____ S ____ g

☐ eingeschriebene Briefsendung ☐ Wertbrief ☐ Paket

Postvermerke

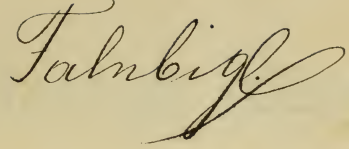
Aufgabenummer	Gewicht kg	Gewicht g

Gebühr S	Gebühr g	Besondere Vermerke

Namenszeichen .....

Bitte Rückseite beachten!

P. Ann. 1—115. BMZl. 22.754-41/77. — J.C. König & Ebhardt



Falnbigl.

Erstklassige Menschen.

Erstklassige Menschen.

Roman aus der Offizierskaste

von

Freiherr von Schlicht
(Wolf Graf von Baudissin).

Siebentes Tausend.

Berlin 1904.
Verlag von Otto Janke.

Alle Rechte nach dem Gesetz über das Deutsche Urheber- und Verlagsrecht
vom 19. Juni 1901 vorbehalten.

RBR
Jantz
#99

I.

Die Zitronenfalter, wie das Garde-Infanterie-Regiment Franz Ferdinand Leopold wegen seiner gelben Achselklappen genannt wurde, feierten heute ihren Ehrentag, an dem sie vor nun mehr als dreißig Jahren in der Schlacht von Gravelotte ein Drittel ihrer Mannschaften und weit mehr als die Hälfte ihrer Offiziere verloren hatten. Die Erinnerung an die Heldentaten des Regiments durfte nicht ersterben, sie mußte in der jüngeren Generation beständig wachgehalten werden und die Feier des Schlachtentages stand daher stets unter der Devise: „Den Gefallenen zur Erinnerung, den Lebenden zur Nacheiferung." Die Toten bekamen für das, was sie getan hatten, alljährlich einen wundervollen Kranz mit einer Riesenschleife in den Farben des Regiments, die Lebenden, die nichts getan hatten, bekamen ein opulentes Diner und egal Sekt, und wenn die Begeisterung bei der offiziellen Rede des Herrn Oberst unter der Einwirkung des Champagners ihre Schuldigkeit getan hatte, dann

schwuren sie immer aufs neue, daß sie, wenn es einmal wieder zum Kampf gehen sollte, ebenso zu sterben wissen würden wie die Kameraden, und es war ihnen heiliger Ernst mit dem, was sie schwuren.

Heute feierte man das Andenken an die Gefallenen besonders würdig und glänzend durch die Einweihung des neuen Regimentshauses, das ausschließlich Kasinozwecken diente. Erst heute mittag, als der Herr Oberst sich auf seine Rede präparierte, war ihm eingefallen, daß diese Einweihung, die doch eigentlich lediglich ein Freudenfest sei, schlecht mit dem Erinnerungsfest für die Toten in Einklang zu bringen sei. Er konnte doch nicht sagen: „Um die Toten zu ehren, eröffnen wir heute unser neues Kasino, von dem ich hoffe, daß es sich finanziell gut rentieren wird.“ Das ging doch nicht, aber dann fiel dem Herrn Oberst ein sehr naheliegender Übergang ein, dann würde er einfach sagen: „Und wir geloben den Toten, in diesen neuen Räumen in erster Linie den Geist der Kameradschaft und der ritterlichen Gesinnung zu pflegen, der auch sie beseelte und sie zu ihren Heldentaten befähigte.“ Das würde schon den nötigen Eindruck machen, und so begab er sich denn wohlgemut in das Regimentshaus. Dort herrschte ein buntes Leben und Treiben. Am Vormittag war die förmliche Übergabe des Hauses erfolgt, fast alle ehemaligen Regimentskameraden waren erschienen, die befreundeten Truppenteile hatten Deputationen entsandt und niemand war

mit leeren Händen erschienen, ein wahrer Regen von Silbersachen hatte sich über die Zitronenfalter ergossen und nun drängte sich alles in den Empfangsräumen hin und her, sich gegenseitig begrüßend, die Geschenke bewundernd und die hohen Vorgesetzten erwartend.

Um sieben Uhr sollte zu Tisch gegangen werden und mit dem Glockenschlag erschien der Vertreter Seiner Majestät. Ursprünglich hatte der König dem Regiment persönlich die Ehre seines Besuches zugesagt, aber im letzten Augenblick war der hohe Herr am Erscheinen verhindert worden.

Die Musik setzte ein, im langen Zug ging es in den Speisesaal und fast allen drängte sich ein Ruf der Überraschung auf die Lippen, als man nun den wundervollen Raum im hellsten Festschmuck erblickte, als die Augen auf die herrlich geschmückte Tafel fielen.

Die Zitronenfalter, von denen ein jeder einen Gast führte, reckten und streckten sich, als wollten sie sagen: „Jawohl, das sind wir, so sieht's bei uns aus. Lange genug haben wir es ertragen müssen, nicht standesgemäß untergebracht zu sein. Aber jetzt? Wo ist das Regiment, das sich solcher Räume rühmen darf?" Sie wußten, sie waren wegen ihres alten Kasinos, in dem sich nach Aussage eines Garde-Kavalleristen eigentlich kein anständiger Mensch wohl fühlen konnte, oft über die Achsel angesehen worden — früher waren sie die letzten gewesen, jetzt waren

sie die ersten. Die Zitronenfalter strahlten und jedes Wort der Anerkennung und Bewunderung des stillen Neides, das einer der Gäste äußerte, klang ihnen wie Himmelsmusik in den Ohren. Und jeder tat so stolz, als wäre er ganz allein daran schuld, daß sie endlich das neue Regimentshaus bekommen hatten. Und schließlich hatte doch auch ein jeder sein Teil dazu beigetragen, denn wenn nicht ein jeder von ihnen den Geist und den Ruf des Offizierkorps so hoch und in demselben Ansehen gehalten hätte, wie er es von lange her war, dann hätten die alten Herren und die Freunde des Regiments nie und nimmer die hohe Summe gestiftet, die der Bau des Hauses und die innere Einrichtung verschlang. Als Träger altangesehener, hochadliger Namen war jeder der Offiziere sich seiner Stellung und seiner Verpflichtung jederzeit bewußt gewesen und sie waren stolz darauf, als eins der exklusivsten und stolzesten Regimenter der ganzen Armee zu gelten.

Mit Stolz blickten die Zitronenfalter auf ihre Gäste — lauter vornehme Namen.

Ein Ulanenleutnant, der als großer Spieler allgemein bekannte Baron Gersbach, klemmte sich sein Monokel ein und musterte auch seinerseits die Tafelrunde, dann wandte er sich an seinen Nachbar: „Wirklich standesgemäße Gesellschaft, an dem ganzen Tisch nicht ein einziger Bürgerlicher."

„Doch — einer."

Der Ulan klemmte sein Monokel noch fester ein, um den Mann herauszufinden.

„Wer ist es denn?“ fragte er endlich.

„Der Architekt, der uns das Haus gebaut hat.“

„Ach so, der — na, der zählt doch gar nicht mit. Aber wie kommen Sie denn eigentlich dazu, den Mann einzuladen?“

„Wir haben es lange hin und her überlegt, aber es ging nicht gut anders. Der Mann hat früher als Einjähriger bei uns gedient, und aus Anhänglichkeit und aus Liebe zum Regiment hat er uns die Baupläne kostenlos angefertigt und auch sonst hat er sich für seine Bemühungen in keiner Weise etwas berechnet. Na, irgendwie mußten wir uns doch ihm gegenüber revanchieren.“

Der Ulan nickte zustimmend: „Ich verstehe. Und solche Einladung ist nicht nur die einfachste, sondern auch die glänzendste Art des Dankes; der Mann wird bis an sein Lebensende von der Erinnerung des heutigen Abends zehren, na und außerdem ist es doch für ihn eine glänzende Empfehlung, mit uns zusammen gegessen zu haben. Er sieht übrigens für seine Stellung merkwürdig anständig aus, er hat ja sogar manikurte Hände. Wie heißt er denn?“

„Ich glaube Wipper, Lipper, Ripper oder so etwas Ähnliches.“

„Na, ist ja auch egal. — Haben Sie es übrigens schon gehört,“ erkundigte sich der Ulan, „da soll da

hinten in Dingsda bei einem Linienregiment wieder 'ne tolle Sache bei einem Liebesmahl vorgekommen sein. Da hat sich so 'n Knote — Pardon, aber ich möchte das Wort Kamerad in diesem Falle nicht gern anwenden — also da hat sich so 'n Knote mal wieder die Nase begossen und in seiner Besoffenheit, denn anders kann man diesen Zustand nicht bezeichnen, einem Fähnrich, der nach seiner Meinung nicht schnell genug aufsprang, als das besoffene Vieh ihm zutrank, im Kasino eine schallende Ohrfeige gegeben."

„Unglaublich!"

„Aber doch wahr."

„Hat man schon gehört, was weiter wird?"

Baron Gersbach zuckte die Achseln: „Was soll denn werden? Schießen können sich die beide doch nicht, denn daß ein Fähnrich einen Vorgesetzten fordert, gibt's nicht."

„Nee, das gibt es nicht," stimmte der andere bei.

„Bleibt also zweierlei: entweder bittet der Leutnant, wenn er in seinem Leben überhaupt noch einmal wieder nüchtern werden sollte, den Fähnrich vor versammeltem Offizierkorps und vor allen Zeugen des Vorfalls um Verzeihung und die Chose ist dann damit erledigt, oder der Leutnant fliegt, und der Fähnrich muß es dann mit sich selber abmachen, ob er mit der geschlagenen Backe noch weiterleben will. Mit seiner Karriere ist es aber wohl vorbei, bei uns wenigstens würde ein Fahnenjunker, der

eine Ohrfeige hat einstecken müssen, nicht Offizier werden."

Beide schwiegen einen Augenblick, da gerade die Ordonnanz vorbeiging, um die Sektgläser zu füllen. Die beiden Herren tranken sich zu, dann fuhr der Ulan fort: „Der arme Fähnrich kann einem ja schließlich leid tun, er soll sich bei der ganzen Sache tadellos benommen haben, und sich an einen Fahnenjunker zu vergreifen, ist eine noch viel größere Gemeinheit, als gegen einen Kameraden tätlich zu werden. Aber so was kommt von so was, warum sind die Leute heutzutage nicht vorsichtiger bei der Annahme der Offiziersaspiranten. Wer heute die nötige Zulage hat und aus einer Familie stammt, deren Mitglieder nicht einmal ehrenrührig mit der Polizei in Konflikt geraten sind, kann jetzt Leutnant werden."

Der andere stimmte bei: „Leider, leider, traurig genug, daß die Vergrößerung unserer Armee dazu zwingt, bei einem Offiziersersatz auf die Bürgerlichen zurückzugreifen."

Der Ulan leerte wieder sein Glas, dann meinte er: „Sie haben recht, obwohl man nicht leugnen kann, daß es auch ganz nette Bürgerliche gibt. Ich muß ganz offen gestehen, ich habe ein paar Kameraden kennen gelernt — bei uns im Regiment wären sie natürlich einfach undenkbar — aber so mal mit ihnen in der Bahn zusammentreffen." —

Erstaunt blickte der Zitronenfalter auf: „Fahren Sie denn zweiter Klasse?"

„Wer, ich?" Zuerst machte der Ulan ein ganz verdutztes Gesicht, dann lachte er laut auf: „Ich zweiter Klasse, famoser Witz, wollen Sie mir den freigeben? Darf ich den kolportieren? Ich zweiter Klasse, wenn ich das meinem Papa schreibe, amüsiert er sich königlich."

Es dauerte lange, bis der Ulan sich beruhigt hatte, dann meinte er: „Wenn ich vorhin sagte, in der Bahn treffen, so war das natürlich nur bildlich zu nehmen. Ich dachte da an eine flüchtige, vorübergehende Bekanntschaft, und da, wie gesagt, sind die Leute wirklich manchmal ganz nett, und mir macht es direkt Spaß, mich einmal mit einem Kameraden aus der Provinz zu unterhalten, der aus ganz anderen Verhältnissen kommt, und ich amüsiere mich dann köstlich, wenn sie mir erzählen, wie sie mit ihren fünfzig oder sechzig Mark Zulage monatlich auskommen. Ich bitte Sie, fünfzig oder sechzig Mark, soviel bekommt ja allein mein Friseur." Und ganz plötzlich und unvermittelt fragte er: „Sagen Sie bitte mal, wir stritten uns gestern im Kasino darüber, wie lange ist es eigentlich her, daß Sie den letzten Bürgerlichen aus dem Regiment losgeworden sind?"

„Am 15. Mai werden es vier Jahre."

Der Ulan blickte etwas verwundert auf: „Sie wissen sogar das Datum?"

„Aber ich bitte Sie, solchen Freudentag vergißt man doch nicht."

„Da haben Sie recht. Na und unter Ihren Fahnenjunkern haben Sie auch keinen Bürgerlichen?"

„Nicht einen einzigen, der Oberst hat auch kategorisch erklärt, unter keinen Umständen einen Bürgerlichen anzunehmen."

„Sehr verständig von dem Mann. Erstens würde so einer hier gar nicht hineinpassen und zweitens würde er sie alle genieren und sich selbst im höchsten Grade unbehaglich fühlen. Das einzig richtige ist, man bleibt unter sich. Und die Leute, die absolut nichts davon verstehen, aber natürlich trotzdem oder vielmehr gerade deshalb von Kastengeist und Adelsstolz reden, laß sie reden, was geht's uns an."

„Was geht's uns an." Und nach einer kleinen Pause fuhr der Zitronenfalter fort: „Wissen Sie, Kastengeist und Adelsstolz, ich habe in der letzten Zeit manchmal darüber nachgedacht. Wenn bei uns Garderegimentern bei einem Liebesmahl das Glas darauf gelcert wird, daß der Geist im Offizierkorps derselbe bleiben möge, dann heißt das nach meiner Ansicht nicht nur, daß wir die Liebe und die Treue zu unserem Herrscherhaus bewahren sollen, sondern auch, daß wir mit unseren Ansichten die erstklassigen Menschen bleiben sollen, die wir nun einmal sind, daß wir als Träger altadliger Namen, als Angehörige der vornehmsten Garderegimenter uns unserer exklusiven Stellung stets bewußt bleiben und daß

wir fest zusammenhalten und die Scheidewand, die uns von den Bürgerlichen trennt, stets aufrecht erhalten. Na und daraufhin, daß wir Garderegimenter das bleiben, was wir sind, die Träger der vornehmsten Namen, erstklassige Menschen, darauf wollen wir einmal anstoßen."

Dem Ulan war die Rede seines Tischnachbarn viel zu lang gewesen, er hatte kaum hingehört, was der andere sagte, trotzdem stimmte er ihm bei: „Trinken wir." Aber gerade, als er sein Glas erheben wollte, entstand eine allgemeine Unruhe, der Oberst hatte sich erhoben und brachte das erste Hoch auf den obersten Kriegsherrn aus. Und der ersten Rede folgte die zweite auf den anwesenden Vertreter Seiner Majestät des Königs.

Nach einer kurzen Pause erhob sich dieser, um für die ihm dargebrachte Huldigung zu danken, dann fuhr er fort: „Seine Majestät haben mich beauftragt, Allerhöchst sein lebhaftes Bedauern auszusprechen, dem heutigen Ehrentag des Regiments nicht persönlich beiwohnen zu können, Seine Majestät haben mir zu befehlen geruht, dem Regiment, das sich im Krieg und im Frieden stets ausgezeichnet hat, seinen königlichen Gruß zu entbieten und das Regiment seiner königlichen Huld und seines königlichen Wohlwollens zu versichern. Seine Majestät sind gewiß, auch in Zukunft allezeit auf das Regiment rechnen zu können und wissen, daß ein jeder von Ihnen jederzeit bereit ist, mit Freuden

sein Leben für das Vaterland und für sein Herrscherhaus zu lassen, dafür bürgt Seiner Majestät der Geist, der das Regiment stets ausgezeichnet hat und der in diesen Räumen, die in erster Linie der Kameradschaft gewidmet sind, seine besondere Pflege finden soll."

Der hohe Herr machte eine Pause, und ein zustimmendes Gemurmel ging durch die Reihe der Offiziere und Gäste, die stehend die Rede anhörten.

„Jetzt kommt das Hoch auf das Regiment," sagten sich alle und sie sahen nach, ob ihre Gläser auch gefüllt wären, denn dem eigenen Regiment, dem eigenen Ich gebührt ein volles Glas.

Aber der erwartete Schluß der Rede kam noch nicht sogleich, der hohe Herr war sichtbar verlegen, es war allen klar, daß er noch etwas sagen wolle, aber im Augenblick nicht die richtige Form finden könne. Endlich aber hatte er sich gefaßt und sagte: „Meine Herren, endlich haben Seine Majestät mich zu beauftragen geruht, dem Regiment mitzuteilen, daß Seine Majestät mit dem heutigen Tage den Leutnant Winkler, den Sohn des Geheimen Kommerzienrats Winkler, der bisher als Leutnant beim Infanterie-Regiment 250 stand, in Ihr Regiment versetzt hat. Und nun, meine Herren," fuhr der Prinz sichtbar erleichtert mit erhobener Stimme fort, „erheben Sie mit mir die Gläser auf das Wohlergehen dieses schönen Regiments, dessen Offizierkorps in sich die besten Namen der Nation ver-

einigt, dessen Unteroffiziere und Mannschaften ein leuchtendes Vorbild für treueste Pflichterfüllung sind — das Regiment Hurra! Hurra! Hurra!"

Es war allen, als ob ihnen plötzlich die Kehle zugeschnürt wäre, so traurig hatte noch nie ein Hoch auf das Regiment geklungen und es war ein wahres Glück, daß die gellenden Fanfaren in den Saal hineinschmetterten.

Das Hoch war verklungen, Seine Hoheit hatte wieder Platz genommen, aber die anderen standen noch immer und starrten sich an, als hätten sie nicht richtig gehört, als wolle einer in dem Gesicht des Nachbarn lesen, ob das, was er soeben vernommen, wirklich die Wahrheit sei.

„Wir sind bürgerlich geworden."

Niemand wußte, wer das Wort zuerst gesprochen, aber mit einem Male ging es von Mund zu Mund: „wir sind bürgerlich geworden."

Es war allen, als hätten sie einen Strahl kalt Wasser ins Gesicht bekommen, und auch als sie endlich wieder an der Tafel Platz genommen hatten, als die Musik ein lustiges Potpourri spielte und der Sekt wieder in den Kelchen perlte, konnten sie das Unglaubliche noch nicht fassen, nicht begreifen: sie hatten wieder einen Bürgerlichen im Regiment.

Die Stimmung war verflogen, ja noch mehr, es war den Zitronenfaltern, als wäre plötzlich ein ganz anderer Geist in diese Räume gedrungen. Das Fest hatte seinen Glanz verloren, es schien allen,

als glänzte das Silber mit einem Male weniger hell, als wäre das Kristall weniger fein geschliffen, als besäße der Saal nicht mehr die vornehme Eleganz, die ihn vorhin ausgezeichnet hatte.

Es herrschte eine peinliche Stille an der Tafel, die Zitronenfalter wagten es nicht, sich an ihre Gäste zu wenden, sie wußten, die würden sie jetzt mit Fragen bestürmen, wer und was dieser Winkler denn eigentlich sei, woher er käme, was Seine Majestät veranlaßt haben könnte, ihn aus seiner Grenzgarnison in dieses stolze, vornehme Regiment zu versetzen. Das mußte doch irgend eine Bewandtnis haben. Sie wagten nicht aufzusehen, sie wußten auch so, daß in den Gesichtern der Gäste geschrieben stand: „Ihr seid nicht mehr das, was Ihr wart, Ihr selbst könnt ja nichts dafür, daß Ihr bürgerlich geworden seid, aber die Tatsache liegt vor und für Eure Stellung ist das in Zukunft nicht gleichgültig."

Wenn ihnen die Mitteilung wenigstens privatim gemacht worden wäre, daß sie einen bürgerlichen Leutnant bekämen — aber nein, öffentlich vor geladener Gesellschaft war es ihnen gemeldet worden, da gab es kein Leugnen und keine Ausrede. Es war geradezu ein Schlag ins Gesicht, auch für die alten Herren, die zum Teil von weither gekommen waren, um der Einweihung des neuen Hauses beizuwohnen. Und nun zog in das neue Haus gleich ein neues Element mit ein: ein Bürgerlicher! Wo-

durch hatte das Regiment es verdient, daß man ihm den Nimbus nahm, der das Offizierkorps stets ausgezeichnet hatte? Damals, als sich vorübergehend ein bürgerlicher Leutnant bei ihnen aufhielt, hatten sie alle darunter gelitten und es als eine besondere Gnade des Königs betrachtet, daß er den Offizier auf persönlichen Wunsch des Offizierkorps wieder zur Linie versetzte. Als sie wieder unter sich waren, hatte sich ein jeder geschworen, fortan noch mehr als bisher nur für die Ehre des Regiments zu leben, damit nicht zum zweitenmal ein Bürgerlicher in ihre Mitte gesetzt würde. Nun war es doch geschehen.

Der Ulan hatte schon lange seinen Nachbar, der still vor sich hinbrütete, betrachtet, jetzt fühlte er sich veranlaßt, ein teilnehmendes Wort zu sagen und alles, was er auf dem Herzen hatte, faßte er in die Bemerkung zusammen: „Schade, es war so hübsch bei Ihnen."

Der Zitronenfalter zuckte zusammen. Was hießen diese Worte anders als: „Der Anfang ist gemacht, dem einen Bürgerlichen werden weitere folgen und selbst wenn er der einzige bleiben sollte, es ist nicht mehr bei euch so wie es war."

Die Ulanen galten als ein kolossal feudales Regiment, die Zitronenfalter hatten die größten Anstrengungen gemacht, um ein kameradschaftliches und freundschaftliches Verhältnis mit ihnen herbeizuführen; endlich war es gelungen, die Ulanen waren

heute fast vollzählig erschienen, sie hatten „dem eng-befreundeten Regiment“ einen kostbaren Tafelaufsatz überreicht, und nun — kaum daß die Freundschaft geschlossen war, drohte sie schon wieder auseinander zu gehen.

Alle atmeten erleichtert auf, als endlich die Tafel aufgehoben wurde, die Zitronenfalter hatten das brennende Verlangen, sich untereinander auszusprechen und Näheres über den neuen Kameraden zu erfahren, irgend einer mußte doch etwas wissen. Der Mann mußte doch, soweit es für einen Bürgerlichen überhaupt möglich war, einen Namen haben, sonst hätte Seine Majestät sich doch nicht so für ihn verwendet.

So bildeten sich denn streng getrennte Gruppen der Gäste, der alten Herren und der vom Regiment — eine jede behandelte für sich das große Ereignis.

Die Zitronenfalter umringten den Regimentsadjutanten, Graf Wettborn; der war ganz blaß und wippte nervös auf den Spitzen seiner untadeligen Lackstiefel. Ihm ging die Sache nach dem Kommandeur am nächsten, er war bei vielen Gelegenheiten doch der Repräsentant und der Vertreter des Offizierkorps und nun sollte er später den Winkler auch mit vertreten, er, ein Graf? Er war eine große, stolze, vornehme Erscheinung, auf seiner Brust prangte als letzte Errungenschaft ein Orden vierter Klasse, den er sich als Vortänzer bei Hofe erworben hatte. Zwei Jahre lang hatte er diese Stellung bekleidet,

das war nicht nur für ihn, sondern auch für das Regiment eine hohe Auszeichnung gewesen, und als er in die Front zurücktrat, war er zum Adjutanten ernannt worden, und alle hatten ihm, als den würdigsten von ihnen, diese Stellung von Herzen gegönnt.

„Aber Graf, so reden Sie doch, Sie müssen doch etwas wissen, wer ist denn dieser Winkler?"

Gespannt blickten alle auf den Grafen, es herrschte Totenstille, man wagte kaum zu atmen.

„Meine Herren," nahm der Adjutant endlich das Wort, „was der Herr Oberst und ich wissen, haben wir soeben von Seiner Königlichen Hoheit erfahren. Der alte Winkler ist Fabrikbesitzer."

Es war allen, als fiele ihnen ein Stein vom Herzen. Fabrikbesitzer! Viel war es ja schließlich nicht und mit der gesellschaftlichen Stellung eines Rittergutsbesitzers oder eines Kammerherrn nicht zu vergleichen, aber schließlich war Krupp au fond ja auch nur Fabrikbesitzer gewesen und der deutsche Kaiser hatte ihn doch öffentlich vor aller Welt seinen Freund genannt. Es wich ihnen ein Alp von der Brust, aber mit einem Male sahen sie, daß der Graf doch noch etwas auf dem Herzen hatte, daß die Sache mit dem Fabrikbesitzer doch noch einen Haken haben mußte.

„Und was fabriziert der Mann denn? Geschütz oder Maschinen?"

„Nichts von beidem — Hosenknöpfe."

Wäre ein Blitz zwischen die Zitronenfalter gefahren, sie hätten nicht schneller, nicht entsetzter zurückprallen können.

„Um Gottes willen!"

Endlich sahen sie sich um, ob nicht vielleicht einer der Gäste oder der Ordonnanzen zufällig in der Nähe gestanden hätte, dann umringten sie wieder den Adjutanten.

Der lange Bebitz hatte sich zuerst gefaßt, er stand sich mit dem Adjutanten sehr gut und war mit diesem beinahe befreundet, so konnte er sich schon eine Bemerkung erlauben: „Machen Sie keine faulen Witze, Graf, danach ist uns allen nicht zumute, und so etwas sagt man auch nicht im Scherz. Also heraus mit der Sprache, was fabriziert der Alte?"

Der Graf sah den Sprecher ruhig an: „Lieber Freund, mir ist selbst am allerwenigsten zum Scherzen zumute, aber es ist, wie ich sagte, der Mann fabriziert Knöpfe, natürlich en gros. Er hat drei große Fabriken und beschäftigt Tausende von Arbeitern, für die er in wahrhaft glänzender Weise sorgen soll. Seit vielen Jahren ist er Stadtverordneter und seit drei Jahren Geheimer Kommerzienrat; er hat kürzlich für eine wohltätige Stiftung, die unter dem allerhöchsten Protektorat Ihrer Majestät der Königin steht, hunderttausend Mark gestiftet und sich auf weitere fünf Jahre zu einem jährlichen Beitrag von zwanzigtausend Mark verpflichtet. Einen hohen Orden, den man ihm zudachte, hat er abge-

lehnt und auf Befragen, wie man ihm denn danken könnte, geantwortet, daß er sich freuen würde, wenn sein einziger Sohn aus der Grenzgarnison nach der Residenz versetzt würde, damit er ihn häufiger sehen könne. Abschlagen konnte man ihm seinen Wunsch nicht und so ist der Sohn zu uns gekommen."

Und nach einer kleinen Pause, während der tiefstes Schweigen herrschte, fuhr der Adjutant fort: „Die Versetzung des Leutnants Winkler in unser Regiment ist auf persönlichen Befehl Seiner Majestät des Königs erfolgt. Es steht uns nicht zu, die Entschlüsse Seiner Majestät zu kritisieren, ich bitte Sie, dessen eingedenk zu bleiben und sich jeder Urteilsäußerung zu enthalten."

Das war klar und deutlich, alle hörten es heraus, daß der Adjutant im Namen und Auftrage des Kommandeurs sprach, und so zog sich denn einer nach dem andern schweigend zurück.

Aber dieses Schweigen sagte viel mehr als alle Worte, gedrückt schlichen die Zitronenfalter herum und sie hatten nicht den Mut, ihre Gäste zum Bleiben zu bitten, als diese viel früher als sonst sich zum Aufbruch rüsteten. Es war ja auch ganz gleichgültig, ob sie noch eine Stunde länger blieben, die Stimmung war zum Teufel, das Fest war allen verdorben. So leerten sich die Säle denn mehr und mehr, einer nach dem andern ging davon, nur die Zitronenfalter blieben zurück; aber als sie endlich ganz unter sich waren, da fragten sie sich immer

und immer wieder: „Wodurch haben wir das verdient?"

In einer Ecke des Saales auf einen Sessel zusammengesunken saß der kleine Willberg, der Liebling und der Verzug aller, ein junger Leutnant von sechsundzwanzig Jahren, dessen Vater schon bei den Zitronenfaltern gestanden hatte und der sich am Ehrentag des Regiments das eiserne Kreuz erster Klasse verdient hatte. Er mochte dem Sekt etwas reichlich zugesprochen haben, das heulende Elend war über ihn gekommen, er weinte und schluchzte wie ein Kind.

„Willberg, was haben Sie nur?" fragten ihn die Kameraden, die teilnehmend näher traten.

Da erhob er sein sonst so jugendfrisches Gesicht, an dem jetzt die hellen Tränen hinunterliefen, und mit herzzerreißender Stimme schluchzte er: „Mein Regiment, mein schönes Regiment!"

Und von allen, die um ihn herumstanden, hatte nicht ein einziger ein Wort des Trostes — sie waren alle zum Sterben traurig.

II.

„Heute mittag zwölf Uhr wünsche ich die Herren Offiziere im beliebigen Anzug auf dem Kasernenhof zu sprechen."

Auf dem Instanzenweg war der Befehl des Herrn Oberst allen mitgeteilt worden, nun standen die Herren erwartungsvoll bei der Kaserne. Die Fragen: „Was hat der Alte denn nur wieder? Hat einer etwas ausgefressen?" wurden stets dahin beantwortet: „Winkler ist heute morgen angekommen und soll uns vorgestellt werden."

Und dieser sich stets gleichbleibenden Antwort folgte jedesmal ein sich stets gleichbleibendes „Ah!" — es war ein Ausruf des tiefsten Bedauerns und der größten Enttäuschung. Also Winkler war doch gekommen! Wieviel heiße Gebete waren nicht zum Himmel gesandt worden, er möge nicht kommen. Und im stillen hatte man immer noch gehofft, die Versetzung würde wieder rückgängig gemacht werden. Seine Majestät hatte unter der Hand durch einen Adjutanten Erkundigungen einziehen lassen, wie das

Offizierkorps über den neuen Kameraden denke; man hatte mit seiner Ansicht nicht hinter den Berg gehalten, aber statt der erhofften Zurücknahme der Versetzung war der Adjutant eines Tages wieder im Regimentshause erschienen und hatte natürlich nur ganz gesprächsweise, aber trotzdem doch sehr offiziell geäußert, Seine Majestät wäre über das, was er in betreff des Leutnant Winkler von dem Offizierkorps erfahren, sehr ungnädig und Seine Majestät gebe der festen Erwartung Ausdruck, daß das Regiment den neuen Kameraden mit offenen Armen aufnehmen würde. Diese Worte des Adjutanten hatten ihre Wirkung nicht verfehlt, nicht als ob man seine Ansicht plötzlich änderte, aber man hütete sich, das, was man dachte, in seiner Gegenwart weiter auszusprechen.

Nun war der Winkler da.

„Wie sieht er aus? Was macht er für einen Eindruck? Hat schon jemand mit ihm gesprochen?"

Die Fragen schwirrten durcheinander — da schlug es zwölf Uhr und auf die Minute erschien der Kommandeur mit seinem Adjutanten und mit Leutnant Winkler.

Der Oberstleutnant meldete die Herren zur Stelle, und der Herr Oberst ergriff sogleich das Wort: „Meine Herren, ich habe Sie zu mir gebeten, um Ihnen unseren neuen Kameraden, Herrn Leutnant Winkler, vorzustellen — bitte, Herr Leutnant."

Leutnant Winkler trat einen Schritt vor und

legte grüßend die Hand an den Helm, er stand in stramm dienstlicher Haltung, eine mittelgroße, schlanke und doch kräftige Gestalt. Er war sehr gut gewachsen, die kleidsame Uniform der Zitronenfalter mit der reichen Goldstickerei stand ihm ausgezeichnet, und aus seinem jugendfrischen Gesicht — er war siebenundzwanzig Jahre alt — mit dem dichten blonden Schnurrbart und aus seinen hellen blauen Augen sprachen Energie und Selbständigkeit. Mancher andere hätte in diesem Augenblick vielleicht eine gewisse Unruhe und Verlegenheit nicht verbergen können, Winklers Gesicht aber blieb gleichmäßig ruhig.

Die Zitronenfalter musterten den neuen Kameraden mit prüfenden Augen, gleichsam als ob sie ein Pferd prüften, das ihnen vorgeführt würde; sie warfen einen Blick auf seine Figur, auf seine Beine, sahen ihn daraufhin an, ob er wohl einen guten Parademarsch würde machen können, ob sein Äußeres einigermaßen den Anforderungen genüge, die man an einen Angehörigen eines so vornehmen Regiments stellte, und je nachdem sie mit dem Ausfall ihrer Musterung zufrieden waren, legten sie mehr oder weniger kurz ihre Hand oder auch nur einen Finger der Rechten an ihre Mütze.

„Herr Leutnant Winkler," nahm jetzt der Herr Oberst wieder das Wort, „Ihnen ist die große Auszeichnung zuteil geworden, auf direkten Befehl Seiner Majestät des Königs einem Regiment ein-

verleibt zu werden, das auf eine ruhmreiche Vergangenheit zurückblickt, dessen Offizierkorps sich jederzeit durch die Lauterkeit seines Charakters, durch die Ritterlichkeit seiner Gesinnung, durch die Ehrenhaftigkeit seines dienstlichen und außerdienstlichen Lebens ausgezeichnet hat. Sie kommen zu uns aus einer fremden Garnison, aus fremden Verhältnissen. Sie sind aufgewachsen und groß geworden in Kreisen, die an Ansichten den unserigen nicht immer gleich sind. Es wird Ihre erste Aufgabe sein müssen, im wahrsten Sinne des Wortes einer der Unserigen zu werden, die Uniform macht den Angehörigen eines Regiments noch nicht, sondern allein der Geist, der ihn beseelt. Und auf den Geist eines Offizierkorps ist es nicht ohne Einfluß, wie es in finanzieller und materieller Hinsicht lebt. Sie, Herr Leutnant, verfügen über eine Zulage, die in ihrer Höhe in keinem Verhältnis steht zu den niedrigen Summen, über die die meisten meiner Offiziere verfügen. Sie, Herr Leutnant, sind in Kreisen groß geworden, in denen das Geld die Hauptrolle spielt, in denen gewissermaßen die Ehre des einzelnen nach seinem Guthaben, das er auf der Bank hat, gemessen wird. Wir aber sehen unseren Stolz darin, mit geringen Mitteln, oder besser gesagt, trotz der geringen Mittel das zu bleiben, was wir sind. Sie werden im Laufe der Zeit ja selbst sehen, wie sich viele Ihrer Kameraden einschränken, um überhaupt nur auszukommen, wie

sie sich Entbehrungen aller Art auferlegen müssen, um nach außen hin würdig auftreten zu können. Wenngleich ich aus Ihrer Konduite mit Freuden ersehen habe, daß Sie in Ihrer kleinen Garnison bisher sparsam lebten und in keiner Weise Aufwand trieben, so möchte ich Sie dennoch jetzt, wo Sie in die Residenz versetzt sind, ernstlich bitten und dringend ermahnen, den Versuchungen, die in jeglicher Gestalt an Sie herantreten werden, zu widerstehen. Bleiben Sie auch jetzt bescheiden in Ihrem Leben und verfallen Sie nicht in den bei Ihrer Jugend ja leicht begreiflichen Fehler, mit Ihrem Geld und Ihrem Reichtum zu renommieren und sich den Kameraden gegenüber aufzuspielen. Wenn Sie meine Warnung befolgen, dann wird sich sehr bald zwischen Ihnen und den anderen Herren, denen Sie heute ja noch ein Fremder sind, ein kameradschaftliches und freundschaftliches Verhältnis entwickeln." Und zu dem Adjutanten gewandt, fuhr er fort: „Herr Graf, ich bitte Sie nunmehr, Herrn Leutnant Winkler den einzelnen Herren vorzustellen."

Das geschah, streng nach der Anciennität, mit dem Oberstleutnant fing es an, mit dem jüngsten Leutnant hörte es auf.

Erst als die Namen der Leutnants anfingen, kam etwas Leben in Winklers Gestalt. Während der langen Rede des Herrn Oberst und auch als ihm die Namen seiner Vorgesetzten genannt wurden,

stand er unbeweglich da, die Hand am Helm, und das mußten ihm alle lassen, er stand gut, ohne sich zu rühren und ohne sich zu regen, und er hatte auch seinen Gesichtsausdruck derartig in der Gewalt, daß keine seiner Mienen zuckte, daß nichts in seinem Gesicht verraten hatte, was er bei den Worten des Herrn Oberst empfand. Als die Namen der Leutnants genannt wurden — die Oberleutnants hatte er als Vorgesetzte begrüßt — nahm er eine etwas legere Haltung an und erwiderte die Verbeugungen der Kameraden. Und seine Verbeugung war gut, auch das mußte man ihm lassen.

Endlich konnte er die Hand herunternehmen und ganz bequem stehen, der Arm war ihm fast abgestorben und die Muskeln der Beine zitterten und schmerzten — aber er verriet dies durch keine Bewegung.

„Herr Leutnant Winkler wird zum zweiten Bataillon zur fünften Kompagnie versetzt."

Alle Blicke richteten sich auf den Hauptmann der Fünften, den Freiherrn von Warnow: der galt im Regiment als der vornehmste Offizier, sein Adel war uralt, er konnte ihn zurückführen bis auf Kaiser Rotbart, unter dem schon ein Warnow sich in den Feldzügen ausgezeichnet hatte. Er war mit einer Gräfin Marburg verheiratet, er verfügte über ein sehr großes Vermögen und sein Haus galt als das aristokratischste der Residenz. Wenn es sich jemals darum handelte, das Regiment zu vertreten, wenn

irgendwohin eine Deputation gesandt wurde, stets befand sich Freiherr von Warnow dabei. Er war durch seine Geburt, durch seine Beziehung zu den vornehmsten Familien des Landes dazu prädestiniert. Und ebenso vornehm wie er in seinem Leben war, war er auch im Dienst. Er duldete bei seinen Offizieren keine Schimpfworte und keine Mißhandlungen, er machte, wie die Kameraden es scherzhaft nannten, den Versuch, aus jedem Musketier einen Gentleman zu machen, und in seinem Oberleutnant, dem Baron von Felsen, hatte er eine ausgezeichnete Hilfe. Seit vierzehn Tagen hatte er nur einen Offizier, da sein Leutnant kürzlich in der Reitstunde gestürzt war und sich den Arm gebrochen hatte. Es konnten wenigstens noch vier Wochen vergehen, ehe der wieder Dienst tun konnte, trotzdem war er gar nicht auf den Gedanken gekommen, daß man ihm einen anderen Offizier geben würde.

Und nun bekam er den Winkler auf die Kompagnie, er, der Freiherr von Warnow!

Er konnte seinen Unmut nicht verhehlen, er zog zornig die dichten Augenbrauen zusammen, er wollte ingrimmig irgend etwas vor sich hinmurmeln, da traf ihn Winklers Blick. Der hatte, als er den Namen seines Hauptmanns hörte, sich suchend umgesehen, wer von den vielen, denen er soeben vorgestellt war, der Freiherr von Warnow sei. Da sah er dessen enttäuschtes und fast empörtes Gesicht und sofort wußte er: das ist er! Und er richtete

fest seine Augen auf ihn, gleichsam als wolle er fragen: was habe ich dir getan? Vielleicht, daß er eine Kleinigkeit blasser wurde, aber seine Stimme hatte den ruhigen, sicheren Klang, als er nun auf den Vorgesetzten zutrat und sich bei ihm meldete.

Freiherr von Warnow legte dankend einen Finger an die Mütze, dann sagte er: „Es wäre richtiger gewesen, Sie hätten sich erst bei Ihrem Herrn Major gemeldet."

Winkler bekam einen roten Kopf, dann holte er das Versäumte nach und trat dann auf den Freiherrn von Masemann, seinen Oberleutnant, zu, um sich diesem als Kompagniekameraden gewissermaßen nochmals vorzustellen. Der faßte seine Liebenswürdigkeit als etwas ganz Selbstverständliches auf und hatte als Entgegnung nur ein kurzes „Ich danke!"

Der Oberst unterhielt sich mit den Stabsoffizieren, die anderen Offiziere plauderten in einzelnen Gruppen, Winkler stand ganz allein, niemand kümmerte sich um ihn. Und er atmete erleichtert auf, als der Oberst endlich die Herren entließ.

Auch Winkler wandte sich zum Gehen, aber da rief ihn sein Hauptmann, der im Gespräch mit seinem Oberleutnant stand, zu sich heran: „Bitte, noch einen Augenblick, Herr Leutnant," und nach einer kleinen Pause fuhr er fort: „Ich weiß nicht, Herr Leutnant, ob Sie es schon wissen, sonst möchte ich es Ihnen gleich jetzt sagen, daß in meiner Kompagnie ein durchaus vornehmer, anständiger Ton

herrscht; ich muß Sie schon heute bitten, alles Fluchen und Schelten zu vermeiden, meine Leute sind es gewohnt, als anständige Menschen behandelt zu werden. Daß Sie gerade zu meiner Kompagnie kommen, ist eine Auszeichnung, der Sie sich würdig zu erweisen hoffentlich bemüht sein werden." Und sich an seinen Oberleutnant wendend, fuhr er fort: „Und nicht wahr, lieber Baron, wenn es Herrn Leutnant Winkler im Anfang nicht leicht werden sollte, den richtigen Ton zu finden, dann haben Sie wohl die Güte, ihm zu helfen."

Der Oberleutnant legte zustimmend die Hand an die Mütze, dann wandte sich der Hauptmann wieder zu Winkler: „Morgen früh werden wir uns ja im Dienst sehen, geben Sie bitte dem Feldwebel Ihre Wohnung auf, damit der weiß, wo Befehle Sie erreichen."

„Zu Befehl, Herr Hauptmann."

„Dann hätte ich weiter nichts für Sie — ich danke Ihnen, meine Herren."

Die beiden Leutnants wandten sich zum Gehen und schweigend schritten sie nebeneinander über den großen Kasernenhof. Erst als sie das Tor passiert hatten, sagte der Baron: „Wir essen erst um sechs Uhr Mittag, kommen Sie mit ins Regimentshaus zum Frühstück?"

Aber Winkler lehnte ab: „Ich muß noch bei den höheren Vorgesetzten meine Meldung abstatten und habe auch sonst noch viel zu tun."

Der andere drängte nicht weiter in ihn, so verabschiedeten sie sich denn kurz.

Winkler rief sich eine Droschke herbei, und es war fast drei Uhr, als er endlich wieder in sein Hotel kam, in dem er vorläufig Wohnung genommen hatte.

„Sind Postsachen für mich angekommen?“ erkundigte er sich. Seit drei Tagen war er ohne Nachricht von zu Hause, er hatte seinen Eltern telegraphisch mitgeteilt, daß er heute in der Residenz eintreffen würde, und hoffte, nun einen Gruß vorzufinden.

Der Portier hatte die Post durchgesehen. „Es ist nichts da, Herr Leutnant.“

Winkler konnte seine Enttäuschung nur schwer verbergen, gerade heute, wo er sich so grenzenlos einsam und verlassen vorkam, hätte ihn ein Gruß der Eltern besonders erfreut. Er war ja darauf vorbereitet gewesen, daß man ihn nicht allzu herzlich willkommen heißen würde, aber daß man ihn mit solcher Kälte und mit solchem Widerwillen aufnahm, das hatte er nicht geahnt, das hatte er auch nicht erwartet.

„Der Schlüssel zum Zimmer ist oben, Herr Leutnant.“

So stieg er denn betrübt die Treppe empor. Zu seinem Erstaunen war die Stubentür nicht geschlossen, und als er sie öffnete und ins Zimmer trat, tönte ihm ein lautes, helles Lachen entgegen:

„Haha, ja, Georg, mein Junge, das nenne ich eine Überraschung, was? Ich habe dem Portier gesagt, ich würde ihm das Genick umdrehen, wenn er Dir meine Ankunft verriete, seit zwei Stunden sitze ich nun schon hier und warte auf Dich, Na, gottlob, da bist Du ja endlich. Und wie Du aussiehst, Junge, Mutter würde vor Stolz auseinander gehen, wenn sie Dich so sehen könnte. Als erstes läßt Du Dich nachher natürlich gleich photographieren." Und in herzlichster Freude und in berechtigtem Vaterstolz schloß der Kommerzienrat seinen Sohn in die Arme.

Georg machte sich endlich frei. „Vater, ist das aber eine Überraschung, wie kommst Du denn hierher?"

Der alte Herr, ein mittelgroßer, kräftiger, untersetzter Sechziger mit einem dicken roten Gesicht, großen grauen Augen und dichten buschigen Brauen, dessen ganzes Wesen eiserne Willenskraft und Energie, zugleich aber auch ein großes Selbstbewußtsein verriet, sah seinen Sohn mit behaglichem Lachen an. „Kennst Du Deinen Vater so wenig, daß Du glaubst, er ließe Dich heute hier allein? Ich muß Dir doch helfen eine Wohnung suchen, vor allen Dingen aber muß ich doch wissen, wie es Dir geht und muß doch hören, was die Leute hier zu Dir gesagt haben. Na, nu erzähl mal."

Georg hatte Helm und Schärpe abgenommen und vertauschte nun den Waffenrock mit einer bequemen Hausjacke, dann nahm er eine der Zigarren,

die der Vater ihm anbot, und ließ sich auf einen Stuhl nieder.

„Aber Junge, so erzähle doch, man kann doch auch sprechen, während man sich umzieht. Ich weiß, Du sagst immer: eins nach dem andern, ich aber habe immer gesagt: man kann vieles zu gleicher Zeit tun. Glaubst Du, daß ich es sonst so weit gebracht hätte? Im Stehen habe ich mein Mittag eingenommen, mit der Linken gegessen, mit der Rechten auf meinem Pult mir Notizen gemacht und zwischendurch noch allen Leuten Aufträge und Anordnungen gegeben. Also nun los damit, rede."

Mit gespannten Blicken sah der Kommerzienrat auf seinen Sohn, der aber schwieg noch immer, endlich sagte er: „Vater, es ist alles so gekommen, wie ich Dir damals schrieb, als Du mir mitteiltest, daß Du meine Versetzung hierher erbeten hättest. Es ist genau so gekommen, wie ich Dir sagte, sogar noch viel schlimmer."

Der Alte hatte sich aufgerichtet und sah seinen Sohn groß an. „Das soll also heißen —"

„Das soll heißen," fuhr der Sohn fort, „daß man mich hier beim Regiment in einer Art und Weise aufgenommen hat, die mir nicht nur die Schamröte ins Gesicht hätte treiben können, sondern mich auch in Zorn und Empörung hätte versetzen können und es auch innerlich getan hat. Aber nach außen hin habe ich mich beherrscht, wie ich es stets tue. Man hat mir lange Reden gehalten, man hat mich

ermahnt, meine Schuldigkeit zu tun, und man hat mir immer wieder unter die Nase gerieben, daß es eine große Auszeichnung sei, dem Regiment anzugehören."

„Das ist es auch," bestätigte der Vater, „Du hättest nur die Augen sehen sollen, als ich den Freunden und Bekannten erzählte, ich hätte Deine Versetzung zu den Zitronenfaltern durchgesetzt. Man wollte es mir nicht glauben, bis ich es ihnen schwarz auf weiß bewies. Ja, ja, mein Junge, leicht ist es mir nicht geworden, und billig ist das Vergnügen auch nicht. Zweimalhunderttausend Mark sind keine Kleinigkeit. Na, mir tut das Geld nicht leid."

„Wohl aber mir, Vater, denn ich glaube es nicht nur, ich weiß, daß es schlecht angelegt ist. Als Du mir damals schriebst, Du wärst um meine Versetzung eingekommen, da habe ich Dich gleich gebeten, alles zu tun, was in Deinen Kräften stände, um Dein Gesuch wieder zurückzuziehen. Du hast mich ausgelacht und mir geschrieben: die Zitronenfalter werden schon wissen, was sie an dem Sohn des Geheimen Kommerzienrats Winkler haben und wenn sie es nicht wissen, dann werden sie es mit der Zeit schon lernen."

„Das werden sie auch, mein Sohn, das werden sie."

Aber Georg schüttelte den Kopf: „Das werden sie nicht, Vater, sie werden sich auch gar nicht die Mühe geben, mich kennen zu lernen, sie betrachten

mich als einen Eindringling, als einen Fremden. Schon heute weiß ich, daß sie auf die Stunde warten, in der sie mich wieder mit Anstand loswerden, sie werden mich beobachten, alles, was ich tue, alles, was ich spreche, auf die Wagschale legen, bis sie endlich einen Grund haben, mir zu sagen: lieber Freund, für ein so vornehmes Regiment, wie wir es sind, eignen Sie sich nicht. Und in einer kleinen Garnison werde ich mich eines Morgens wiederfinden."

Der Alte brauste auf: „Oho, so weit sind wir noch nicht, und ehe es dahin kommt, habe ich auch noch ein Wort mitzureden. Ich stehe bei meinem König in hoher Gunst und ich werde schon zur gegebenen Stunde den Mund aufzumachen wissen."

Georg zuckte die Achseln: „Dann ist es zu spät und würde nichts mehr nützen. Und schließlich würdest Du auch nicht wollen, daß das Offizierkorps mich gegen seinen Willen behalten müßte. Ich leide schon genug darunter, daß ich gegen seinen Willen überhaupt hierhergekommen bin. Oder meinst Du, ich hätte es nicht bitter empfunden, daß nicht ein einziger ein Wort des Willkommens für mich hatte, daß nicht ein einziger mir die Hand zum Gruß reichte?"

Dem Vater schwollen die Adern auf der Stirn. „Was fällt den hochnäsigen Patronen denn ein? Worauf bilden sie sich denn etwas ein? Nur darauf, daß sie bei der Geburt zufällig in eine

Wiege geraten sind, die in einem adligen Hause stand? Ist es denn ihr Verdienst, daß sie einen Grafen oder einen Freiherrn zum Vater haben? Daß ich nicht lache! Wenn das alles ist, worauf sie sich etwas einbilden, dann können die hochnäsigen Junker mir in der Seele leid tun. Als Sohn eines Adligen geboren zu werden, ist kein Verdienst, wohl aber wie ich der Sohn eines kleinen Beamten zu sein und sich aus eigener Kraft und durch eigenen Fleiß hinaufgearbeitet zu haben und so angesehen dazustehen wie ich. Und wenn das einer nicht einsieht, dann will er es nicht einsehen oder er kann es nicht, weil er wahnsinnig dumm ist."

Der Kommerzienrat war aufgesprungen und ging erregt im Zimmer auf und ab. Georg kannte seinen Vater, wenn der sich in einer Stimmung befand wie jetzt, mußte er sich erst austoben, er mußte sich erst selbst wieder beruhigen, ehe er fremdem Zuspruch zugänglich war. So ließ er seinen alten Herrn denn ruhig gewähren, bis dieser sich endlich mit einem gotteslästerlichen Fluche wieder auf seinem Stuhle niederließ.

„So," sagte er, „nun ist mir wieder wohl. Und im übrigen, mein Sohn, glaube ich, daß Du etwas zu schwarz siehst. Daß die Leute Dich gewissermaßen als Eindringling betrachten, kann man ihnen ja eigentlich nicht verdenken, und daß sie Dir nicht gleich mit ausgestreckten Händen entgegeneilen, ist, wenn man gerecht urteilt, zum mindesten auch er-

klärlich. Die Herren kennen Dich ja nicht, sie wissen weiter nichts von Dir, als daß Du der Sohn Deines Vaters bist, und da ich nicht mit einer Krone auf dem Schädel geboren wurde, so genügt ihnen das vorläufig noch nicht, sie wollen und müssen Dich erst kennen lernen. Wenn ich ruhig darüber nachdenke, und jetzt bin ich ruhig, da muß ich eigentlich sagen, daß mir der Empfang, wie er Dir zuteil geworden, gefällt. Leutnants sind doch schließlich keine kleinen Mädchen, die sich gleich in den ersten fünf Minuten Freundschaft auf Leben und Tod schwören. Warum sollten die Zitronenfalter eigentlich auch gleich vor Entzücken außer sich geraten, wenn sie Dich sehen? Nur weil Du ein bildhübscher Bengel bist? Nein, mein Sohn, laß man, an Dir wird es liegen, Dir Deine Stellung im Regiment zu machen, und Du wirst sie Dir schon machen, das weiß ich ganz genau."

„Wenigstens will ich es versuchen, Vater, an mir soll es nicht liegen, wenn es nicht gelingt."

„Warum soll es denn nicht gelingen? Nun fang doch nicht wieder von vorn an. Nimm den Kopf hoch und blicke mutig in die Zukunft, was man ernsthaft zu erreichen bemüht ist, erreicht man auch als ernsthafter Mensch. Und damit Punktum."

Georg stimmte ihm bei: „Ja, lassen wir das Thema ruhen, nur die Zukunft allein kann und wird ja entscheiden, wer von uns beiden recht hat. Nur

eins möchte ich noch gern wissen, in meinen Briefen seid Ihr mir die Antwort darauf schuldig geblieben: nicht wahr, der Gedanke, mich von der Linie zur Garde versetzen zu lassen, ist doch von der Mutter ausgegangen?"

Der Kommerzienrat lachte behaglich auf: „Na, wenn Du es denn absolut wissen willst, recht hast Du, mein Sohn. Du kennst ja Deine Mutter, sie ist ja eine Perle, aber sie müßte keine Frau sein, wenn ihr das Geld, die Titel und die Stellung, die ich jetzt bekleide, nicht etwas in den Kopf gestiegen wären. Wir machen doch nun einmal ein großes Haus, schon Deiner Schwester Else wegen, alle Welt verkehrt bei uns, na und da war es ihr nicht gerade angenehm, auf Befragen immer erklären zu müssen, Du ständest da hinten in dem elenden Nest bei einem wenig angesehenen Regiment. Gesagt hat natürlich niemand etwas, aber in den Gesichtern der anderen hat Deine Mutter doch gelesen: ‚Da sieht man wieder, daß es doch noch Türen gibt, die das Geld nicht öffnet.' Das hat sie natürlich geärgert und gewurmt und in ihrer Eitelkeit verletzt, einen Jungen hat sie doch nur und für den ist das Beste gerade gut genug. So hat sie mir in den Ohren gelegen, bis ich schließlich tat, wie sie wollte."

„Genau so habe ich es mir ja auch gedacht," meinte Georg. „Ich sehe die Mutter ordentlich vor mir, wie sie auf Dich einredete, ich weiß sogar jedes

Wort, das sie zu Dir sprach. Na, sie hat es gewiß gut gemeint, nun ist sie wohl sehr glücklich?"

Der Kommerzienrat lachte laut auf: „Glücklich, mein Junge, ich sage Dir, für den seligen Zustand, in dem sie sich jetzt befindet, gibt es überhaupt gar keine Worte, sie kommt aus ihrem besten Schwarzseidenen, das sie bei besonders feierlichen Gelegenheiten zu tragen pflegt, überhaupt nicht mehr heraus."

Auch Georg lachte, und sie sprachen von der Mutter und von seiner Schwester Else, an der er mit grenzenloser Liebe hing, von dem Elternhaus und der Fabrik, bis der Schlag der Uhr Georg daran erinnerte, daß es hohe Zeit für ihn sei, zu Tisch zu gehen.

Der Kommerzienrat machte ein ärgerliches Gesicht. „Essen wir denn nicht zusammen? Ich hatte mir gedacht, wir wollten uns zur Feier des Tages in irgend einem guten Restaurant ein Diner zusammenstellen lassen, das den Neid der unsterblichen Götter hervorriefe."

„Heute geht es unmöglich, Vater, heute am ersten Tage darf ich unter keinen Umständen im Regimentshaus fehlen; morgen kann ich mich vielleicht frei machen."

Der Alte knurrte ärgerlich vor sich hin: „Morgen ist nicht heute. Na, aber schließlich geht es wohl nicht anders." Und nach einer kurzen Pause sagte er: „Kann ich nicht mit im Regiments-

haus essen? Ich möchte Deine Regimentskameraden doch auch kennen lernen. Ich habe überhaupt gedacht, ich wollte bei Deinem direkten Vorgesetzten oder wenigstens bei Deinem Kommandeur Besuch machen."

Georg geriet in einige Verlegenheit; er war ein sehr guter Sohn, er war stolz auf seinen Vater und liebte ihn über alles, aber gerade deshalb wollte er es vermeiden, daß man ihn bei Tisch vielleicht etwas über die Achsel ansah, er wollte unter keinen Umständen Gelegenheit bieten, daß die Kameraden untereinander vielleicht Bemerkungen über ihn austauschten, weil ihnen irgend etwas an ihm nicht gefiel. Und er fürchtete auch, daß sein Vater, dessen leidenschaftliches, aufbrausendes Temperament er nur zu gut kannte, sich dann würde hinreißen lassen, irgendwelche tadelnden Bemerkungen zu machen, die ihnen beiden nur schaden konnten. So sagte er denn ausweichend: „Auch, das geht heute wohl nicht, Vater, es ist ein alter Brauch in der Armee, daß der Offizier, wenn er zum erstenmal mit seinen neuen Kameraden zusammen ißt, von diesen eingeladen wird, und als Gast kann ich nicht selbst einen Gast mitbringen."

Das leuchtete dem alten Herrn schneller ein, als Georg es zu hoffen gewagt hatte. „Na, dann trinke ich meine gute Flasche Rheinwein allein, wir sehen uns ja noch vor dem Zubettegehen und dann erzählst Du mir, wie es gewesen ist."

Aber als Georg gegen zehn Uhr nach Hause kam, hatte er nicht viel zu erzählen, wenigstens wenig Erfreuliches. Es war ja soweit ganz nett gewesen, man hatte ihm zugetrunken, das war aber schließlich auch alles; auch die Kasinoräume waren herrlich und bei der Schilderung des Regimentshauses blieb er stehen, bis der Vater ihm endlich „Gute Nacht" wünschte.

Georg suchte sein Zimmer auf, aber er lag noch lange wach und dachte an das, was er seinem Vater nicht erzählt hatte. Der Tischälteste hatte ihn mit einigen Worten willkommen geheißen, aber die Worte hatten so eisig kalt geklungen, daß Georg sich sagte, der Mann redet nur, weil er muß, und sein Herz ahnt nichts von dem, was seine Lippen sprechen. Ein Hoch war der Rede nicht gefolgt, man hatte nur mit ihm angestoßen und damit war die Sache erledigt gewesen. Ja, man hatte ihn sogar nicht einmal eingeladen.

„Hätte man mich doch gelassen, wo ich war. Wie wird alles in Zukunft werden?" Diese Frage hielt ihn lange wach, aber als er endlich eingeschlafen war, sah er im Traum die glückseligen Augen seiner Mutter, die über die Auszeichnung, die ihrem Kinde widerfahren war, strahlte.

III.

Seit fünf Wochen war das Regiment aus dem Manöver zurück, die Rekruten waren eingestellt und die dienstliche und geschäftliche Wintersaison hatte begonnen. Und wenn irgend jemand den Beginn des Winters ungeduldig erwartet hatte, war es Georg. Obgleich er nun schon seit einem halben Jahr den Zitronenfaltern angehörte, stand er den Kameraden noch genau so fremd gegenüber wie am ersten Tag, alle Versuche, festen Fuß zu fassen, waren an dem passiven Widerstand der andern gescheitert. Nun hoffte er, daß die Winterfestlichkeiten ihn mit den Regimentskameraden in nähere Berührung und Fühlung bringen sollten.

Heute war ein Tanzfest bei Hauptmann von Warnow, der eine sehr elegante Wohnung besaß und über große Räume verfügte. So war das ganze Regiment geladen und wie immer freute man sich auf das Fest, denn die Gesellschaften bei

Warnows waren von den gewöhnlichen Kommiß-pekkos himmelweit verschieden.

Wie in jedem Winter, so hatten Warnows auch jetzt den Besuch ihrer Nichte, eines Fräulein von Wiedemann, einer großen, schlanken, sehr hübschen Brünette von dreiundzwanzig Jahren. Die junge Baroneß war eine bekannte Schönheit und wenn sie auch im Laufe der Jahre ein ganz klein wenig von ihren Reizen eingebüßt hatte, so galt sie doch auch jetzt noch als Beauté. Und schön und vornehm wie ihre ganze Erscheinung war auch ihr Wesen, sie war eine Aristokratin durch und durch. Die Wiedemanns waren ganz alter Adel und sie war in den strengen Grundsätzen ihres Standes aufgezogen worden. Ihr Vater war früher Offizier in einem Garderegiment gewesen, man hatte ihm eine große militärische Zukunft prophezeit, aber eines Tages war er bei einer Bataillonsbesichtigung gestrauchelt und lebte nun, da er während seiner Dienstzeit sein nicht großes Privatvermögen aufgebraucht hatte, lediglich auf seine Pension von etwa viertausend Mark angewiesen, mit seiner Frau und seiner Tochter in einer kleinen Stadt — sein Sohn stand als Offizier bei einem vornehmen Artillerie-Regiment. In dem Hause des verabschiedeten Majors herrschte bittere Not; die Zulage, die der Sohn brauchte, um einigermaßen standesgemäß leben zu können, verschlang fast die Hälfte der Pension und die andere Hälfte reichte trotz aller Anstrengungen

nicht aus, um auch nur annähernd den Lebensunterhalt bestreiten zu können. So war der Major bis über beide Ohren verschuldet. Im Anfang hatte er sich darüber nicht allzuviel Sorgen gemacht, Hildegard, seine schöne Tochter, würde schon eines Tages eine glänzende Partie machen und von ihrem Reichtum würde sie ihm dann schon abgeben. Aber die Jahre gingen dahin und die glänzende Partie blieb aus. Daß Hildegard in dem kleinen Nest nie und nimmer einen Mann bekommen würde, war ja sicher; da hatte denn Frau von Warnow, mit der Wiedemanns verwandt waren und die Hildegard sehr in ihr Herz geschlossen hatte, es übernommen, sich für sie nach einer passenden Partie umzusehen. So war Hildegard vor fünf Jahren zum erstenmal nach der Residenz gekommen, überall hatte sie Aufsehen erregt, auf den Hoffesten hatten die Majestäten das schöne Mädchen ausgezeichnet, aber der Freier blieb aus.

Nicht als ob es ihr an Bewerbern fehlte, ein jeder warb um ihre Gunst, aber einer nach dem andern zog sich zurück, wenn ihm ihre Vermögensverhältnisse bekannt wurden. Keiner von den Gardeoffizieren — und nur ein solcher kam vorläufig für Frau von Warnow und Hildegard in Betracht — war reich genug, ein Mädchen zu heiraten, dessen ganze Mitgift in ihrer Schönheit und in einer total verschuldeten Familie bestand. Denn nicht nur der Vater machte auf den zukünftigen Schwiegersohn

hin Schulden, sondern auch der Bruder, der als leichtsinniger Windhund und als Spieler bekannt war. Der Vater hatte es nicht fassen und begreifen können, daß seine Tochter nach dem ersten Winter unverlobt zurückkam; er hatte so fest mit einer glänzenden Partie seiner Tochter gerechnet, daß er die Nichterfüllung seiner Hoffnung wie einen schweren Schicksalsschlag empfand, von dem er sich nur langsam erholte. Aber endlich wurde die Hoffnung doch wieder in ihm wach und sie lebte auch heute noch, wenngleich die Aussichten für ihn und Hildegard mehr und mehr schwanden. Und auch der Bruder glaubte noch immer an die Rettung, sie mußte doch eines Tages kommen, er saß so tief in Schulden, daß er sich nur durch gelegentliche Spielgewinne über Wasser hielt, so konnte es doch nicht immer bleiben. Die reichen Verwandten halfen ihm ja allerdings hin und wieder mit einem Tausendmarkschein aus, aber zur Bezahlung irgendwelcher Schulden langte das doch nicht und gewöhnlich war das Geld auch schon am ersten Abend verjeut. Und jedesmal, wenn ihm das Messer an der Kehle saß, schrieb er an seine Schwester: „Erfülle die Hoffnung, die wir alle auf Dich setzen, rette uns, schraub Deine Ansprüche herunter. Gewiß, der Gedanke, einen bürgerlichen Schwager zu bekommen, einen Menschen, der vielleicht nicht einmal den bunten Rock an hat und anderen Gesellschaftskreisen angehört, hat für mich etwas Entsetzliches, aber ich

würde mich schließlich auch damit abfinden, wenn er nur Geld hat und bereit ist, zu helfen."

Hildegard las diese Briefe kaum noch, sie wußte ja im voraus, was sie enthielten. Und was der Bruder schrieb, sagte ihr der Vater fast täglich, wenn eine Rechnung ins Haus kam, oder wenn die Mutter um Wirtschaftsgeld bat, oder wenn die Dienstboten ihren Lohn verlangten. Dann hieß es: „Wirf den Adelsstolz über den Haufen, bis Du einen Mann hast. Es gibt reiche Bürgerliche genug, die froh sind, für ihr elendes Geld eine so schöne, vornehme Frau zu bekommen, die ihn dann in die Gesellschaft einführt und ein vornehmes Haus macht. Und hast Du erst den Mann, dann kehre wieder die Aristokratin heraus, damit imponierst Du ihm, und je mehr Du ihm zeigst, welches Opfer Du ihm brachtest, als Du ihn zum Mann nahmst, desto mehr wird er Dich lieben und verehren."

In Hildegard schrie es oft auf: „Was soll ich denn machen? Ich kann doch nicht mehr tun, als mich euretwegen hinstellen und mich bewundern lassen, ich kann mich den Männern doch nicht anbieten. Ich schäme mich schon so oft entsetzlich vor mir, daß ich kaum weiß, wie ich dieses Leben noch ertrage, und alles, was ihr mir sagt, kommt mir entsetzlich erbärmlich vor. Ich verstehe euch nicht, wie ihr überhaupt so zu mir sprechen könnt, dazu müßtet ihr mich, euer Kind, doch viel zu hoch achten. Geld, Geld und immer wieder Geld; damit ihr

eure Schulden los werdet, muß ich mich an den ersten besten Mann, der genug für meinen Körper bietet, verkaufen."

Jedesmal lag ihr eine heftige Entgegnung auf den Lippen, aber sie schluckte sie doch immer wieder tapfer herunter, sie wußte ja selbst am besten, mit welchen wahnsinnigen Sorgen der Vater zu kämpfen hatte, wie er die Nächte lang wach lag und sann und grübelte, wo und wie er Geld auftreiben konnte. Damals, gleich als er den Abschied bekam, hatte er es versäumt, sich nach einer Tätigkeit und nach Verdienst umzusehen, damals hielt er es unter seiner Würde, Vertreter einer Lebensversicherung oder etwas Ähnliches zu werden, und jetzt war es zu spät, er war auch nicht mehr jung genug, um einen Beruf zu ergreifen. Bis an sein Lebensende mußte er nun das traurige Dasein eines frühzeitig verabschiedeten Offiziers ohne Tätigkeit und ohne Geldmittel führen. Und fast noch mehr als der Vater litt die Mutter, die war noch immer eine vornehme, elegante Erscheinung, die sich zurücksehnte nach der Residenz, nach den glänzenden Festen, auf denen man sie bewundert hatte. Es war zu einem erbitterten Kampf zwischen ihr und ihrem Mann gekommen, als er nach der kleinen Stadt zog, sie hatte sich geweigert, sie wollte sich Einschränkungen aller Art auferlegen, aber sie wollte die Luft, in der sie früher gelebt hatte, weiter atmen. „Nur ein Jahr oder zwei, bis Hildegard reich verheiratet ist, dann

kommen wir wieder hierher zurück," hatte der Mann immer wieder und wieder gesagt. Da hatte sie schließlich nachgegeben; auch in der kleinen Stadt hatte sie zuerst die feste Absicht, sich einzuschränken, aber nach und nach war sie doch wieder die vornehme, elegante Frau geworden, die in ihrer Lebensweise und in ihren Toiletten keine Änderung kannte. Auch für sie gab es ihrer Tochter gegenüber kein anderes Gesprächsthema als das der Heirat, und es fehlte nicht an Stunden, in denen sie ihrem Kind die heftigsten Vorwürfe machte: „Warum bekommen denn andere junge Mädchen, die lange nicht so hübsch und elegant sind wie Du, einen Mann? Du mußt entweder zu ablehnend sein oder man merkt Dir zu deutlich den Wunsch an, Dich zu verheiraten, beides ist ganz falsch."

Hildegard litt entsetzlich unter diesen Reden und unter den ganzen häuslichen Verhältnissen, aber fast noch schrecklicher waren ihr die Reisen zu ihren Verwandten. Gewiß, es war ihr eine Erholung, einmal in einem reichen Haus zu sein, nichts von den ewigen Geldsorgen zu hören. Aber auch nach der Residenz folgten ihr die Briefe der Eltern mit der Bitte, bei den Verwandten Geld für sie zu erlangen, und die Feste wurden ihr dadurch ganz verleidet, daß ihre Tante sie jeden Abend vor dem Schlafengehen fragte: „Ist es auch heute wieder nichts gewesen?"

Und wenn die Tante es auch nicht sagte und

es sie auch in keiner Weise fühlen ließ, Hildegard merkte es doch, daß es ihr nicht mehr paßte, sie jedes Jahr auszuführen, weil sie das Fruchtlose ihrer Bemühungen einsah, und daß sie am liebsten gesehen hätte, wenn Hildegard nicht wiederkommen würde.

So hatte Hildegard in diesem Jahr auch nicht reisen wollen, ihr Stolz und ihre Eitelkeit hatten sich dagegen aufgelehnt, den Verwandten wieder zur Last zu fallen und selbst eine lächerliche und zugleich bemitleidenswerte Rolle zu spielen. Oft genug hatte sie die spöttischen, aber auch die teilnehmenden Blicke der Gesellschaft gesehen, mit denen man sie bei ihren Antrittsbesuchen begrüßte; die einen machten sich im stillen über sie lustig, daß sie es immer noch nicht aufgab, einen Mann einfangen zu wollen, die andern, die ihre häuslichen Verhältnisse kannten, empfanden Teilnahme und Mitleid für sie.

„Ich reise nicht, ich reise unter keinen Umständen," hatte sie ihren Eltern erklärt, „ich bin zu stolz und schäme mich zu sehr, um mich auch in diesem Jahr wieder auf allen Festen zur Schau zu stellen und doch keinen Liebhaber und keinen Käufer zu finden."

Tagelang hatte der Kampf gedauert, aber als endlich der Vater, dem man wegen einer Weinrechnung von fünfhundert Mark mit einer Pfändung drohte, auf den Knien vor ihr lag und sie beschwor,

ihn zu retten, hatte sie ihren Widerstand schließlich doch aufgegeben. Aber sie kam sich selbst so elend, so erbärmlich und niedrig vor, und sie war so verzagt und verzweifelt gewesen, daß sie während der langen Eisenbahnfahrt beständig vor sich hingeweint hatte.

„Aber Kind, so unvorteilhaft wie jetzt hast Du ja noch nie ausgesehen," hatte die Tante sie begrüßt und sich erst beruhigt, als Hildegard heftige Migräne vorgeschützt hatte. Da hatte die Tante wahrhaft erleichtert aufgeatmet; aber auch am nächsten Morgen und in den folgenden Tagen hatte Hildegard nicht zu ihrer Zufriedenheit ausgesehen und es war kein Zweifel, Hildegard war nicht mehr das blendend schöne Mädchen von früher. Mit teilnehmenden Augen hatte die Tante sie betrachtet und mehr zu sich selbst als zu ihrer Nichte gesagt: „Es wird Zeit, hohe Zeit."

„Das wird's," hatte Hildegard ihr beigestimmt, „denn länger ertrage ich dieses Leben nicht. Finde ich auch diesmal keinen Freier — und ich weiß ganz genau, daß ich keinen finde — dann suche ich eine Stellung als Erzieherin, als Gesellschafterin oder so etwas Ähnliches. Soviel weiß ich, in das Elternhaus gehe ich nicht wieder zurück."

„Aber Hildegard!" Fassungslos hatte Frau von Warnow ihre Nichte angesehen, die ihr ganz blaß, mit tiefen Rändern unter den Augen, mit einem traurigen, verzagten Zug um den Mund,

gegenüber saß. „Aber Hildegard, überlege Dir doch, was Du sagst. Du eine Stellung annehmen, Du, eine geborene Baronesse Wiedemann, das geht doch nicht, das geht doch auch unseretwegen nicht, auch auf uns hast Du Rücksichten zu nehmen."

Hildegard hatte nichts erwidert, aber aus ihren Augen hatte eine große Entschlossenheit und ein fester Wille gesprochen, so daß Frau von Warnow ganz besorgt wurde und ihr Herz ihrem Manne ausschüttete. „Das kommt davon," sagte sie, „na, dieses Jahr ist Hildegard aber ganz bestimmt zum letztenmal bei uns. Die ist imstande, ihren Entschluß auszuführen, und wenn sie es tut, dann fällt es auch auf uns zurück, dann macht man uns den Vorwurf, sie nicht genügend mit Geld unterstützt zu haben, dann wird es heißen: ‚wie können so reiche Leute wie Warnows es zugeben, daß eine so nahe Verwandte von ihnen eine Stellung annehmen muß und sich dafür bezahlen läßt.' Man wird uns kalt und lieblos nennen und sagen: ‚Wenn Hildegard schon nicht mehr zu Hause hätte bleiben können, wäre es schon das einzig richtige gewesen, sie zu uns zu nehmen.'"

Der Hauptmann machte ein ganz entrüstetes Gesicht, zum Zeichen seines Unwillens schob er die Unterlippe vor und strich sich seinen tadellos aufgesetzten Schnurrbart noch mehr in die Höhe: „Äh, äh, liebe Klara, bitte verschone mich mit solchen Dingen, mach das mit Dir und Hildegard allein

ab. Ich habe an wichtigere Sachen zu denken; der Major will in den nächsten Tagen der Instruktionsstunde beiwohnen, na und Du weißt, so was kann gut gehen, es kann aber auch schief gehen."

„Sehr richtig," stimmte seine Frau ihm bei, er hörte die Ironie aus ihren Worten gar nicht heraus.

„Na, mich freut, daß Du das einsiehst, da wirst Du begreifen, daß es mich augenblicklich mehr interessiert, daß meine Kerls gut abschneiden, als daß Hildegard eine Stellung annimmt oder nicht. Na überhaupt, Du weißt ja."

Und seine Frau wußte: er war es schon lange überdrüssig, Hildegard zu protegieren. Gewiß, er hatte sie sehr lieb, aber ihre Familie ging ihm auf die Nerven, diese ewigen Bettelbriefe fand er „einfach ekelhaft", aber er gab dennoch, einmal Hildegard zuliebe, dann aber auch aus Standesbewußtsein. Er konnte es doch nicht zugeben, daß ein bürgerlicher Kaufmann seinen Vetter, dessen Urahnen schon im dreißigjährigen Krieg sich ausgezeichnet hatten, einfach pfänden ließ. Das ging doch nicht. Aber am liebsten wäre es ihm gewesen, seine Frau hätte damals die schwierige Aufgabe, Hildegard zu verheiraten, gar nicht übernommen, dann wäre er mit ihrer Familie nicht in nähere Berührung gekommen. Er konnte sich nicht helfen, wenn ein Brief von Wiedemanns kam, hatte er immer die Empfindung, sich mit einer nicht ganz reinlichen

Angelegenheit zu befassen, und wenn er den Brief zu Ende gelesen hatte, wusch er sich stets mit größter Umständlichkeit die sorgsam gepflegten Hände.

Frau von Warnow war um Hildegard in größter Sorge; eine Stellung annehmen durfte sie schon um ihretwegen nicht, das hätte sie zu schwer kompromittiert; zu sich ins Haus nehmen wollte sie sie auch nicht, es blieb nur der eine Ausweg: Hildegard mußte sich in dieser Saison unter allen Umständen verloben. Aber mit wem?

Frau von Warnow dachte die ganze Nacht vor dem Feste darüber nach, wen sie Hildegard als Tischherrn geben könne, und erst gegen Morgen kam ihr der rettende Gedanke. Der aber war so einfach, daß sie nicht begriff, wie sie nicht gleich darauf verfallen war: Winkler mußte Hildegard heiraten, und am Frühstückstisch setzte sie ihrer Nichte ihren Plan auseinander. Die hörte ganz teilnahmlos zu; ob der oder der, ihr war es schließlich gleich, wenn sie nur herauskam aus den häuslichen Verhältnissen, aus der gräßlichen Geldnot, wenn sie nur die ewigen, sich immer gleichbleibenden Vorwürfe nicht mehr mit anhören brauchte. Ein leises resigniertes Lächeln umspielte ihren feingeschnittenen Mund. „Also diesmal heißt der Rettungsanker Winkler. In Deinen Augen ist es wohl zwar ganz gleichgültig, aber wissen möchte ich es doch, wie er aussieht. Ist er nett?"

Frau von Warnow wurde für einen Augen-

blick etwas verlegen. „Ich kenne ihn noch gar nicht."

„Und doch empfiehlst Du ihn mir als Mann?" Es klang eine grausame Ironie und Bitterkeit aus diesen Worten.

Aber Frau von Warnow ließ sich nicht beirren. „Was willst Du, ich bitte Dich, er ist sehr reich, sein Vater wird auf viele Millionen geschätzt, er ist also für Dich wie geschaffen. Habe ich Dir noch nie von ihm gesprochen? Nein? Nun, dann hatte ich seinen Namen wohl vergessen. Man kommt ja, Gott sei Dank, so selten mit Bürgerlichen in Berührung, daß man sich ihre Namen nicht zu merken braucht. Winkler ist aber immerhin ein Angehöriger unseres Regiments, er steht auf der Kompagnie meines Mannes, und wenngleich Du ja Erichs Ansichten über bürgerliche Offiziere kennst, so hat er doch zugeben müssen, daß er sich große Mühe gibt und daß es ihm vielleicht im Laufe der Jahre gelingen wird, sich eine gewisse Stellung hier zu schaffen. Wenn Erich das sagt, so ist das schon ein hohes Lob, eine große Anerkennung. Bis jetzt steht Winkler, wie es ja auch eigentlich ganz selbstverständlich ist, noch völlig außen vor, er ist zwar schon reichlich ein halbes Jahr bei uns, aber Standesvorurteile sind nicht so schnell zu beseitigen. Winkler hat hier eine schiefe Position, er wird nicht für voll angesehen, das aber würde sich mit einem Schlage ändern, wenn er sich mit Dir verlobte —

er würde dann weitläufig mit uns verwandt, durch Dich gehörte er zu einer der angesehensten Familien und als Dein Verlobter würde er in den vornehmsten Häusern nicht nur wie schon jetzt eingeladen werden, sondern — na, wie soll ich mich ausdrücken — heimisch werden."

Dies Wort kam Frau von Warnow schwer über die Lippen und sie meinte es mit dem, was sie sagte, nicht allzu ernst; im Gegenteil, sie selbst würde Winkler nie als Verwandten anerkennen, und auch die übrige Familie würde eine etwaige Heirat der beiden als Mesalliance betrachten und Winkler entweder gar nicht bei sich aufnehmen, oder sich nur auf einen förmlichen Verkehr und den Austausch der notwendigsten Höflichkeiten beschränken. Aber das war ja auch alles gleichgültig, die Hauptsache blieb, daß Hildegard versorgt wurde.

Frau von Warnow schwieg einen Augenblick ganz erschöpft von ihrer langen Rede, dann wandte sie sich an ihre Nichte: „Nun, was sagst Du zu meinem Plan?"

Aber Hildegard schwieg, was hätte es auch genutzt, wenn sie gesagt hätte: „Es ist mir gräßlich, in dieser Art und Weise schon mit einem Mann verheiratet zu werden, den ich noch gar nicht kenne, den ich noch nie sah und von dem ich gar nicht weiß, ob er mir überhaupt gefallen würde."

Die Tante war mit ihrem Plan so beschäftigt, daß ihr Hildegards Schweigen nicht weiter auffiel,

sie wartete sogar ihre Antwort gar nicht ab, sondern sagte jetzt: „Natürlich führt Winkler Dich heute abend zu Tisch."

„Aber sieht es nicht sonderbar aus, wenn ich einen verhältnismäßig noch jungen Offizier als Tischherrn bekomme und wenn ältere Herren vielleicht dann ohne Dame gehen müssen?"

Frau von Warnow biß sich ärgerlich auf die Lippen. Da hatte Hildegard recht, allzu deutlich durfte sie ihre Absicht nicht merken lassen und so sagte sie denn nach einigem Besinnen: „Schön, ich werde es anders machen, dann kann Freiherr von Masemann Dich führen, Winkler sitzt dann auf Deiner anderen Seite. Da er heute zum erstenmal in unserem Hause ist und zu Erichs Kompagnie gehört, wird es nicht weiter auffallen, wenn ich ihm einen bevorzugten Platz gebe. Außerdem werde ich ihm vor allen andern ein paar freundliche Worte sagen, vielleicht bringe ich auch Erich dazu, ihn bei Tisch in einer kleinen Rede willkommen zu heißen."

Aber Erich streikte: „Das ginge denn doch wohl zu weit, das könnte ich vor den anderen Kameraden nicht verantworten, ich würde damit geradezu einen Protest hervorrufen. Daß ich Winkler als Angehörigen des Regiments und als meinen Kompagnieoffizier einladen muß, ist ja nicht zu vermeiden, aber einen Toast auf ihn ausbringen, wo er heute abend außer den Dienstboten der einzig Bürgerliche in unserem Hause ist — einfach undenkbar."

Auch der Plan seiner Frau, Hildegard mit Winkler zu verloben, fand absolut nicht seinen Beifall. „Winkler als Verwandter? Ich danke! Da fehlte nur noch, daß ich mich später mit ihm duze; lieber soll Hildegard gar nicht heiraten, als einen Bürgerlichen nehmen."

Er ging scheltend auf und ab und er beruhigte sich erst, als seine Frau gegen ihre Überzeugung, denn im Geiste sah sie das Brautpaar schon vor dem Altar stehen, zu ihm sagte: „Na, noch ist es ja nicht so weit, aber wenn es dahin kommt, können wir ja weiter sehen."

Der Eintritt der Diener, die noch Vorbereitungen für das Fest zu treffen hatten, machte dem Gespräch ein Ende, es wurde auch Zeit, an die Toilette zu denken, und so sahen die Gatten sich erst wieder, als die ersten Wagen vorfuhren.

„Wo Hildegard nur bleibt?"

Endlich erschien sie, gleichzeitig mit den ersten Gästen. Sie sah in ihrer hellgelben Toilette herrlich aus, obgleich ein etwas müder, abgespannter Zug um ihren Mund lag.

Wagen um Wagen rollte in den Torweg hinein, und das große Empfangszimmer füllte sich mehr und mehr. Es waren lauter Bekannte, die sich bei Warnows trafen, und so war die Unterhaltung gleich im Gange. Man hatte sich den ganzen Sommer über fast gar nicht gesehen und nun war des Fragens kein Ende, wo und wie man den Sommer

verlebt hätte, man sprach von den bevorstehenden Gesellschaften und den Hofbällen, deren Programm vor einigen Tagen bekannt gegeben war.

Ziemlich als letzter erschien Winkler, er kam absichtlich so spät, um schon alle vorzufinden und mit einem Male vorgestellt werden zu können. Er kannte fast keine der Damen, nur die allerwenigsten hatten ihn damals auf seiner Visitenfahrt angenommen.

War es Absicht oder Zufall, daß bei seinem Erscheinen Totenstille herrschte? Georg bemerkte es, wie die Damen plötzlich ihre Unterhaltung abbrachen und das ihnen fremde Gesicht anstarrten. Für eine Sekunde wurde er verlegen, selbst die Hausfrau war ihm ja unbekannt. Welche von den Damen war es? Da kam ihm Frau von Warnow schon entgegen, und schnell trat Winkler auf sie zu und küßte ihr die Hand.

„Herzlich willkommen, Herr Leutnant Winkler, ich freue mich sehr, Sie bei uns zu sehen."

Alle hatten die Worte gehört, Frau von Warnow hatte ihren Zweck erreicht, es konnte nachher nicht mehr auffallen, wenn sie ihn etwas auszeichnete. Sie wechselte noch einige freundliche Worte mit ihm, dann stellte sie ihn den Damen vor.

Zuletzt wandte sie sich an ihre Nichte: „Liebe Hildegard, gestatte — Herr Leutnant Winkler."

Hildegard hatte sich absichtlich im Hintergrund gehalten, sie hatte gleichsam den Versuch gemacht,

der Vorstellung zu entgehen, es war ihr peinlich, dem Mann gegenübertreten zu müssen, über den sie in solcher Art am Vormittag gesprochen hatten, und sie konnte jetzt ihre Verlegenheit nicht verbergen. Aber Georg merkte nichts davon, er machte ihr nur seine Verbeugung und ging dann auf den Korridor, um dort Helm und Säbel abzulegen. Hildegard atmete erleichtert auf: Gott sei Dank, die erste Begegnung war vorüber und sie nahm sich vor, sich nachher ausschließlich mit ihrem Tischherrn zu unterhalten und sich gar nicht um Winkler zu kümmern. Aber als man bald darauf in den Eßsaal trat und an der mit frischen Blumen geschmückten Tafel Platz nahm, merkte Hildegard gar bald, daß ihr Tischherr in dem letzten Jahr, in dem sie ihn nicht gesehen hatte, nicht geistreicher, nicht amüsanter geworden war. Freiherr von Masemann war uralter Adel und ein gewissenhafter Frontoffizier, aber sonst war er eigentlich eine Null. Sein ganzes Streben ging dahin, als Vornehmster der Vornehmen zu gelten, das war sehr schwer, weil es im Regiment auch Grafen und Barone gab, um so mehr war es nach seiner Überzeugung seine Pflicht, durch sein ganzes Auftreten, durch sein ganzes Benehmen sich in keiner Hinsicht das Geringste zu vergeben. Er war zurückhaltend und verschlossen, weil das nach seiner Meinung vornehm war, und er sprach wenig, weil er es für aristokratischer hielt, zu beobachten. So erkundigte er

sich denn jetzt auch nur, wie es dem gnädigen Fräulein in der langen Zeit gegangen sei, da er nicht den Vorzug gehabt hatte, sie zu sehen; er fragte, wie lange sie dieses Mal hier zu bleiben gedenke, und als er erfahren hatte, was ihn zu wissen eigentlich gar nicht interessierte, da hatte er nach seiner Meinung seine Schuldigkeit getan. Er schwieg sich aus, und als Hildegard jetzt ihrerseits anfing, ihren Tischherrn zu unterhalten, hörte er mit einem künstlich interessierten Gesichtsausdruck zu und warf zum Zeichen, daß sein Geist aufmerksam ihren Worten folge, hin und wieder ein Ja oder Nein oder eine andere ganz gleichgültige, möglichst kurze, aber dafür nach seiner Ansicht desto treffendere Bemerkung hin.

„Baroneß, wenn Sie vielleicht die Liebenswürdigkeit haben wollten, die Schale zu nehmen."

Mit einem kurzen Pardon wandte sie sich zur Rechten und nahm Georg die Schale ab, um sie ihrem Nachbar zur Linken zu überreichen.

„Bitte noch einmal, Baroneß."

Abermals wandte sie sich nach rechts und jetzt sah sie Georg zum erstenmal an, bisher hatte sie es absichtlich vermieden, und jetzt war sie überrascht über den klugen Ausdruck seiner Züge und über den Ernst, der aus seinen Augen sprach; er hatte in seinem ganzen Wesen so gar nichts von dem Gardeoffizier, der nur den Ehrgeiz hat, möglichst blasiert und geistreich zu erscheinen.

Und noch eins gefiel ihr an ihm: das war der

Blick aufrichtigster Bewunderung und einer gewissen Verehrung, mit der er sie betrachtete. Sie merkte gleich, wie sehr sie ihm gefiel, welchen tiefen Eindruck ihre Schönheit auf ihn mache, und da berührte es sie doppelt angenehm, daß er nicht gleich nach Art junger Leutnants angefangen hatte, ihr den Hof zu machen, sich ihr gegenüber als den Unwiderstehlichen aufzuspielen, daß er nach seiner Meinung nur mit den Augen zu winken braucht, um sich jedes junge Mädchen um den Finger wickeln zu können.

„Vielleicht trügt der Schein," dachte Hildegard, „aber etwas Menschenkenntnis habe ich mir im Laufe der Jahre doch angeeignet und ich glaube, er ist ein guter und ernsthafter Mensch." Sie bekam plötzlich Lust, sich mit ihm zu unterhalten, er hatte anscheinend nicht den Mut, sie anzureden, er wußte auch wohl nicht, was er ihr, der Wildfremden, sagen sollte; so wollte sie das Gespräch beginnen. Da fiel ihr plötzlich ein, daß sie ja versuchen solle, sich das Herz des jungen Offiziers an ihrer Seite zu erobern, sein Herz und sein Geld, damit die Eltern und der Bruder endlich aus ihren Geldsorgen herauskämen.

Ein flammendes Rot stieg in ihre Wangen und sie beugte sich tief über ihren Teller, um ihn nicht ansehen zu müssen.

Er deutete ihre Verlegenheit falsch und sagte mit ehrlichem Freimut: „Ich bitte um Verzeihung, Baroneß, wenn meine Blicke Sie verletzten. Als

Entschuldigung kann mir nur dienen, daß ich noch nie so viel Schönheit und Anmut in einer Person vereinigt fand, Sie zu kränken war nicht meine Absicht."

Das klang so offen und ehrlich, daß seine Worte das Gegenteil von dem erreichten, was sie bezweckten: abermals stieg ihr eine Blutwelle ins Gesicht, sie kam sich diesem jungen Offizier gegenüber geradezu schlecht vor.

Endlich hatte sie sich gefaßt und mit einem Versuch zu scherzen, sagte sie: „Sie fangen ja schon vor dem Champagner an, Komplimente zu machen, Herr Leutnant, aber man hört sie gern, wenn sie in so liebenswürdiger Form vorgebracht werden."

„Ich bin glücklich, daß Sie mir nicht zürnen," entgegnete er.

Und nun, da das Eis zwischen ihnen gebrochen war, fingen sie an, miteinander zu plaudern. Und Georg besaß die Gabe der Unterhaltung in hohem Maße, das merkte Hildegard sehr bald, er hatte eine angenehme Weise, zu erzählen, er hatte ein wohlklingendes Organ, und es bereitete ihr Vergnügen, ihm zuzuhören. Aus jedem Wort, das er sprach, hörte sie heraus, daß er ein durch und durch gebildeter Mensch war, der viel gelernt hatte, ernsthafte Interessen besaß und an Wissen und geistiger Bildung seinen Kameraden um ein bedeutendes überlegen war.

„Wenn ich nicht Leutnant geworden wäre, hätte ich Nationalökonomie studiert," sagte er im Laufe

des Gesprächs auf eine Bemerkung ihrerseits. „Mein Vater hat eine sehr große Fabrik und zahllose Arbeiter, er ist unablässig darauf bedacht, ihre soziale und materielle Lage zu verbessern, er sorgt für gesunde und billige Wohnungen, er hat ihnen Bibliotheken gegründet, für die Kinder der Arbeiter Spielplätze und Erholungsstätten errichtet, kurz, er tut, was nur möglich ist, um ihr Los zu verbessern. Natürlich hat mein Vater auch mit mir über alles, was ihn in dieser Hinsicht beschäftigt, gesprochen; er hat mir viele Bücher zu lesen gegeben und mir erklärt, was ich zuerst nicht verstand. Wie gesagt, wäre ich nicht Offizier geworden, wäre ich Nationalökonom."

„Und warum sind Sie Leutnant geworden? Und vor allen Dingen, finden Sie in Ihrem Beruf Befriedigung?"

Er antwortete nur auf ihre letzte Frage: „Ich bin erst sechs Jahre im Dienst und so kann ich heute weder mit einem Ja noch mit einem Nein darauf antworten, ob meine Tätigkeit mir dauernd genügen wird. Natürlich glaube und hoffe ich es; sehe ich aber später ein, daß ich mich geirrt habe, so werde ich den Dienst quittieren und doch noch später die Fabrik übernehmen, mein Vater hat mir da vollständig freie Hand gelassen. Was ich tun werde, hängt natürlich auch noch davon ab, welche Stellung ich mir hier im Regiment verschaffe, auch ohne weitere Erklärung meinerseits werden Sie

mich verstehen." Und mit einem geschickten Übergang brachte er das Gespräch auf ein anderes Thema, um ihr doch bald wieder von der Fabrik zu erzählen. Hildegard hörte lebhaft interessiert zu, es war ihr etwas ganz Neues, was sie da zu hören bekam. Sie hatte von dem Leben und der fleißigen Art der andern gar keine Ahnung, hatte früher auch nie darüber nachgedacht. In den Familien, in denen sie verkehrte, lebte man entweder von seinen Zinsen oder man betrachtete die Arbeit als eine mehr oder minder standesgemäße Beschäftigung, oder man lebte in den ärmlichsten Verhältnissen als Grandseigneur und hielt es unter seiner Würde, für Geld zu arbeiten.

Die Zeit ging ihr wie im Fluge dahin, sie sprach ausschließlich mit Georg und hatte ihren Tischherrn ganz vergessen. Der machte ein paarmal den Versuch, ein paar nichtssagende Worte an sie zu richten, aber wenn er merkte, daß sie noch mit Georg sprach, klappte er seinen Mund wieder zu. Er beschäftigte sich bei Tisch hauptsächlich damit, die jüngeren Kameraden daraufhin zu beobachten, ob sie sich in ihrer Haltung, in ihrem Benehmen und bei dem Essen in keiner Hinsicht etwas zuschulden kommen ließen. Das war seine Spezialität, wegen der er geradezu gefürchtet war, und fast keine Gesellschaft verging, bei der er nicht Gelegenheit fand, einen jungen Kameraden am nächsten Tage zur Rede zu stellen. Da er als vollendete Auto-

rität auf dem Gebiete des guten Tones galt, so war man ihm au fond für seine Belehrungen sehr dankbar, leider aber hatte er eine infame ironische und sarkastische Art, seine Weisheit von sich zu geben, und die vertragen junge Offiziere viel schwerer als eine tüchtige Dosis Grobheiten.

Hildegard sah ganz überrascht auf, als plötzlich die Tafel aufgehoben wurde. Wie oft hatte sie im Hause ihrer Tante das Ende der immer sehr langen Diners herbeigesehnt, wenn sie an der Seite eines Leutnants saß, der ihr von seinen dummen Rekruten erzählte, oder ohne Zusammenhang einen faden Witz nach dem andern zum besten gab. Jetzt bedauerte sie, nicht länger bei Tisch sitzen zu können.

Ein kleiner Ball beschloß das Fest, erst nach Mitternacht verließen die Gäste das Haus, und kaum war der letzte gegangen, da schloß Frau von Warnow ihre Nichte in die Arme. „Hildegard, ich bin ja so glücklich, ich habe Euch beide bei Tisch und auch hinterher während des Tanzes fortwährend beobachtet, Winkler wandte ja kein Auge von Dir ab. Paß auf, diesmal wird es wirklich, man sah es ihm ja an, wie er Feuer und Flamme für Dich war. Ich werde morgen gleich Deinem Vater schreiben."

Auf Hildegard wirkten diese Worte geradezu wie ein Strahl kalten Wassers. Zum erstenmal seit langer Zeit hatte sie sich auf einem Fest gut amüsiert und bei der lebhaften Unterhaltung hatte sie ganz die traurige Lage ihrer Eltern und ihr eigenes Ge-

schick vergessen, nun stand mit einem Male wieder alles klar vor ihr, sie war ganz vernichtet.

„Denke an mich, Hildegard, spätestens in einem Vierteljahr feiern wir Deine Verlobung. Wenn Du gegen die Herren immer so zuvorkommend und liebenswürdig gewesen wärst wie heute gegen Winkler, wärst Du schon lange verheiratet. Na, heute hast Du Deine Sache aber gut gemacht, Winkler mußte sich ja in Dich verlieben."

Wenn Hildegard einen Schlag ins Gesicht bekommen hätte, würde sie nicht entsetzter dagestanden haben als bei diesen Worten, sie hatte im Laufe des Abends zuletzt überhaupt ganz vergessen, welchen Plan ihre Tante mit Leutnant Winkler hatte, und nun machte man ihr den Vorwurf, ihre Netze geschickt nach ihm ausgeworfen zu haben und dieser beleidigende Vorwurf war in den Augen der Tante ein Wort höchster Anerkennung, höchsten Lobes.

Eine heftige Verteidigung lag ihr auf den Lippen, aber wie sooft schwieg sie auch diesmal, sie hatte schon lange aufgegeben, sich zu rechtfertigen, die Tante würde ihr doch nicht glauben, sie doch nicht verstehen.

So war sie froh, als sie endlich ihr Zimmer aufsuchen konnte und dort brach sie in heiße, leidenschaftliche Tränen aus. Sie war sich keiner Schuld bewußt und doch meinte sie vor Scham in die Erde sinken zu müssen.

IV.

Es war einige Wochen später. Die fünfte Kompagnie kam am Mittag auf Wache und übte jetzt unter Georgs Aufsicht Garnison-Wachtdienst. Georg befand sich in der denkbar schlechtesten Laune, denn er hatte eben einem Unteroffizier namens van Nissen, dem Liebling des Herrn Hauptmanns, in ziemlich deutlicher Weise seine Meinung zu verstehen gegeben. Der Hauptmann hielt bei jedem Dienst streng darauf, daß nicht geschimpft wurde, und er verlangte von seinen Unteroffizieren, daß sie sich wie vollendete Gentlemen betrügen. Georg hatte schon längst eingesehen, daß dies ein vollendeter Unsinn sei. Gewiß, auch er haßte alles Schlagen, jede Mißhandlung, jede rohe Behandlung der Untergebenen, aber auf der anderen Seite wußte er ganz genau, daß zur richtigen Zeit ein kräftiger Fluch oft Wunder wirkte. Es geht nun einmal nicht anders beim Militär, die Leute verlangen es geradezu, daß ihnen gelegentlich ein heiliges und unheiliges

Donnerwetter auf den Kopf kommt. Und der Hauptmann war so vornehm, daß er seine Leute am liebsten mit Herr angeredet hätte. Die Kerls lachten ihren Vorgesetzten im stillen aus, und nach Georgs Überzeugung leistete die Kompagnie lange nicht genug, wie es ihm überhaupt oft vorkam, als wenn die Polacken und Ostpreußen in seinem alten Regiment viel strammere und tüchtigere Soldaten gewesen wären als diese Paradetruppen, die nur mit Glacéhandschuhen angefaßt wurden. Die Unteroffiziere der Kompagnie wandelten natürlich in den Fußtapfen ihres Hauptmanns, zum Teil wohl, weil sie ihrem Vorgesetzten beistimmten, zum größten Teil aber wohl lediglich aus Selbsterhaltungstrieb, denn Herr von Warnow löste erbarmungslos jede Kapitulation mit einem Unteroffizier, über dessen Schelten und Fluchen er sich auch nur ein einziges Mal geärgert hatte. Der unangenehmste Unteroffizier von allen war für Georg der Unteroffizier van Nissen, ein verkrachter Einjähriger, der war schon seines Adels wegen bei dem Hauptmann enfant gâté und sollte später Feldwebel werden, er war ein Augendiener allerschlimmster Sorte, ging stets tadellos angezogen und machte in seinem Äußern einen sehr guten Eindruck. Georg wußte nicht, wie es kam, aber vom ersten Tag an hatte der Mann ihm mißfallen, er traute den grauen listigen Augen nicht und es war ihm mehr als unangenehm gewesen, daß gerade dieser Unteroffizier zu seinem

Zug versetzt wurde, gewissermaßen um ihn anzulernen, um ihm jederzeit sagen zu können: „Der Herr Hauptmann wünscht das so und so zu haben."

Auch die Art und Weise, wie er die Mannschaften behandelte, mißfiel ihm. Nissen war stets von einer fast übertriebenen Höflichkeit gegen seine Untergebenen und doch klang aus seinen Worten stets eine geheime Drohung hervor. Georg hatte oft bemerkt, wie die Leute vor seinen stechenden, lauernden Augen zitterten. Auch heute morgen war ihm das wieder aufgefallen. Der Unteroffizier hatte einen Mann, der verschiedentlich einen schlechten Präsentiergriff machte, anscheinend mit der größten Freundlichkeit belehrt, aber seine Blicke hatten nichts Gutes verkündet, und als Georg sich abwandte, hörte er, wie Nissen dem Mann zuflüsterte: „Ehe Sie auf Wache ziehen, melden Sie sich noch bei mir, da werde ich einmal ein Wort mit Ihnen reden und Ihr Ehrgefühl wecken." Der Soldat war bei den Worten blaß geworden, und Georg hatte den Unteroffizier beiseite gerufen. Er kannte den Ausdruck „das Ehrgefühl wecken", er wußte, daß das stets mit Schlägen und Mißhandlungen geschieht. Das sagte er auch dem Unteroffizier, er verbot ihm, sich den Mann zu bestellen, und ermahnte ihn ernstlich, nichts Unerlaubtes zu tun. Aber Nissen machte ein ganz erstauntes und beleidigtes Gesicht, wie der Herr Leutnant nur so etwas von ihm denken könnte, er täte nie etwas

Unrechtes, der Herr Hauptmann wüßte das auch ganz genau und deshalb habe er ein für allemal vom Herrn Hauptmann die Erlaubnis erhalten, die Leute ins Gebet zu nehmen, wenn sie nicht ihre Pflicht täten.

Der Unteroffizier lief mit einem tödlich beleidigten Gesicht herum und, Georg wußte, sobald der Hauptmann käme, würde er selbst angefahren werden, weil er es gewagt hatte, an dem Unteroffizier zu zweifeln.

Und so geschah es auch. Der Hauptmann sah gleich, daß seinem Liebling etwas fehle und fragte ihn nach dem Grund seines Kummers. Nissen wußte sehr wohl, daß er sich erst nach vierundzwanzig Stunden über seinen Leutnant beschweren dürfte, wenn er sich nicht strafbar machen wollte. So rückte er zuerst nicht mit der Sprache heraus und als er endlich, dem direkten Befehl folgend, erzählte, was vorgefallen war, setzte er seine Worte so gewandt, daß sie eine einfache Schilderung, aber zugleich doch eine Anklage über das ihm widerfahrene Leid enthielten.

Herr von Warnow hörte schweigend zu, dann sagte er: „Ich werde mit dem Herrn Leutnant sprechen.“ Und diesem wurde er grob: „Es ist mir schon oft aufgefallen, Herr Leutnant, daß Sie gegen den Unteroffizier Nissen mißtrauisch und argwöhnisch sind. Ich kann Ihnen nur sagen, er ist der beste Unteroffizier meiner Kompagnie. Sie

kennen ihn erst seit einem halben Jahr, ich aber bereits seit drei Jahren. Er hat nie den geringsten Anlaß zum Tadel gegeben, aber seine Dienstfreudigkeit und sein Diensteifer müssen darunter leiden, wenn Sie beständig an ihm herumnörgeln, und es muß sein Ehrgefühl aufs tiefste kränken, wenn Sie ihn eines so schmachvollen Vergehens, wie die Soldatenmißhandlungen es sind, überhaupt für fähig halten. Bitte lassen Sie sich das sehr ernsthaft von mir gesagt sein, Herr Leutnant."

Als Georg zu seiner Abteilung zurückging, war es ihm direkt unangenehm, wieder mit Nissen zusammen den Dienst beaufsichtigen zu müssen. Er merkte ganz genau den schadenfrohen Blick, mit dem der Mann ihn zuweilen heimlich von der Seite betrachtete und doch mußte er tun, als sähe er nichts, er hatte keine Lust, ihm zum zweitenmal grob zu werden und dafür zum zweitenmal selbst Grobheiten zu ernten. Das Verhältnis zwischen ihm und seinem Hauptmann war bisher ein leidlich gutes gewesen, er wollte es nicht absichtlich zerstören. „Was geht's mich an," sagte er sich schließlich, „nicht ich zeichne als verantwortlicher Chefredakteur, sondern der Hauptmann, und wenn er in dem Unteroffizier den Inbegriff aller Seligkeit sieht, mir soll es recht sein."

So nahm er sich denn vor, sich in Zukunft nicht weiter um den Unteroffizier zu kümmern, und schon nach wenigen Wochen machte er die Ent-

deckung, daß er dabei selbst am besten fuhr. Sicher hatte der Hauptmann sich erkundigt, ob er jetzt den Nissen in Ruhe ließe, und da dieser doch bejaht haben mußte, wurde der Hauptmann noch freundlicher zu ihm.

Dienstlich ging es Georg überhaupt nicht schlecht, er hatte bei der Besichtigung seiner Leute Beifall gefunden, seine Winterarbeit war belobigt worden und auch die Lösung seiner praktischen Offiziersübung hatte eine gute Kritik gefunden. Er war entschieden ein guter Offizier, und auch sein Auftreten vor der Front, seine persönliche Haltung und sein Benehmen den Untergebenen gegenüber gaben zu keinem Tadel Anlaß: er war streng und gerecht und in seinem Wesen stets gleichmäßig. So kam es, daß die Leute bald Zutrauen zu ihm gewannen, und als sein Bursche eines Tages krank wurde und ins Lazarett geschafft werden mußte, trat auf die Frage des Feldwebels, wer freiwillig bei Herrn Leutnant Winkler Bursche werden wolle, fast die ganze Kompagnie vor. Das freute selbst den Hauptmann, als er davon erfuhr, und das Verhalten der Leute erfüllte Georg selbst mit aufrichtiger Genugtuung, es war für ihn ein schönes Gefühl, sich sagen zu können, daß er sich in solchem Maße die Zuneigung der Mannschaften erworben habe.

Dienstlich ging es Georg gut, aber kameradschaftlich stand er den Herren noch genau so gegen-

über wie am ersten Tag. Er gestand sich selbst offen ein, daß er bis jetzt noch nicht einen einzigen Schritt weiter gekommen sei. An ihm lag es nicht, er war solide in seinem Lebenswandel, bescheiden in seinem Auftreten, höflich gegen die älteren und er hatte aus einer Äußerung einmal zufällig herausgehört, daß die Kameraden es ihm hoch anrechneten, daß er von seinen reichen Mitteln keinen Gebrauch machte, daß er im Kasino genau so lebte wie sie selbst.

Georg hatte den Versuch gemacht und sich Mühe gegeben, die einzelnen Kameraden näher kennen zu lernen, ihren wahren Charakter zu ergründen und in Erfahrung zu bringen, ob das vornehme, reservierte Wesen, das sie zur Schau trugen, Maske wäre oder ob es ihrer innersten Natur entspräche. Namentlich sein Kompagniekamerad, der Freiherr von Masemann, interessierte ihn in dieser Hinsicht. Der benahm sich selbst im Verkehr mit gleichaltrigen Kameraden stets so, als wäre er bei Hofe. Es herrschte überhaupt nach Georgs Ansicht ein etwas künstlicher, vornehmer Ton bei Tisch. Man unterhielt sich lebhaft, aber es gab keine harmlose Fröhlichkeit, keine ungezwungene Heiterkeit. Georg langweilte sich häufig entsetzlich, man sprach fast nur vom Hofklatsch und man erzählte sich pointelose Geschichten, die für die andern nur deshalb interessant sein konnten, weil sie in hochadligen Kreisen spielten. Und da Georg

die meisten Familien nicht einmal dem Namen nach kannte, so interessierte ihn die Unterhaltung absolut nicht. Ein ernstes Thema wurde nie angeschlagen. So begnügte sich Georg mit der Rolle des Zuhörers, und weil er wenig Gelegenheit fand, mitzusprechen, so trug auch dies dazu bei, daß er den anderen nicht näher trat.

Man hatte sich im Regiment allmählich in die unabänderliche Tatsache gefunden, daß Georg zu ihnen gehörte, aber das war auch alles. Wenn man auch keine Tränen mehr darüber vergoß, daß er einer der Ihrigen geworden war, so freute man sich seiner aber trotzdem doch nicht, man war höflich gegen ihn, aber man zog im Verkehr doch jene Schranke, die alle Vertraulichkeit und Intimität ausschloß. So kam es, daß Georg im Regiment nicht einen einzigen Freund hatte, dem er menschlich nahe stand. Eine gewisse Reserve legten sich alle ihm gegenüber auf und zwar die gleichaltrigen Kameraden am meisten Und doch war Georg naturgemäß in seinem Verkehr gerade auf sie angewiesen. Und unter den Hochnäsigen gefiel ihm sonderbarerweise der Hochnäsigste am besten, das war der Leutnant von Willberg, derselbe, der damals in Tränen ausgebrochen war, als er von Georgs Versetzung gehört hatte. Er war von einem unglaublichen Hochmutsteufel besessen, aber zuweilen hatte er auch lichtere Momente, wie Georg es nannte, und dann war es eine liebenswürdige,

heitere, fröhliche Natur, dann kam sein göttlicher, jugendlicher Leichtsinn zum Durchbruch, und dann begriff Georg, daß der kleine Willberg, trotz allem, was er auf dem Kerbholz hatte, der Verzug und der Liebling des Regiments war. Da Georg nicht wußte, wie er sich damals über ihn geäußert hatte, hatte er oft den Wunsch gehabt, ihm näher zu treten, aber die Gelegenheit dazu hatte sich bis jetzt noch nicht geboten.

Eines Tages, als Georg ins Regimentshaus kam, fand er dort eine größere Gesellschaft vor, verschiedene Gäste waren eingeladen, Kameraden fremder Regimenter, fast ausschließlich Kavalleristen. Natürlich saßen die Gäste oben an der Tafel zwischen den älteren Zitronenfaltern. Nicht ohne Neid blickten die unten sitzenden auf das obere Ende der Tafel — selbst der Garde-Infanterie imponieren die Husaren und Ulanen, die Kavallerie gilt nun doch einmal als vornehmste Waffengattung. Man merkte es allen an, wie sie sich freuten, so vornehme Gäste bei sich zu sehen. Man überbot sich in Liebenswürdigkeiten, und selbst alte Hauptleute und einige jüngere Stabsoffiziere, die als Junggesellen täglich im Regimentshaus mitaßen, machten kein Hehl daraus, wie angenehm ihnen der Besuch war und wie sie sich durch denselben geehrt fühlten. Als man nach Tisch aufstand, um den Kaffee und die Zigarre im Rauchsalon zu nehmen, wurden den Gästen die großen bequemen

Lederſeſſel angeboten und die Zitronenfalter umſtanden dieſelben im Halbkreis. Ein jeder verſuchte ſich bei der Kavallerie bemerkbar und beliebt zu machen. Einmal bei der Garde-Kavallerie zu Tiſch geladen zu ſein, war eine Auszeichnung, die alle erſtrebten, erſt wenn man einmal bei ihren gegeſſen hatte, war man ganz Tip-Top, denn die Garde-Kavallerie nahm wohl Einladungen zu ihren befreundeten Regimentern an, aber in der Auswahl der Gäſte, die ſie wieder zu ſich baten, waren ſie ſehr vorſichtig. Der kleine Willberg ſchmiß ſich der Kavallerie förmlich an den Hals. Er hatte ſich neben den Baron Gersbach geſtellt, deſſen Eltern aus ſeiner Heimatprovinz waren, und ſpielte nun den Liebenswürdigen und verſuchte den Gaſt in ein intereſſantes Geſpräch zu verwickeln. Aber auf den Ulan machte das anſcheinend gar keinen Eindruck, der hatte die langen Beine weit von ſich geſtreckt und rauchte nachläſſig eine Zigarette nach der andern.

Aber der kleine Willberg wollte dem Ulanen imponieren, wenn nicht als liebenswürdiger Geſellſchafter, dann als forſcher, ſchneidiger Kerl. Und ſo ſagte er denn: „Wie iſt es, wir machen doch nachher ein kleines Jeu?“

Über das Spielen wurde im Regimentshaus ganz offen geſprochen. Gewiß, das Spiel war verboten und es wurden auch in regelmäßigen Zwiſchenräumen den Offizieren die allerhöchſten

Bestimmungen über das Hasardspiel vorgelesen, und sie wurden mit jener Ehrfurcht angehört, die Befehlen gegenüber, die von so hoher Stelle kommen, am Platze ist. Aber weiter kümmerte man sich nicht um das Verbot. Die hohen Vorgesetzten wußten darum, aber sie drückten beide Augen zu, hin und wieder kam es sogar vor, daß die Kommandeure mit ihren eigenen Offizieren jeuten. Was sollten die Vorgesetzten auch machen? In einer kleinen Stadt läßt sich die Durchführung eines Verbots wohl überwachen, in einer großen Garnison ist es unmöglich. Die Offiziere spielen doch, dürfen sie es nicht im Regimentshaus oder im Kasino, dann spielen sie in irgend einem Klub oder bei anderen Regimentern oder in den Wohnungen. Wer da spielen will, findet immer Gelegenheit. Offiziell heißt es natürlich: bei uns wird nicht gespielt, aber Spiel und Spiel ist schließlich doch noch ein Unterschied. Wenn jemand zwanzig Mark verliert, so geht das niemand etwas an, und wenn er hundert verliert, auch nicht. Derjenige aber, der Pech hat und tausend Mark verliert, ist nicht strafbarer als der, der zwanzig Mark auf eine Karte setzt. Und wenn die Vorgesetzten alle wegen Spielens bestrafen wollten, die die Karten anrühren, so würde die Zahl der Offiziere in einem Jahr um mehr als die Hälfte abnehmen. Die Leutnants, die spielen, werden bestraft, aber die Kommandeure, in deren Regimentern gespielt wird, setzen sich leicht dem

aus, verabschiedet zu werden, weil sie es nicht verstanden haben, eine strikte Befolgung der Allerhöchsten Bestimmung über das Spiel durchzusetzen. Wer aber Oberst ist, will gern General werden und er setzt seine militärische Existenz nicht unnötig durch eine Meldung, die er unterlassen kann, aufs Spiel.

Der kleine Willberg wiederholte seine Frage, auf die der Ulan bisher zu antworten unter seiner Würde gehalten hatte. Jetzt sah der Gast ihn etwas verwundert an. „Warten Sie es nur ab, Sie werden Ihr Geld schon los werden. Haben Sie denn so viel, daß Sie es absolut verlieren wollen?"

Willberg klopfte protzig auf die Tasche: „Alles voll, heute ist neue Sendung angekommen."

Willberg wußte nicht, wie es kam, aber mit einem Male war ihm doch etwas sonderbar zumute. Es hatte lange gedauert, bis er aus seinem alten Herrn tausend Mark herausgepreßt hatte, um einige dringende Schulden zu bezahlen. Nun hatte er die Empfindung, als ob es vielleicht doch nicht ganz richtig sei, das Geld beim Spiel zu riskieren. Aber er wäre lieber gestorben, als es jetzt einzugestehen, er hätte sich ja unsterblich blamiert und sich vor den hohen Lackstiefeln und den silbernen Sporen, die ihm an dem Ulan am meisten imponierten, grenzenlos lächerlich gemacht. Auf alle Fälle nahm er sich aber doch fest vor, nicht mehr als die Hälfte seiner Barschaft zu setzen. Wenn die verloren war,

dann wollte er Schluß machen. Gewann er, dann konnte er ja weiter sehen.

Baron Gersbach war als großer Spieler bekannt, und es war ein öffentliches Geheimnis, daß er sich nur durch die Karten über Wasser hielt. Er hatte schon lange alles aufgebraucht, was ihm von Haus aus zustand, er bezog keinen Groschen Zulage mehr und er hatte doch stets die Taschen voller Tausendmarkscheine. Es gab Leute, die sich wunderten, daß man ihn noch in der Armee duldete, aber er mußte sehr hohe Protektion haben, und man erzählte sich, daß selbst seine Vorgesetzten und hohe Herren mit ihm gespielt hätten. Sonderbarerweise war er ein ausgezeichneter Offizier und ein hervorragend guter Reiter, der auch auf den Rennplätzen oft Erfolge zu verzeichnen hatte. Man konnte ihn fast einen berufsmäßigen Spieler nennen, aber er war dafür bekannt, daß er tadellos korrekt, tadellos vornehm spielte. Er jeute nicht täglich, sondern nur von Zeit zu Zeit, wenn er das Bedürfnis nach einem großen Coup fühlte, aber auch dann rührte er nur die Karten an, wenn eine innere Stimme ihm sagte: „Heute gewinnst du!" Fühlte er sich seiner Sache nicht ganz sicher, so war er nicht zu bewegen, sich an einem Jeu zu beteiligen. So spielte er eigentlich immer mit Gewinn, und eigentlich hätte man sich darüber wundern müssen, daß er immer noch jemand fand, der sich von ihm das Geld abnehmen ließ. Aber schließlich hofften doch alle, daß

er ausnahmsweise auch einmal verlieren würde und daraufhin versuchten sie immer wieder ihr Glück. Die da aber noch nicht mit ihm gespielt hatten, betrachteten es als eine hohe Ehre und Auszeichnung, wenn der Ulan sie zu einem Jeu aufforderte, wer nicht wenigstens einmal mit ihm gespielt hatte, galt nicht für ganz voll.

Man wartete gewissermaßen aus Höflichkeit, bis die Stabsoffiziere sich entfernt hatten. Dem einen Major wurde es sehr schwer, zu gehen, er war auch eine eingefleischte Jeuratte und wäre gar zu gern geblieben. Das wußten auch alle, aber er war seiner Stellung schließlich ein Opfer schuldig, er konnte doch den jungen Leutnants nicht das Geld abnehmen, wenigstens nicht im Regimentshaus, das ging doch nicht gut.

Kaum waren die Herren fort, da war es mit der künstlichen Ruhe der andern vorbei, und Georg betrachtete die Kameraden nicht ohne Verwunderung. In seiner Gegenwart war schon oft gespielt worden, aber so hatte er die Herren noch nie gesehen, es war das erste Mal, daß sie ihre künstliche Ruhe und die korrekte Haltung aufgaben Es war, als wäre ein böser Geist in sie gefahren, ein wilder Taumel, die Leidenschaft des Spiels hatte sie schon jetzt alle ergriffen, sie waren nervös und erregt, die Frage: „Wirst du gewinnen oder verlieren?" beschäftigte sie, man merkte es an dem Leuchten

ihrer Augen, den etwas blassen Gesichtern, den nervösen Bewegungen der Hände.

Nur einer blieb ganz ruhig: der Ulan. Die Beine immer noch weit von sich gestreckt, saß er in dem Sessel zurückgelehnt und kümmerte sich nicht im geringsten um die Vorbereitungen, die zur Schlacht getroffen wurden. Ob es in seinem Innern auch so ruhig aussah, wer konnte das wissen? Aber äußerlich verriet nichts an ihm eine etwaige Erregung.

Endlich war der Spieltisch bereit und der Regimentsadjutant Graf Wettborn wandte sich an den Baron Gersbach: „Na, wie steht's, machen wir ein kleines Jeu?"

Der Ulan war ausschlaggebend, sagte der jetzt nein, dann war die ganze Aufregung umsonst gewesen, denn ohne den würde es nur ein kleines, harmloses Familienjeu werden. Aber der Ulan war heute guter Laune, schon heute morgen beim Aufstehen war ihm so leicht und wohl gewesen, und eine innere Stimme hatte ihm gesagt: „Heute kannst du mal wieder einen großen Schlag riskieren." Aber als vorsichtiger Mensch hatte er sich noch gesagt: „Wenn meine Leda heute über die Hürde geht, ohne auszubrechen, riskiere ich es." Und die Leda war dreimal wie eine Puppe über das Hindernis gegangen. In seinem gewissenhaft geführten Tagebuch hatte er nachgesehen, bei welchem Regiment er

lange nicht gewesen sei, die Entscheidung war auf die Zitronenfalter gefallen und er war damit einverstanden, die würden ohne zu murren und zu klagen die Ehre seines Besuches mit ein paar Mille bezahlen. So hatte er telephonisch bei dem Regimentsadjutanten angefragt, ob er zu Tisch kommen und ein paar gute Freunde mitbringen dürfe. Graf Wettborn war sonst gerade keine Leuchte der Wissenschaft, aber den Sinn dieser Frage hatte er doch verstanden und als leidenschaftlicher Spieler mit tausend Freuden ja gesagt.

Mit unnachahmlicher Nachlässigkeit erhob der Ulan sich von seinem Sessel und ließ sich dann auf einem Stuhl nieder, den eifrige Kameraden ihm hinschoben. Dann griff er in die Tasche und holte sein Portefeuille heraus, und die anderen sahen mit einem gewissen Unbehagen das Paket von Tausendmarkscheinen, das da hervorleuchtete. Und sie dachten an den Grundsatz aller Spieler: gewinnen kann beim Jeu nur, wer über das nötige Betriebskapital verfügt und vorübergehende schlechte Zeiten aushalten kann. Und der Ulan hatte die nötigen Mittel, wer sollte wohl dagegen aufkommen können? Da legte auch der Regimentsadjutant Graf Wettborn sein Portefeuille auf den Tisch, und die Zitronenfalter wurden ordentlich stolz, als sie dessen Geldtasche sahen, es war ein kleines Vermögen, das er da bei sich trug, denn der Graf war von Haus aus sehr reich und war außerdem noch der glück-

liche Besitzer eines alten Erbonkels, der ihm jetzt schon große Summen Geldes gab.

„Doch ein famoser Kerl, unser Graf," flüsterte ein Zitronenfalter dem andern zu. „Auf den können wir wirklich stolz sein, vom Scheitel bis zur Sohle Tip-Top und dabei noch so reich, ich glaube, selbst die Kavallerie beneidet uns um ihn."

Auch die anderen Herren griffen in die Tasche, die einen, die ihr Geld in Scheinen im Portefeuille bei sich trugen, mehr oder weniger ostentativ, die anderen, die ihr Vermögen im Portemonnaie hatten, holten heimlich ein paar Goldstücke heraus — bei der lustigen Sieben war jeder Satz von zwanzig Mark an erlaubt.

Auch der kleine Willberg holte seinen Tausendmarkschein hervor — verschuldet wie er war, war er vorhin sehr stolz gewesen auf seinen Besitz, als er durch die Straßen der Stadt gegangen war, er hatte sich gereckt und gestreckt, ihm war gewesen, als müsse ihm ein jeder ansehen, daß er einen Tausendmarkschein bei sich trüge. Er hatte sich so reich gedünkt, und jetzt, gegenüber den Summen, die aus den Geldtaschen der anderen hervorleuchteten, kam er sich erbärmlich arm vor, er schämte sich seiner geringen Mittel, und Neid und Mißgunst erfüllten ihn. Es war doch eine erbärmliche und klägliche Geschichte, immer nur mit elenden Goldstücken rechnen zu müssen und sich zu sagen: dies darfst du nicht und dies kannst du nicht, und immer

borgen zu müssen. Es mußte doch wundervoll sein, wenn auch nur ein einziges Mal, eine so volle Geldtasche zu besitzen, überhaupt schon das Geld im Portefeuille zu tragen, war todschick. Wenn man Gott weiß wo in Garnison stand, war es ja schließlich einerlei, ob man viel oder wenig Geld hatte, aber in der Residenz, wo man mit so vornehmen und reichen Leuten verkehrte, wie sie heute hier im Regimentshaus saßen, da war es mehr als traurig, weiter nichts als einen lumpigen Tausendmarkschein zu besitzen.

Das Spiel hatte schon eine ganze Zeit begonnen, der Ulan hielt die Bank. „Na, Willberg, wollen Sie nicht auch setzen, Sie waren doch vorhin so ungeduldig?"

Willberg fuhr aus seinem Sinnen empor, er hatte ganz in Gedanken versunken dagestanden, vor seinen Augen hatte das Gold, das hin und her rollte, geflimmert, und nur der eine Wunsch, nur der eine Gedanke, das alles zu besitzen, hatte ihn beseelt.

„Ach so, ja richtig. Hundert Mark auf die Sieben, nein, zweihundert."

Eine Sekunde später war das Geld verloren.

„Nochmals zweihundert."

Auch die gingen fort.

„Nochmals zweihundert." Und diesmal hatte er Glück, er bekam vierzehnhundert Mark ausbezahlt. Und auch das nächste Mal kam die Sieben,

er hatte vierhundert gesetzt und erhielt beinahe dreitausend zurück.

„Mensch, haben Sie einen Dusel."

Der kleine Willberg wurde angestaunt, als hätte er die größte Wundertat vollbracht. Selbst der Ulan warf ihm einen anerkennenden Blick zu und zahlte ihm den Gewinn mit einem lauten „Bravo" aus. Und dieses Lob machte ihn so stolz, daß er gleich noch einmal vierhundert Mark auf die Sieben setzte und verlor.

Georg hatte dem Spiel eine ganze Zeit zugesehen, ohne sich irgendwie daran zu beteiligen, jetzt wurde ihm die Sache langweilig und er dachte daran, sich heimlich zu entfernen. Er ging durch das Lesezimmer, als er sich plötzlich angerufen hörte. Er wandte sich um, in einem Lehnsessel saß der Oberleutnant von Kirchberg. „Wo wollen Sie denn hin?" erkundigte der sich.

Georg fühlte sich ertappt, es galt nicht als korrekt, sich französisch zu empfehlen, trotzdem sagte er: „Ich wollte nach Haus."

Der andere blickte überrascht auf: „Ist Ihr Bedarf schon gedeckt? Schon alles verloren?"

„Ich spiele überhaupt nicht, Herr Oberleutnant."

„Ach nee!" Der andere hätte beinahe sein Monokel fallen lassen und sah Georg eine ganze Zeit fassungslos an. „Ach nee!" sagte er noch einmal und dann fuhr er fort: „Kommen Sie, setzen Sie sich zu mir das müssen Sie mir erzählen, wie machen Sie das,

zu leben ohne zu spielen, oder besser gesagt, wie können Sie der Versuchung widerstehen?"

„Das wird mir sehr leicht, Herr Oberleutnant. Das Spiel hat für mich absolut gar keinen Reiz. Ich bin vor ein paar Jahren in Monte Carlo gewesen, selbst da habe ich stundenlang dem Spiel zugesehen, ohne auch nur auf den Gedanken zu kommen, einmal zu setzen."

„Ach nee!" Der andere starrte ihn immer noch verständnislos an. „Ach nee, das verstehe ich aber wirklich nicht. Was machen Sie denn aber mit Ihrem Geld, wenn Sie es nicht verjeuen?"

„Was ich im Monat nicht aufbrauche, bringe ich auf die Bank."

„Ach nee, kann man denn das überhaupt? Ich meine, macht Ihnen das denn Spaß? Warum geben Sie Ihr Geld nicht alle aus? Sie sind doch schließlich kein Kaufmann, sondern ein junger Leutnant. Na, soviel weiß ich, wenn ich Ihr Geld hätte, ich würde es nicht zurücklegen."

„Aber Kirchberg, wo stecken Sie denn eigentlich?" fragte ein eintretender Kamerad. „Wir spielen doch Halbpart. Das erste Anlagekapital ist zum Teufel, haben Sie noch Geld bei sich?"

„Gewinnt der Ulan schon?"

Der andere kratzte sich hinter den Ohren. „Scheußlich."

Kirchberg zündete sich eine Zigarette an. „Dann wollen wir ihn sich erst mal austoben

lassen. Erst kann er mal andern Leuten die Dukaten abnehmen, dann wollen wir versuchen, sie zurückzuerobern. Wen hat er sich denn augenblicklich vorgebunden?"

„Den kleinen Willberg. Der Mensch hat heute ein unheimliches Glück, der setzt beständig auf die Sieben, eben hat sie fünfmal nach der Reihe geschlagen, der Mann wühlt im Golde, und der Ulan will sein Geld natürlich wiederhaben."

„Hat Willberg ruhiges Blut?"

„Wie soll der wohl, der zittert vor Aufregung an allen Gliedern."

„Schade, dann ist er verloren, aber das muß ich mir ansehen."

Er stand auf und ging in den Spielsaal zurück, und unwillkürlich folgte auch Georg ihnen, er hatte so die Empfindung, als wenn er Willberg helfen, ihm zuflüstern müsse: „Seien Sie verständig, hören Sie auf; stecken Sie den Gewinn in die Tasche, dann haben Sie für lange Zeit genug."

Aber Willberg dachte nicht daran, aufzuhören, für kurze Zeit hatte sich das Glück gegen ihn gewandt, jetzt aber gewann er wieder Schlag auf Schlag. Die andern hatten schon lange aufgehört zu spielen und sahen den beiden zu. Willberg war aufgeregt und nervös, fiebernd und zitternd; der Ulan dagegen vollständig ruhig, unbeweglich wie Erz, keine Wimper zuckte und seine Hand zitterte nicht im leisesten, wenn er dem andern den Gewinn

zuschob. Und er mußte große Summen auszahlen, das Geld, das er als Bankhalter gewonnen hatte, war schon längst dahin, die Banknoten, die er von Haus mitgebracht hatte, waren bis auf ein winziges Häuflein zusammengeschmolzen. Gold und Papier häuften sich vor Willberg auf, es mochten wohl an zwanzigtausend Mark sein, die da lagen.

Der Ulan zählte sein Geld nach. „Ich kann zum letztenmal tausend Mark auf die Sieben annehmen, wenn ich verliere und siebentausend Mark auszahlen muß, ist die Bank gesprengt."

Eine unbeschreibliche Aufregung bemächtigte sich aller, noch nie hatte man den Ulan so im Verlust gesehen und daß gerade einer der Ihrigen ihn so ausnahm, erfüllte die Zitronenfalter mit Stolz.

Der letzte Schlag; hatte die Sieben Willberg so oft Glück gebracht, würde sie ihm auch bis zum Schluß treu bleiben.

„Tausend Mark auf die Sieben."

Der Bankier schlug die Karten um: „Acht." Und gelassen strich er das Geld ein.

„Nochmals tausend auf die Sieben."

Die Karten zeigten sechs.

Für eine Sekunde blitzte es in den Augen des Ulanen auf, er wußte, jetzt hatte er das Spiel gewonnen, es würde keine Viertelstunde mehr dauern, dann hatte er alles, was er verloren hatte, wieder zurückgewonnen. Es wäre ja auch undenkbar gewesen, daß er heute verlieren sollte, noch dazu an

dieses Kind, das so unklug und unbesonnen darauf losspielte, daß er jetzt alles wieder verlieren mußte. Und Willberg verlor, mehr und mehr schrumpfte das Geld zusammen. Ein paarmal lag es den andern auf der Zunge, ihm zuzurufen: „Hören Sie auf, retten Sie sich wenigstens noch diese paar tausend Mark.“ Aber das ging nicht, das war nicht fair. Hatte man vorhin geduldet, daß der Ulan, der noch dazu ihr Gast war, alles verlor, so durfte man auch jetzt den andern nicht warnen.

„Na, Herr von Willberg, haben Sie noch Mut?“

Der stand da, blaß wie eine Leiche, jeder Blutstropfen war aus seinem Gesicht gewichen, er hatte alles verloren, auch seine tausend Mark, auf die er so stolz gewesen war, nicht das kleinste Geldstück lag mehr vor ihm.

„Wollen Sie noch weiter spielen?“ fragte der Ulan zum zweitenmal.

Willberg sah sich um, vielleicht daß einer der Kameraden ihm Geld lieh. Aber jetzt legte sich der Regimentsadjutant ins Mittel: „Nein, nun lassen Sie es für heute genug sein, jetzt wollen wir andern auch mal unser Glück versuchen.“

Das Spiel nahm seinen Fortgang, Willberg aber ging ins Nebenzimmer und sank dort auf einen Sessel zusammen. Und mit einem Male kam nach der gewaltigen Nervenanspannung die Reaktion, er

schlug die Hände vors Gesicht und brach in ein krampfhaftes Schluchzen aus.

Und nicht weit von ihm stand Georg und betrachtete den Kameraden mit teilnehmenden, traurigen Augen, er begriff ihn nicht, er hatte kein Verständnis dafür, wie man sich so dem Spiel hingeben konnte, aber trotzdem bedauerte er den armen Kameraden, dessen Vermögensverhältnisse ihm kein Geheimnis waren. Für einen kurzen Augenblick war der reich gewesen, jetzt war er ärmer als je, weil er das Gefühl, Geld zu besitzen, wenn auch nur für einen kurzen Augenblick, kennen gelernt hatte. Es lag Georg auf den Lippen, an den Kameraden heranzutreten, ihm seine Hilfe anzubieten, aber er hatte nicht den Mut, sich aufzudrängen, er wollte sich keiner Zurückweisung aussetzen. Und wie recht er damit getan hatte, wurde ihm klar, als Willberg sich jetzt gefaßt hatte und aufstand, um nach Hause zu gehen, er tat, als sähe er Georg gar nicht. Schämte er sich seines leichtsinnigen Spiels oder seiner Tränen? Er ging, ohne Georg auch nur zu grüßen.

Um so größer war daher Georgs Erstaunen, als Willberg ihn am nächsten Mittag in seiner Wohnung aufsuchte. Er glaubte sich von Anfang an über den Zweck des Besuches klar zu sein und sein Glaube wurde zur Gewißheit, als er das bleiche Gesicht des Kameraden sah.

Der kam nach einigen flüchtigen Worten der

Begrüßung gleich auf den Kernpunkt der Sache. „Sie haben den gestrigen Abend, wenngleich auch nur als Zuschauer, miterlebt, so wissen Sie, daß ich meinen ganzen Gewinn wieder verlor; aber ich habe auch weitere tausend Mark verloren, die ich gestern erhalten hatte, um einige dringende Rechnungen zu bezahlen. Ich habe den Versuch gemacht, mir das Geld bei einem der Kameraden zu borgen, aber der Ulan hat sie alle, wie sie da sind, derartig ausgenommen, daß auch nicht ein einziger von ihnen heute noch so viel sein eigen nennt. Selbst unser Graf geht mit gänzlich leerem Beutel umher. So komme ich zu Ihnen, um Sie zu bitten, mir die tausend Mark zu leihen. Ich sage Ihnen ganz offen und ehrlich, daß ich den Tag noch nicht bestimmen kann, an dem ich Ihnen das Geld zurückerstatte, aber ich tue es, sobald ich kann, mein Wort darauf."

„Aber ich bitte Sie, dessen bedarf es doch gar nicht."

Georg war aufgestanden und holte aus seinem Schreibtisch den Schein hervor, den er dem Kameraden einhändigte.

Der drückte dankbarst Georgs Hände: „Sie leisten mir einen großen Dienst." Und nach einer kleinen Pause fuhr er mit deutlich bemerkbarer Verlegenheit fort: „Und nun habe ich noch eine Bitte, ich kann mich doch darauf verlassen, Sie erzählen es niemand, daß ich Sie anborgte."

„Wie sollte ich wohl dazu kommen?“ fragte Georg ganz verwundert.

Der andere schien aber durch diese Antwort doch noch nicht ganz befriedigt zu sein. „Nehmen Sie es mir nicht übel, aber ich bitte Sie, mir Ihr Wort zu geben, daß Sie gegen niemand etwas über meinen Besuch erwähnen.“

Ganz verwundert blickte Georg auf. Wie kam der andere dazu, so etwas von ihm zu verlangen? Aber trotzdem sagte er: „Wenn es Sie beruhigt, will ich Ihnen gern mein Wort geben, wenngleich ich nicht recht den Zweck einsehe.“

Willberg atmete erleichtert auf und er verabschiedete sich, nachdem er nochmals in herzlichen Worten gedankt hatte.

V.

Wieder waren Wochen vergangen und Georg saß noch immer, wie er es selbst nannte, auf dem Isolierschemel im Regiment. Immer noch hatte er keinen Freund, dem er sich hätte anschließen können und der sich ihm anschloß. Seine Hoffnung, daß Willberg, dem er aus der Verlegenheit geholfen hatte, sich ihm nähern würde, erfüllte sich nicht. Im Gegenteil, der kannte ihn jetzt noch weniger als sonst, obgleich er ihm das Geld immer noch schuldig war. Georg ärgerte sich nicht weiter darüber, er hatte in der Hinsicht in seinem alten Regiment schon traurige Erfahrungen genug gemacht; aber in anderen Verhältnissen groß geworden, begriff er trotzdem oft die Auffassung nicht, die die Zitronenfalter in Geldangelegenheiten hatten.

Sie genierten sich nicht, sich selbst in Gegenwart der Ordonnanzen gegenseitig anzuborgen, ja, sie machten sich auch kein Gewissen daraus, zu den Ordonnanzen zu sagen: „Legen Sie dieses oder jenes für mich aus," und nicht immer wurde das Geld

dem Soldaten an demselben Tage wiedergegeben. Man pumpte, wo man nur immer konnte, und man hing an allen Ecken und Kanten. In der Stammkneipe, wo man des Abends zuweilen verkehrte, um nicht nur immer im Regimentshaus zu sitzen, waren einige Herren dem Kellner fünfzig, sechzig Mark bar Geld schuldig und außerdem noch hundert Mark mehr für Speisen und Getränke. Und gerade diejenigen, die am tiefsten bei dem Kellner drinsaßen, lebten am flottesten darauflos, sie aßen die teuersten Sachen und tranken die teuersten Weine, und wenn sie fortgingen, hieß es: „Müller, pumpen Sie mir zwanzig Mark, Sie wissen ja, Sie kriegen sie wieder." Ja, aber wann? Einige Herren waren dem Kellner das Geld seit vielen Monaten schuldig und sie dachten gar nicht daran, es ihm zurückzugeben. Solange sie den bunten Rock noch an hatten, war das Geld ja sicher. Georg merkte mit Erstaunen, daß die Herren in der Residenz über diesen Punkt ebensowenig streng dachten wie in seiner alten Garnison. Da war es einmal in dem Stammlokal, in dem die Herren viele Jahre verkehrt hatten, zu einem Bruch mit dem Wirt gekommen. Die Offiziere der Garnison boykottierten das Lokal, sie gaben sich gegenseitig ihr Wort, den Mann nicht mehr einen einzigen Pfennig verdienen zu lassen, aber kein einziger dachte auch nur daran, die Schulden, die er teils beim Wirt, teils bei den Kellnern hatte, zu bezahlen. Erst als der Wirt sich bei dem Komman-

deur beschwerte, wurde Abhilfe geschafft, aber auch in einer etwas sonderbaren Art und Weise: der Kommandeur befahl nicht, daß die Schulden innerhalb vierundzwanzig Stunden bezahlt werden müßten, sondern er ließ seinen Herren sechs Wochen Zeit, um die Angelegenheit zu erledigen. Mochten der Wirt und die Kellner, die das Geld notwendig brauchten, zusehen, woher sie es bis dahin bekamen.

Und Georg erinnerte sich noch eines anderen Vorfalls, der sich erst vor einigen Wochen abgespielt hatte. Eines Mittags war ein Oberleutnant ganz aufgeregt bei Tisch erschienen und hatte erzählt, daß der gemeinsame Friseur, zu dem alle Herren hingingen, ihm geschrieben, ihn wegen einer lumpigen Schuld von ein paar hundert Mark gemahnt und ihm mit einem Postauftrag gedroht habe, da er sich in großer Verlegenheit befände und sein Geld notwendig brauche. Der Offizier hatte offen zugegeben, von dem Friseur im Laufe der Zeit schon oft eine Rechnung erhalten, aber nie einen Groschen bezahlt zu haben. Aber trotzdem brach jetzt ein Sturm der Entrüstung über das Schreiben des Friseurs aus. Wozu brauchte der Mann mit einem Male Geld, konnte er nicht warten? Die paar hundert Mark waren ihm doch sicher und einen Postauftrag schickt man doch überhaupt keinem anständigen Menschen. Das Ende vom Liede war, daß den Zitronenfaltern das Betreten des Friseurgeschäftes dienstlich verboten

wurde, aber die Schulden, die die Herren dort hatten, wurden trotzdem nicht bezahlt.

Nein, man hatte in puncto Geld wirklich ein sehr weites Gewissen und sehr laxe Ansichten. Schulden wurden überhaupt nur insofern gerechnet, als sie bar geborgtes Geld betrafen, an das, was man den Lieferanten schuldig war, dachte man nicht. Dazu war der Mann ja da, daß er Kredit gab; er mußte eben zwei bis drei Jahre warten, manchmal noch länger, ehe er sein Geld bekam. Der konnte froh sein, wenn man überhaupt in sein Geschäft kam, und mußte es sich schon etwas kosten lassen, so vornehme Kunden zu haben und damit Reklame machen zu können. Man pumpte bei jedem, und einmal war es sogar vorgekommen, daß ein Leutnant seinem eigenen Burschen zwanzig Mark schuldig war. Bei der Rekrutenentlassung kam die Sache zur Sprache. Der Oberst fragte beim Abschied die Mannschaften: „Glaubt einer von Euch noch irgend eine Forderung an das Regiment zu haben? So melde er sich." Da war ein Bursche vorgetreten und hatte mit lauter Stimme gesagt: „Ich bekomme von meinem früheren Leutnant noch zwanzig Mark, um die er mich vor ein paar Monaten angepumpt hat, als ich von zu Haus Geld bekam." Die Sache war untersucht und für richtig befunden worden; der Mann hatte sein Geld, der Leutnant aber einen strengen Verweis bekommen. Trotzdem fand man es aber unerhört, daß der entlassene

Soldat seinen ehemaligen Leutnant so hatte blamieren können. Danach, ob der Mann imstande war, dauernd die zwanzig Mark zu entbehren, fragte kein Mensch.

Georg stand seinen Kameraden vollständig fremd gegenüber, niemand kümmerte sich um ihn. Um so größer war daher sein Erstaunen, als sich eines Mittags nach Tisch der Adjutant zu ihm setzte und ihn in ein längeres, sehr freundschaftliches Gespräch verwickelte. Er vermochte sich diese Auszeichnung gar nicht zu erklären, aber er begriff sie mit einem Male, als Graf Wettborn plötzlich zu ihm sagte: „Was ich Sie schon lange fragen wollte, warum läßt sich Ihr Herr Vater eigentlich nicht adeln? Die Sache ist allerdings nicht leicht, aber Ihr Herr Vater ist ja bei Seiner Majestät so gut angeschrieben, daß sich die Schwierigkeiten sicher überwinden ließen, wenn es Ihrem Herrn Vater auf ein paar hunderttausend Mark für irgend einen wohltätigen Zweck nicht ankäme. Ihr Herr Vater hat es ja dazu, warum tut er das nicht?"

„Weil mein Vater stolz ist auf seinen bürgerlichen Namen, den er zu so hohem Ansehen gebracht hat."

Der Graf wippte etwas verlegen mit den Fußspitzen, dann sagte er: „Gewiß ja, Ihr Herr Vater hat ja für seine Person sehr recht, aber er muß doch auch an Sie denken. Sie nehmen doch eine ganz andere Stellung in der Gesellschaft ein, wenn Sie

Baron oder Freiherr sind. Die Welt legte nun einmal auf so etwas großen Wert und nach meiner Überzeugung mit vollem Recht. Besonders für Sie, der Sie jetzt einem so vornehmen Regiment angehören, würde eine Nobilisierung von größtem Nutzen sein."

Der Graf sprach lange auf Georg ein, und der merkte deutlich, daß der Adjutant alles, was er sagte, nicht einem plötzlichen Impuls folgend, sondern nach reiflichster Überlegung und entschieden auf Wunsch des Herrn Oberst oder eines anderen höheren Vorgesetzten mit ihm besprach. Georg stieg das Blut in die Wangen, er schämte sich für den andern, daß er den Mut hatte, so zu ihm zu sprechen. Herrgott, galt denn diesen adligen Leutnants gegenüber, die absolut nichts mehr waren, wenn sie eines Tages die Uniform auszogen, ein für etliche hunderttausend Mark gekauftes „von" wirklich so unendlich viel mehr als ein alter bürgerlicher Name, der in der ganzen Geschäftswelt geachtet und angesehen war?

Und schließlich konnte er es sich nicht versagen, dem Adjutanten zur Antwort zu geben: „Es ist meinem Vater oft genug der erbliche Adel angeboten worden, aber er hat ihn jedesmal abgelehnt."

„Das verstehe ich nicht." Der Graf hatte sich sein Monokel fester eingeklemmt und sah Georg verständnislos an. „Das verstehe ich wirklich nicht," wiederholte er noch einmal. Und Georg merkte,

daß es ihm bitterer Ernst war mit seinen Worten, er verstand es wirklich nicht, wie man den Adel ausschlagen konnte, lediglich, weil man auf seinen bürgerlichen Namen stolz war.

Eine ganze Weile saß der Adjutant ihm schweigend gegenüber, dann beendete er die Unterredung mit den Worten: „Na, vielleicht schreiben Sie Ihrem Herrn Vater doch noch einmal über diesen Punkt oder Sie besprechen die Sache einmal mündlich mit ihm. Vielleicht bekehren Sie Ihren Herrn Vater doch noch."

Georg erwiderte nichts darauf, aber er wußte, wie sein Vater stets über die Leute lachte, die, kaum in den Besitz eines großen Vermögens gelangt, keinen anderen Ehrgeiz mehr hatten als den, sich adeln zu lassen. Er empfand die Worte, die der Adjutant zu ihm gesprochen hatte, beinahe als eine Beleidigung und doch konnte er sie ihm bei ruhiger Überlegung nicht einmal so sehr verargen. Er sah ja selbst jeden Tag, welchen Vorzug der Adel genoß, wie selbst in der heutigen aufgeklärten Zeit der Adel den Vorrang besaß, wie der Adel als Auszeichnung und Belobigung an verdiente Männer verliehen wurde. Und wurde nicht auch in der Armee der Adel protegiert? Wenn drei gleich befähigte Offiziere, von denen einer adlig war, für eine Stellung in Frage kamen, wurde der adlige fast immer gewählt, und ging einmal ausnahmsweise ein bürgerlicher siegreich aus dem Wettbewerb

hervor, so wurde er kurz darauf geadelt. Der Offiziersstand ist nur für den Adel da, das alte Wort paßte beinahe auch wieder auf die heutige Zeit, wer als Bürgerlicher nicht geradezu Hervorragendes leistete, blieb in der Karriere und dem Avancement weit hinter dem Adel zurück.

Und war es in der Gesellschaft anders? Georg hatte jetzt genug Feste mitgemacht, um zu sehen, wie sich alles vor dem Adel beugte, wie selbst der jüngste adlige Leutnant einen bürgerlichen Stabsoffizier ausstach. Und oft genug hatte er es bemerkt, wie man über ihn selbst zischelte und tuschelte und es nicht begreifen konnte, daß er einem so vornehmen Regiment angehörte. Wenngleich die Worte leise gesprochen waren, hatte er es doch einmal gehört, wie eine junge Dame auf dem Ball ihrer Freundin zuflüsterte: „Wenn Leutnant Winkler mich engagiert, sage ich, meine Karte wäre besetzt, ich tanze prinzipiell nicht mit einem Bürgerlichen.“ Und auch die anderen Damen betrachteten ihn stets wie einen Fremden, ein leises Nicken des Kopfes war die einzige Begrüßung, und die wenigen, die ihm zum Willkomm die Hand reichten, taten dies, ohne ihre Unterhaltung deswegen abzubrechen, sie gaben ihm die Hand mit einem Ausdruck, daß er deutlich die Gnade verriet, die sie ihm erwiesen. Auch auf den Gesellschaften stand er außen vor, seine Kameraden plauderten und lachten mit den Damen, hatten tausend Geheimnisse und trafen

tausend Verabredungen, er selbst langweilte sich in einer Ecke herum, er war ein Fremder, und niemand gab sich die Mühe, ihn einzuführen und bekannt zu machen.

Die einzige, die sich ihm gegenüber stets gleich blieb, war Hildegard, sie hatten sich oft getroffen und es hatte sich zwischen ihnen eine herzliche Freundschaft gebildet. Die beiden „Ausgestoßenen" hatte Hildegard sie einmal ihren Verwandten gegenüber genannt. Georg war noch nicht eingeführt, sie selbst war in der Gesellschaft erledigt, sie war nun schon zu lange junges Mädchen, das Interesse an ihrer Person war erloschen, man lud sie ein, weil man es nicht anders konnte, aber im stillen erhoffte man jedesmal eine Absage. Und wenn sie dann doch kam, wurden hinter ihrem Rücken spöttische Bemerkungen gemacht. Hildegard tat, als bemerke sie nichts davon, aber sie verstand die Blicke, mit denen man sie betrachtete, und wenn sie auch die Worte nicht hörte, so wußte sie doch, was die Köpfe miteinander tuschelten, die sich da heimlich zusammensteckten. Es kostete ihr eine grenzenlose Überwindung, die Feste noch zu besuchen, nach jeder Gesellschaft sagte sie sich: heute war es das letzte Mal, morgen reise ich nach Hause."

Aber die tödliche Angst vor dem Zuhause ließ sie doch immer und immer wieder bleiben: „Lieber will ich noch diese heimlichen Bemerkungen ertragen, als zu Hause die Not und das Elend sehen und

die beleidigenden Vorwürfe über mich ergehen lassen." Und zuweilen gestand sie sich selbst ganz offen ein, daß sie auch Georgs wegen blieb, nicht etwa, als ob sie ihn liebte. Es war ihr so viel und so oft vorgeredet worden, daß Liebe Unsinn sei und daß es lediglich darauf ankomme, ob der Mann Geld habe oder keins, man hatte in ihrer Gegenwart über die heiligsten Empfindungen mit solcher rückhaltlosen Offenheit gesprochen, daß ihr Herz, wie sie glaubte, für Liebe überhaupt nicht mehr empfänglich war. Aber sie sah in Georg einen treuen Freund. Er war stets aufmerksam gegen sie; sobald er sah, daß sie allein stand, war er an ihrer Seite, sie fühlte seine Augen beständig auf sich ruhen und seine Blicke sagten ihr: Ich weiß nicht, welcher Kummer Dich drückt, aber ich merke, daß Du Dich hier fremd und einsam fühlst wie ich mich und schon deshalb will ich für Dich tun, was ich kann.

Auch heute abend sollte sie mit ihm zusammentreffen, auf der amerikanischen Botschaft war großer Empfang, und wie immer freute sie sich auf das Wiedersehen. Um ihm zu gefallen, hatte sie sich besonders geschmückt und zum erstenmal eine neue Toilette angezogen, die ihr die Tante geschenkt. In der freudigen Erwartung auf das Fest hatte sie früher als sonst mit dem Ankleiden begonnen, nun stand sie, eine Viertelstunde vor der festgesetzten

Abfahrt, vor dem Spiegel und sah sich lächelnd an. Sie freute sich ihrer eigenen Schönheit und sie wußte, daß sie auch heute wieder Aufsehen erregen würde.

Sie stand noch in Gedanken versunken, als ein Klopfen an der Tür sie zusammenfahren ließ. „Ist es schon Zeit? Ich bin fertig, ich komme sofort."

„Baroneß haben noch Zeit, der Wagen ist noch gar nicht da, aber es ist ein Eilbrief abgegeben worden."

Hildegard erschrak. Ein Eilbrief, was war geschehen?

Sie öffnete die Tür und nahm dem Mädchen den Brief ab, aber sie zuckte unwillkürlich zusammen, als sie die Handschrift ihres Bruders erkannte.

„Ach der!" Ärgerlich warf sie den Brief auf den Tisch, auch ohne daß sie ihn öffnete, wußte sie, was er enthielt, die Bitte um Geld. Ein Gefühl des Ekels erfüllte sie. „Daß er mir auch gerade jetzt die Freude verderben muß. Und wie kann ich die Tante wohl jetzt für ihn bitten, wo sie mir eben dies kostbare Kleid geschenkt hat." Ihre ganze Freude war verflogen. „Ach was," sagte sie sich schließlich, „der Brief soll mir heute die Laune nicht verderben, ich lese ihn morgen oder heute abend, wenn ich nach Hause komme."

Eine innere Unruhe veranlaßte sie doch schließlich das Kuvert zu öffnen und sie las:

„Liebe kleine Hildegard!

Du kennst doch den alten Witz, wie der Nachtwächter eine Frau aus dem Bett heraustrommelt und ihr zuruft: Frau Meyer, bekommen Sie keinen Schrecken, Ihr Mann ist tot. Und so sage auch ich jetzt: Liebe Hildegard, bekomme keinen Schrecken, aber ich brauche viertausend Mark. Hol's der Teufel, ih habe gar kein Glück mehr! Gestern morgen bekam ich einen ganzen Haufen Mahnbriefe, ich weiß selbst nicht, woher all die Leute kommen, die plötzlich Geld von mir haben wollen. Woher nehmen und nicht stehlen? So habe ich mein Glück mit den Karten versucht, aber die Dinger haben sich gegen mich verschworen, und als ich heute morgen mit einem dicken Schädel erwachte, saß ich mit vier Mille drinnen. Gott sei Dank, habe ich drei Tage Aufschub bekommen, aber dann muß die Sache erledigt sein oder es bleibt mir nichts anderes übrig, als mir die obligate Kugel durch den Kopf zu schießen. Du weißt ja, die andern Schulden drücken nicht, aber Spielschulden sind Ehrenschulden und an unserer Ehre dürfen wir keinen Knacks erleiden, lieber heißt es Abschied nehmen von dieser Welt. Lieber tot als ehrlos. Also wie gesagt, Hilde, ich brauche vier braune Lappen, und Du mußt sie mir besorgen. Es wird mir diesmal um so leichter, Dich darum zu bitten,

als ich mit aufrichtiger Freude davon gehört habe, daß Deine Verlobung vor der Tür steht. Na, Zeit wir's auch endlich, Hilde, für uns und für Dich, denn darüber darfst Du Dich nicht täuschen, Du hast in den letzten Jahren mächtig eingepackt. Als ich Dich das letzte Mal sah, bekam ich wirklich einen Schrecken. Verstehe mich recht, Du bist noch immer ein hübsches Mädel, aber im Vergleich zu früher? Na, die Hauptsache ist ja, daß Du diesem Winkler, oder wie er heißt, gefällst. Was ist denn das eigentlich für ein Mensch? Tante hat Mama berichtet, daß er Dir rasend den Hof macht, Du kannst Dir denken, wie die zu Hause vor Freude außer sich sind. Papa schrieb mir, er hätte aus Anlaß der frohen Nachricht sofort seinen Weinkeller komplettiert und mit wahrem Wohlbehagen eine Flasche französischen Sekt auf Dein Wohl getrunken. Mit dem deutschen ging es auch nicht länger. Papa litt ja entsetzlich an Magensäure. Übrigens hat Tante auch berichtet, Dein zukünftiger Schwiegervater fabriziere Knöpfe. Scheußliche Vorstellung, ist das wirklich wahr? Na, die Hauptsache ist ja schließlich, daß er genügend Knöpfe hat. Halte ihn Dir nur warm, Du hast ja immer noch schöne Augen, gebrauche sie nur ordentlich, dann hast Du ihn sicher. Und wenn Ihr verlobt seid, was hoffentlich in den nächsten Tagen der Fall ist, dann nur schnell Hochzeit, damit es ihm nicht

wieder leid tut und damit er nicht schon vorher erfährt, wie wir mit seinem Gelde rechnen. Ist er erst mein Schwager, da will ich ihm die Dukaten schon aus der Nase ziehen, da ist mir gar nicht bange.

Na, Hilde, damit genug für heute, ich muß in den Dienst, der Oberst hat Offiziersversammlung angesetzt, es sollen mal wieder die Allerhöchsten Bestimmungen über die Ehrengerichte vorgelesen werden. Blödsinn, als wenn man nicht ganz von selber wüßte, wie man sich als Ehrenmann zu benehmen hat. Wer es nicht in sich fühlt, lernt's auch dadurch nicht, daß er mehr oder weniger laut schnarcht, wenn die endlosen Verfügungen bekannt gemacht werden. Also schicke mir, bitte, die vier Mille, Onkel gibt sie Dir ja gleich, wenn Du ihm sagst, daß er sie gleich nach Deiner Hochzeit zurückerhält. Das wollte ich Dir übrigens noch sagen: setze Deinen Heiratskontrakt vor einem Notar auf und laß Dir ein anständiges jährliches Taschengeld zusichern. Unter vierzig Mille pro Jahr täte ich es an Deiner Stelle nicht, kosten lassen muß er es sich schon etwas, wenn er in unsere anständige Familie hineinheiratet. Übrigens scheint es zu Hause trotz des französischen Sekts, den Papa übrigens nur auf Deine bevorstehende Verlobung hin geborgt bekommen hat, entsetzlich auszusehen. Papa schrieb mir, wenn ich im Jeu mal Glück gehabt hätte,

möchte ich ihm doch ein paar tausend oder wenigstens ein paar hundert Mark schicken. Ach, wenn der alte Herr eine Ahnung hätte, wie ich selbst in der Tinte sitze.

Na, mach Deine Sache gut, Hilde, und sei herzlichst gegrüßt und geküßt von Deinem treuen Bruder

Fritz."

Jeder Blutstropfen war aus Hildegards Gesicht gewichen, während sie diese Zeilen las, regungslos stand sie jetzt da und wie schon so oft bei dem Empfang der Nachrichten von zu Hause überkam sie ein Gefühl des Ekels. Sie zerriß den Brief in tausend Fetzen und schleuderte sie auf den Boden.

Sie ließ sich in einen Stuhl fallen und vergrub das Gesicht in den Händen. „Daß sie sich gar nicht schämen, mir so zu schreiben," stöhnte sie vor sich hin, „daß sie den Mut haben, mich wie eine Dirne zu betrachten, die an den Meistbietenden verschachert wird. Wie schrieb Fritz: kosten lassen muß er es sich schon etwas, wenn er in unsere anständige Familie hineinheiratet. Anständig!" Sie lachte bitter auf. „Bankerotteure und Spieler sind es, Menschen, mit denen man nicht verkehren würde, wenn sie nicht den adligen Namen hätten und Uniform trügen. Aber wenn einer den bunten Rock an hat und von Adel ist, muß er ja ein Ehrenmann sein."

Sie fuhr aus ihren Grübeleien und Gedanken empor, als die Tante zu ihr ins Zimmer trat, um sich zu erkundigen, ob sie mit der Toilette fertig wäre. Aber entsetzt schlug sie bei Hildegards Anblick die Hände zusammen.

„Aber Hildegard, wie siehst Du denn aus, was ist geschehen?“

Hildegard zuckte geringschätzend die Achseln. „Was soll wohl geschehen sein, da siehst Du noch die Brieffetzen, Fritz hat wieder einmal gespielt, er braucht viertausend Mark, ich soll sie von Euch für ihn erbitten.“ Und mit plötzlich ausbrechender Leidenschaft sagte sie: „Tante, wie kommst Du dazu, nach Hause zu berichten, daß meine Verlobung mit Winkler bevorsteht? Das ist mehr als unrecht von Dir und die Folgen sind nicht ausgeblieben. Sowohl der Vater wie Fritz haben auf den zukünftigen Schwiegersohn und Schwager Schulden über Schulden gemacht. Und das sage ich Dir, Tante, ich weiß nicht, ob Winkler mich liebt, ich glaube es kaum, aber wenn er mich doch lieben und jemals um mich anhalten sollte, dann weiß ich, was ich tue, dann öffne ich ihm vorher die Augen, dann sage ich ihm in derselben Minute, in der er mich um meine Hand bittet, wie ich jahrelang in die Residenz geschickt wurde, um einen reichen Mann zu ergattern, wie die Verwandten auf sein Geld rechnen, wie man über seinen bürgerlichen Namen denkt. Ich sage ihm alles; denn wenn ich Winkler

auch noch nicht liebe, so achte und schätze ich ihn viel zu hoch, um ihn zu betrügen. Er soll klar sehen, er soll wissen, in welche ehrenwerte Familie er hineinheiratet. Ich sage ihm alles."

„Das wirst Du nicht tun." Frau von Warnow hatte Hildegard fassungslos zugehört, und es dauerte lange, bis sie sich wieder gesammelt hatte. „Das wirst Du nicht tun," rief sie noch einmal erregt, „Du hast die Pflicht, an die Deinen zu denken, aber auch an uns. Ich will Dir nicht vorrechnen, was wir für Dich getan haben, wir sind zwar reich, aber wir hätten trotzdem die Tausende und Abertausende nicht für Dich, Deine Eltern und Deinen Bruder ausgeben können, wenn wir es nicht als selbstverständlich angenommen hätten, daß Du uns später den Betrag zurückerstatten würdest. Wenn Du sagst, daß Du Winkler vor der Hochzeit aufklären würdest, so ist das einfach eine Dummheit. Bei seinem Vermögen spielen die paar tausend Mark gar keine Rolle und er wird klug genug sein, sich selbst zu sagen, daß eine so schöne junge Dame wie Du einen bürgerlichen Leutnant nur seines Geldes wegen nimmt. Gestehst Du ihm vorher aber alles, warnst Du ihn gewissermaßen, Dich zu heiraten, dann kann er ja gar nicht anders als zurücktreten, was dann?"

Hildegard zuckte mit den schönen Schultern. „Was dann? Das ist mir ganz gleichgültig. Ich werde schon nicht verhungern, ich sagte Dir ja schon

einmal, daß ich mich um eine Stellung bemühen werde."

Die Tante lachte höhnisch auf: „Du bist verrückt! Was hast Du denn gelernt? Leistest Du irgend etwas? Hast Du eine Ahnung von der Wirtschaft, vom Kochen und vom Haushalt? Nicht einmal als Gesellschafterin könntest Du gehen. Deine Musik ist nicht zum Anhören, vorlesen kannst Du auch nicht, Deine fremden Sprachkenntnisse sind gleich Null, also wie willst Du Dir wohl Dein Brot verdienen?" Sie hatte mit grausamer Ironie gesprochen, aber als sie jetzt den ganz verzagten Ausdruck in Hildegards Gesicht sah, siegte doch wieder das Mitleid in ihr und beinahe zärtlich schlang sie ihren Arm um Hildegards Nacken. „Sei nicht traurig, es wird alles viel besser, als Du denkst. Ich begreife es ja und fühle es Dir nach, daß der Brief von Fritz Dich erregt hat, aber er meint es nicht so böse. Ich will morgen mit Onkel sprechen, daß er ihm das Geld schickt, mein Mann soll es ihm schenken, sonst tue ich es, und nun den Kopf hoch. Es wird Zeit, daß wir fahren."

„Geht nur, Tante, aber mich laßt zu Hause, ich bin wirklich nicht in der Stimmung, eine Gesellschaft zu besuchen."

„Aber Hildegard." Die Tante glaubte nicht richtig gehört zu haben. „Du willst zu Hause bleiben? Das geht nie und nimmer, gerade bei dem heutigen Empfang, zu dem der Hof sein Erscheinen zugesagt

hat, darfst Du nicht fehlen. Und glaubst Du, ich hätte Dir die neue teure Toilette machen lassen, damit Du sie jetzt ausziehst und in den Schrank hängst? Was soll ich zur Antwort geben, wenn die Leute nach Dir fragen?"

Um Hildegards Mund spielte ein müdes Lächeln. „Man wird schon nicht nach mir fragen. Man wird sich freuen, mich einmal nicht zu sehen."

„Und Winkler? Was soll ich dem antworten, wenn er sich nach Dir erkundigt?"

Hildegard sah ihre Tante mit großen Augen verwundert an. „Begreifst Du es denn wirklich nicht, daß ich gerade seinetwegen das Fest nicht besuchen will? Es wäre mir nach dem Brief von Fritz, nach unserer jetzigen Aussprache geradezu unmöglich, ihm gegenüberzutreten." Dann aber änderte sie plötzlich ihren Entschluß. „Nein, Du hast doch recht, ich will mir den Tag, auf den ich mich so gefreut habe, nicht verderben lassen."

Die Tante schloß sie zärtlich in ihre Arme. „So ist es recht, mein Kind, komm nur, der Wagen ist bereits vorgefahren."

Gleich darauf fuhr man zur Gesandtschaft; man kam ziemlich spät, eine große Wagenreihe staute sich vor dem Portal und so dauerte es lange, ehe der Wagen vorfahren konnte. Herr und Frau von Warnow unterhielten sich lebhaft über die Insassen der anderen Equipagen, die neben ihnen hielten, tauschten ihre Bemerkungen aus über die Eleganz

der verschiedenen Gefährte und ergingen sich in Vermutungen, wer vom Hof wohl heute erscheinen würde. Hildegard saß schweigsam in ihrer Ecke, auf eine Frage des Onkels hin hatte sie Kopfschmerzen vorgeschützt, und Frau von Warnow hatte ihrem Mann ein Zeichen gegeben, nicht weiter in sie zu dringen. So konnte sie ungestört ihren Gedanken nachhängen. Was hatte sie eigentlich veranlaßt, ihren Entschluß zu ändern und doch auf das Fest zu gehen? Mit einem Male war der Wunsch in ihr wach geworden, Georg zu begegnen, einen anständigen Menschen zu sehen und zu sprechen. Sie wußte selbst nicht, wie sie es anfangen sollte, aber plötzlich hatte bei ihr der Entschluß festgestanden, ihm schon heute zuzurufen: Wenden Sie Ihre Gunst einer andern zu, die Ihrer mehr würdig ist, als ich es bin. Bevor sie sich seine Huldigungen weiter gefallen ließ, wollte sie ihm von ihrer Familie und von ihrem Bruder erzählen. Fuhr er dennoch fort, sie mit ausgesuchter Liebenswürdigkeit zu behandeln und um sie zu werben, dann war sie sich keiner Schuld bewußt, dann konnte sie ihm offen und frei in die Augen sehen.

„Willst Du denn nicht endlich aussteigen?"

Hildegard fuhr empor, sie hatte mit geschlossenen Augen dagesessen und es gar nicht bemerkt, daß der Portier schon lange den Wagenschlag geöffnet hatte. Sie folgte den andern, und eine Viertelstunde später betrat sie die großen Empfangsräume, in denen

eine glänzende Versammlung auf und ab wogte. Es war ein ewiges Begrüßen, ein ewiges Händeschütteln, ein ewiges Erkundigen nach dem Befinden und nach den Vergnügungen der letzten Tage. Und erwartungsvoll blickten alle beständig nach dem Eingang, man erwartete den Hof. Und ohne daß sie es sich gegenseitig eingestanden, fieberte ein jeder vor Aufregung, ob Seine Majestät ihn wohl bemerken, ihn ansprechen und durch einen Händedruck auszeichnen würde. Jeder erhoffte diese Auszeichnung für sich, keiner gönnte sie dem andern, jeder wünschte im stillen, der einzige im Saal zu sein, um sicher von dem König bemerkt zu werden.

Georg stand an Hildegards Seite, sie hatte bemerkt, wie er sie suchte und dennoch gehofft, ihm ausweichen zu können, aber ihre hohe Gestalt hatte es ihm leicht gemacht, sie nicht aus dem Auge zu verlieren. Sie tat anscheinend überrascht, als er sie plötzlich begrüßte, aber sie las in seinen Augen deutlich, daß er sie durchschaut hatte, und so fragte er sie ohne jede weitere Einleitung: „Sind Sie mir aus irgend einem Grunde böse, Baroneß?"

Sie sah ihn offen und ehrlich an. „Nein, Herr Leutnant."

Es leuchtete freudig in seinen Zügen auf. „Dann bin ich beruhigt." Und nach einer kleinen Pause fuhr er fort: „Sie gingen mir vorhin aus dem Weg. Ist es Ihnen aus irgendwelchen Gründen unangenehm, wenn ich neben Ihnen stehen bleibe?"

Wieder traf ihn ein ehrlicher Blick aus ihren Augen. „Auch das nicht, Herr Leutnant.“ Und etwas zögernd setzte sie hinzu: „Wollen Sie mich nachher, bitte, zu Tisch führen?“ Sie wollte sagen: ich habe nachher mit Ihnen zu sprechen, aber sie brachte die Worte doch nicht über ihre Lippen.

Er verneigte sich dankend. „Sollten wir uns nachher im Gedränge verlieren, Baroneß, so wollen wir uns an dieser Stelle wieder treffen, ist es Ihnen recht?“

Sie nickte beistimmend und trat etwas zurück, denn in diesem Augenblick wurde das Erscheinen des Hofes gemeldet. Eine geheimnisvolle Stille herrschte, das Stimmengewirr legte sich, alle blickten auf Seine Majestät, der nun den Saal betreten hatte und freundlich lächelnd durch die Reihe der sich tief verneigenden Gäste schritt. Hier und da blieb er stehen und tauschte ein freundliches Wort, einen Händedruck, und jeder, dem diese Auszeichnung zuteil wurde, ward von den Blicken der anderen beinahe getötet.

Und plötzlich blieb Seine Majestät vor Georg stehen und reichte ihm leutselig die Hand. „Ah, sieh da, lieber Winkler, wie geht es Ihnen? Ich habe heute einen sehr interessanten Bericht Ihres Vaters bekommen, ich werde ihn in der allernächsten Zeit zum mündlichen Vortrag bitten, und dann essen Sie einmal mit Ihrem Herrn Vater bei mir.“

Georg beugte sich über die Hand seines Königs,

um sie zu küssen, da hatte Seine Majestät auch schon Hildegard erblickt und begrüßte auch sie mit einem freundlichen Lächeln. „Verdrehen Sie noch immer meinen Leutnants die Köpfe, Baroneß?“ fragte er scherzend, „allerdings, wer so schön ist wie Sie hat es leicht.“ Und ihr noch einmal lachend zuwinkend, schritt er weiter.

Bei der Stille, die ringsum herrschte, waren die Worte Seiner Majestät im ganzen Saal gehört worden, nun richteten sich die Augen aller auf Hildegard und Georg, die über die Auszeichnung, die ihnen durch die Ansprache ihres Königs zuteil geworden war, sehr erfreut waren, die aber infolge der harmlosen Neckerei sich jetzt etwas verlegen anblickten. Sie standen schweigend nebeneinander, sie waren beide froh, als in die Gesellschaft jetzt Leben kam und die Menge durcheinander wogte. So wurden sie getrennt und sie sahen sich erst wieder, als um Mitternacht zu Tisch gegangen wurde. Wie immer aß man an kleinen Tischen, und es glückte Georg, einen Tisch zu finden, an dem nur Unbekannte saßen, so konnte er ungestört mit Hildegard plaudern. Aber auch jetzt waren sie vorläufig der Gegenstand der Aufmerksamkeit ihrer Tischgenossen und einige Damen unterhielten sich ziemlich ungeniert über die Worte, die der König an Hildegard gerichtet hatte. Ja, eine hagere, lange Dame musterte Hildegard sehr impertinent durch ihre Lorgnette und meinte dann ziemlich laut: „Ich

weiß nicht, was Majestät an dem Fräulein schön finden kann."

Hildegard warf der Sprecherin einen ganz unbefangenen Blick zu und lachte hellauf; dann wandte sie sich an Georg: „Ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie froh ich über die Worte bin, die der König zu Ihnen sprach, ich bin fest davon überzeugt, daß Sie nun mit einem Male in der Gesellschaft und im Regiment die Stellung haben, die Sie sich bisher vergebens zu erringen suchten."

Er zuckte die Achseln. „Glauben Sie das nicht, Baroneß, ich fürchte, die gnädigen Worte haben mir mehr geschadet als genützt, man gönnt sie mir nicht, und man gönnt meinem Vater das Lob aus so hohem Munde erst recht nicht. Aber das alles soll mir trotzdem die Freude für die meinem Vater gespendete Anerkennung nicht trüben. Tun Sie mir den Gefallen und trinken Sie mit mir auf sein Wohl."

„Aber mit Freuden." Und hell klangen die Gläser aneinander.

„Sie müßten meinen Vater kennen lernen, Baroneß," fuhr er nach einer kleinen Pause fort, „Ihnen würde er gefallen, den anderen hier natürlich nicht, die würden es ihm nicht verzeihen, daß er keine festen Handmanschetten trägt und sich seine Krawatten nicht selber bindet. Ihnen aber gefiele er; vielleicht macht es sich, daß Sie ihn bei seinem nächsten Hiersein kennen lernen, ich will ihm schreiben; daß er meine Schwester mitbringt, der habe ich in

meinen Briefen schon so viel von Ihnen erzählt, daß sie sehr begierig ist, Ihre Bekanntschaft zu machen."

Sie wurde ganz verlegen bei seinen Worten; also nach Hause hatte er auch schon über sie berichtet, vielleicht gar gestanden, daß er sich mit der Absicht trug, um sie zu werben. Die Erinnerung an den Brief ihres Bruders wurde wieder in ihr wach, sie mußte ihm alles sagen, ehe es zu spät war. Sollte sie es jetzt tun? Niemand achtete auf ihr Gespräch, aber wie sollte sie das, was sie beschäftigte, in Worte fassen? Ohne daß er ihr gesagt hatte, wie er über sie dachte, konnte sie ihm doch nicht zurufen: gib den Gedanken an mich auf, meiner Familie wegen will und kann ich nie die Deine werden. Und wenn sie ohne weiteres von dem häuslichen Elend sprach, konnte er dann nicht auf den Gedanken kommen, sie erwarte von seinem Vater oder von ihm selbst Hilfe irgendwelcher Art? Sie fand keinen Ausweg, und noch eins beschäftigte sie jetzt, er hatte ihr noch nie von seiner Schwester erzählt, das Erstaunen darüber hielt sie gefangen und so sagte sie jetzt: „Aber Herr Leutnant, Sie haben eine Schwester, das haben Sie mir ja noch nie erzählt?"

Er sah sie verwundert an. „Habe ich sie auch Ihnen verschwiegen? Das dürfen Sie mir nicht übelnehmen, Baroneß, denn bei Ihnen war es jedenfalls nicht Absicht."

„Und warum verschweigen Sie es überhaupt?“ erkundigte sie sich neugierig.

Georg wurde ganz verlegen und errötete fast wie ein Kind. „Ich weiß es selbst nicht, Baroneß, vielleicht liegt es daran, daß man von dem, was uns das liebste ist, anderen gegenüber am allerwenigsten spricht. Und selbst wenn ich manchmal das Bedürfnis habe, von ihr zu erzählen, wem gegenüber soll ich es tun? Im Regiment hat kein Mensch Interesse für mich, geschweige denn für meine Familie, und unaufgefordert mag ich nicht sprechen.“ Und nach einer kleinen Pause fuhr er fort: „Und noch eins kommt dazu, was mich veranlaßt, Else nie zu erwähnen.“

„Und das ist?“ fragte sie, als er schwieg.

„Ich weiß nicht, Baroneß, wie ich das, was ich meine, in Worte fassen soll. Ich möchte nicht gern in den Verdacht kommen, die Kameraden zu verdächtigen, und ich möchte mich auch selbst nicht als den Tugendengel hinstellen, der ich gar nicht bin und mit meinen siebenundzwanzig Jahren auch gar nicht sein kann. Aber Ihnen kann ich es ja schließlich sagen: die Kameraden haben eine Art und Weise, im Kasino über die jungen Damen der Gesellschaft zu sprechen, die mich oft geradezu empört. Nein, nicht empört,“ verbesserte er sich, „ich wundere mich nur stets und frage mich: haben die Herren denn gar keine Schwester oder haben sie durch ihre Mutter nicht so viel Ehrfurcht und

Bewunderung vor dem weiblichen Geschlecht, daß sie nicht alle über denselben Kamm scheren? In meinem alten Regiment war das anders, wir waren vielleicht keine besseren Menschen, aber die Kleinstadt, die nahen Beziehungen, in denen wir zu den einzelnen Familien standen, brachten es mit sich, daß wir weniger frei, weniger frivol über die jungen Damen urteilten. Ich weiß noch, wie dort ein Kamerad sich einmal bei Tisch erlaubte, eine unpassende Bemerkung über eine der Damen zu machen. Die Ordonnanzen wurden hinausgeschickt und der Tischälteste, ein alter Hauptmann, kanzelte den jungen Leutnant vor uns allen derartig ab, daß dem Hören und Sehen verging."

„So gehört es sich doch auch," warf Hildegard ein.

„Gewiß," stimmte Georg ihr bei, „um so mehr wundert es mich, daß es bei uns nicht ebenso gehalten wird. Wenn die jungen Damen, die doch so oft in dem Leutnant den Inbegriff aller Seligkeit sehen, es wüßten oder mit eigenen Ohren einmal anhören könnten, wie die Herren sich auf dem Rückweg von der Gesellschaft oder am nächsten Mittag über sie unterhalten, die Schamröte würde ihnen ins Gesicht steigen, und der Leutnant würde gar bald aufhören, ihr Ideal zu sein. Gewiß, es gibt Ausnahmen, Gott sei Dank, aber der größte Teil der Kameraden hier und in andern Regimentern ist so, wie ich sagte, für sie ist die Frau ebenso

wie ein Pferd ein Objekt, das gehandelt wird. Woran liegt's, daß gerade den Leutnants ein junges Mädchen so wenig gilt, daß sie so ohne Achtung von ihnen sprechen? Ich habe oft darüber nachgedacht, vielleicht ist die Erziehung daran schuld. Die meisten werden im Korps groß, das Familienleben ist ihnen fremd, sie sehen die Schwestern und deren Freundinnen nur auf Urlaub, da gehen sie schon als Kadetten darauf aus, Eroberungen zu machen, und jede Eroberung trägt dazu bei, die jungen Mädchen in ihren Augen herabzusetzen. Vielleicht aber tragen die jungen Damen auch selbst daran schuld, für sie existiert in der Gesellschaft ja nur der Leutnant, der Zivilist zählt nur dann mit, wenn er wenigstens Reserveoffizier ist. Auch der Leutnant geht nur auf Eroberungen aus, und nur zu oft wird ihm der Sieg mehr als leicht gemacht. Von mir selbst kann ich da nicht reden, ich bin hier ja ein Fremder, aber ich höre es oft genug, wie die Kameraden von jungen Damen erzählen, die sich ihnen aufdrängen, die ihnen Liebesbriefe schicken, die es gar nicht abwarten, bis sie um ein Rendezvous gebeten werden, sondern die selbst um Erlaubnis bitten, die Kameraden besuchen zu dürfen, sei es am dritten Ort, sei es in ihren Wohnungen."

„Aber Herr Leutnant," warf Hildegard ein, „das tut doch keine Dame."

„Sie sollten es wenigstens nicht tun," stimmte er ihr bei, „aber sie tun es dennoch. Sehen Sie

sich einmal auf dieser eleganten Gesellschaft um, wie viele von den Damen hier haben nicht ihre mehr oder minder zarte Liaison mit dem Leutnant und es sind nicht die verheirateten Frauen allein, o nein, es sind die jungen Mädchen, die so keusch und ehrbar einherschreiten und deren größter Stolz doch darin besteht, trotz ihrer Jugend schon eine Vergangenheit zu haben."

Hildegard wußte nur zu gut, wie recht er hatte. Aus den früheren Jahren, in denen sie noch mit den jungen Mädchen befreundet gewesen war, erinnerte sie sich ganz genau, daß fast eine jede von ihnen ihren Leutnant gehabt hatte. Wie oft hatte sie nicht früher mit ihnen darüber gesprochen und ihnen Vorwürfe gemacht, aber eine jede hatte ihr dieselbe Antwort gegeben: „Warum soll ich es denn nicht tun, die andern tun es doch auch alle, wozu ist man denn jung und schön? Glaubst Du denn, daß unser Blut kalt bleibt, wenn man uns den ganzen Abend die Cour macht, uns beim Tanzen an sich drückt und uns mit begehrlichen Blicken ansieht? Sollen wir warten, bis wir einen Mann bekommen? Das kann lange dauern, vielleicht ewig und was dann? Sollen wir sterben, ohne die Freuden der Liebe kennen gelernt zu haben? So dumm!" Und mit wahrhaft cynischer Offenheit hatten sie sich dann gegenseitig erzählt, wie sie es anstellten, um die Eltern zu täuschen und die etwaigen Folgen ihres Verkehrs zu ver-

hindern. Vielleicht war Hildegard von Haus aus zu kalt, zu wenig leidenschaftlich, sie hatte ihre Freundinnen nie begriffen, vor allen Dingen aber auch die Offiziere nicht, die doch mehr als alle andern stets den Ehrenmann hervorkehren und die sich doch kein Gewissen daraus machen, mit der Frau oder mit der Tochter des Hauses, in dem sie verkehren, in dem sie nur Freundlichkeiten genießen, eine Liaison anzuknüpfen. Einmal hatte sie es erlebt, daß ein Offizier sein Verhältnis mit einer jungen Dame löste, weil diese sich verloben wollte, und er hatte es ruhig zugegeben, daß sein Kamerad die junge Dame heiratete, die schon durch viele Hände gegangen war und von der es ein offenes Geheimnis war, daß sie jeden Herrn, der ihr gefiel, für sich eroberte. „Wenn ich heirate, mache ich gerade meine zwölfte Hochzeitsreise," hatte sie erzählt. Die Freundinnen hatten sich halbtot lachen wollen und sie um ihr Glück bei den Männern beneidet.

Hildegard und Georg saßen lange schweigend nebeneinander, ein jeder mit seinen Gedanken beschäftigt. Georg aber deutete Hildegards Schweigen anders, er glaubte, daß sie ihm seine Worte übelgenommen habe und so sagte er: „Ich bitte, mir nicht zu zürnen, Baroneß, daß ich in Ihrer Gegenwart so offen und frei sprach, aber wir beide sind ja in ganz anderen Verhältnissen erzogen und in ganz anderen Ansichten aufgewachsen."

Sie fühlte, wie sie errötete. In anderen Verhältnissen groß geworden! Es war lediglich ihr Verdienst, wenn sie den Freundinnen nicht glich, ihr Verdienst und vielleicht auch das ihres Vaters und ihres Bruders, die ihr immer geschrieben hatten: „Wirf Dich nicht weg, fange mit keinem eine Liaison an, wenn Du nicht sicher bist, daß sie auch zur Heirat führt. So etwas kann doch herauskommen und dann sinkst Du zu sehr im Preis, und die Hoffnungen, die wir auf Dich setzen, sind zum Teufel."

Wie oft hatte sie nicht schon darüber nachgedacht, ob ihr Bruder wohl untröstlich sein würde, wenn sie ihm eines Tages schriebe: „Ich habe zwar keinen Mann gefunden, wohl aber einen Freund, dessen Geliebte ich geworden bin. Wenn Du mir verzeihst, will ich Deine Schulden bezahlen."

Und sie zweifelte nicht, daß er das Geld nehmen würde, um Offizier bleiben zu können, um auch fernerhin in der Gesellschaft die gefeierte und beneidete Rolle eines Leutnants zu spielen. Oft packte sie der Ekel, wenn sie daran dachte — und doch — würde ihr Bruder dann etwas tun, was nicht auch andere, gottlob, wenn auch nur in ganz vereinzelten Fällen, auch taten? Sie hatte eine Freundin gehabt, die gar kein Geheimnis daraus machte, daß sie sich ihre Liebe bezahlen ließ. Es war ein offenes Geheimnis, daß der Bruder davon wußte und seine Schwester regelmäßig anborgte, wenn sie

ihm schrieb: „Ich habe gestern mit einem reichen Herrn soupiert.“ Und von dem Geld, das die Schwester sich so erwarb, trank der Leutnant Sekt und spielte in der Gesellschaft den vornehmen Kavalier.

„Sind Sie mir böse, Baroneß?“ fragte er noch einmal, als sie immer noch schwieg.

Sie fuhr aus ihrem Sinnen empor. „Wie sollte ich wohl.“ Und um das Gespräch, das ihr um ihrer selbst willen peinlich war, auf etwas anderes zu bringen, fragte sie wieder nach seiner Schwester. Und er erzählte ihr von Else, wie hübsch und schön sie sei, wie lieb und gut, wie sie als beste Freunde und treue Kameraden zusammen aufgewachsen wären, wie er für sie, wie sie für ihn manchen Strauß ausgefochten, wie sie ihm einmal mit ihren kleinen Fäusten zur Hilfe gekommen sei, als er im Begriff gewesen wäre, im Kampf mit einem Schulkameraden zu unterliegen; er erzählte lustig und heiter, mit glückstrahlenden Augen, und sie hörte aufmerksam zu.

„Wissen Sie wohl, daß ich Sie um Ihre Schwester beneide?“ fragte sie, „oder besser gesagt um das zärtliche Verhältnis, in dem Sie zu ihr stehen. Geschwisterliebe ist doch etwas sehr Schönes.“

„Ja, ja, aber Sie sind doch auch in der glücklichen Lage, Baroneß, einen Bruder —“

„Bitte, sprechen Sie mir jetzt nicht von dem.“

Es klang eine solche Verachtung und Gering-

schätzung aus ihren Worten, daß er sie ganz erstaunt anblickte. „Aber Baroneß, es ist doch Ihr Bruder."

„Sie kennen ihn nicht, bitte, lassen wir das Thema."

„Wie Sie wünschen."

In seiner Verlegenheit leerte er sein Glas und suchte vergebens nach einem anderen Gesprächsstoff, und beide waren froh, als endlich die Tafel aufgehoben wurde.

Bis in die frühe Morgenstunde hielt ein Ball die Anwesenden noch beisammen und auch während des Tanzens verlor Georg Hildegard nicht aus den Augen. Er hatte die Freude, ihr einige fremde Offiziere und neue Tänzer vorstellen zu können, und über den Erfolg, den sie heute abend errang, war er fast noch glücklicher als sie selbst.

Es war spät, als man endlich aufbrach. Es war Georg nicht gelungen, sich im letzten Augenblick von Hildegard verabschieden zu können, so schritt er jetzt ziemlich mißmutig neben einem Kameraden seiner Wohnung entgegen.

Sein Begleiter mochte sich im Geist mit einer ihn sehr interessierenden Tatsache beschäftigen, denn plötzlich blieb er stehen und faßte Georg am Arm. „Wollen wir wetten, daß er sie doch kriegt? Das wäre allerdings mehr als ein Schweinehund."

Überrascht blickte Georg den Kameraden an. „Ich verstehe Sie nicht, von wem reden Sie denn überhaupt?"

Der andere setzte seinen Weg wieder fort. „Ach so, ja richtig, Sie kennen Gastrow von den Husaren ja nicht näher. Donnerwetter, der hat Fräulein von Reisinger heute mal wieder den Hof gemacht! Na, sie ist ja nicht mehr die jüngste, hübsch war sie nie, die Familie ist vom ältesten jüdischen Adel, ich glaube die Mutter ist eine geborene Moses, aber das schadet alles nichts, sie hat Geld, scheußlich viel Geld. Wenn Gastrow die wirklich kriegt, ist er seine heraus, aber er kann's auch gebrauchen, er soll mit Zweimalhunderttausend zusammengebrochen sein."

Georg hatte ziemlich interesselos zugehört, nun fragte er: „Ist es nicht eigentlich scheußlich, daß wir Leutnants — die Anwesenden sind natürlich ausgeschlossen — wenn sie sich eine Frau aussuchen, stets nur den Verstand sprechen lassen? Wir leben lustig darauf los, wir vergeuden unser Geld und unsere Gesundheit, und wenn wir dann eines Tages am Ende sind, dann sehen wir uns auf den Bällen nach einem reichen jungen Mädchen um, das uns wieder flott macht. Je mehr Geld sie hat, um so mehr sind wir hinter ihr her. Wie wenige heiraten noch mit dem Kommißvermögen."

„Ist ja auch Unsinn, wer kann von den paar Groschen leben."

„Stimmt, obgleich dennoch viele das Kunststück fertig bringen. Aber ist es nicht eigentlich eine psychologisch sehr interessante Tatsache, daß ein

Leutnant sich fast immer in ein junges Mädchen verliebt, das reich und dabei sehr häßlich ist? Trotzdem wird keiner zugeben, lediglich des Geldes wegen geheiratet zu haben, es ist schon beleidigend und ehrenrührig, so etwas nur zu denken, im Gegenteil, jeder bildet sich wirklich ein, seine Frau trotz ihrer Häßlichkeit und trotz ihrer mehr oder minder schlechten Charaktereigenschaften wirklich zu lieben. — Wenn sie kein Geld hätte, würde er sie natürlich überhaupt nicht ansehen. Offen und ehrlich gestanden, ich begreife nicht, wie reiche Eltern ihr Kind einem Offizier zur Frau geben können. Die Leute müssen sich doch sagen, daß man ihre Tochter nur des Geldes wegen nimmt. Und die jungen Mädchen verstehe ich erst recht nicht, wie können die so töricht sein, sich einzubilden, sie würden aus Liebe geheiratet."

„Erlauben Sie mal," meinte der andere, „Sie entwickeln da sehr sonderbare Ansichten. Nach Ihrer Meinung müßten die jungen Damen, wenn sie reich sind, überhaupt nicht heiraten."

„Pardon, das habe ich durchaus nicht behauptet, sie sollen heiraten wen sie wollen, nur keinen Leutnant, der unter tausend Fällen sicher neunhundertneunzigmal überhaupt nicht an eine Ehe denken würde, wenn er nicht bis zum Hals in Schulden steckte."

„Sie haben gut reden," meinte der andere, „wer als Millionär auf die Welt gekommen ist, hat es leicht, das, was ein armer Teufel tut, zu ver-

urteilen. In der Theorie ist das, was Sie sagen, sehr schön und sehr edel, aber in der Praxis? Wenn ich einmal heirate, fahre ich lieber in meiner eigenen Equipage als in der Elektrischen. Na, hier aber trennen sich wohl unsere Wege, Sie gehen zur Rechten, ich zur Linken, wann haben Sie morgen Dienst?"

„Morgen vormittag gar nicht."

„Sie Glücklicher, ich habe um sieben Instruktion, gute Nacht."

Nach flüchtigem Händedruck verabschiedeten sich die Kameraden und wenig später hatte Georg seine Wohnung erreicht.

VI.

Es war gekommen, wie Georg es vorausgesagt hatte: die freundlichen Worte, die Seine Majestät auf der Botschaft zu ihm gesprochen und in denen er seinem Vater warme Anerkennung zollte, hatten nicht dazu beigetragen, seine Stellung im Regiment zu verbessern, sondern dieselbe nur verschlechtert. Es verging fast kein Tag, an dem man nicht in Georgs Abwesenheit über ihn sprach und an dem man nicht die Äußerung Seiner Majestät erörterte. Wie kam der König dazu, ihn als den einzig bürgerlichen Offizier des Regiments derartig auszuzeichnen? Selbst der Kommandeur hatte sich mit einem stummen Händedruck begnügen müssen, die übrigen Stabsoffiziere, von den anderen Chargen gar nicht zu reden, hatten kaum einen freundlichen Blick erhalten, nur Georg war angesprochen. War das Zufall gewesen, hatte wirklich nur der Bericht des Hosenknopffabrikanten, wie der alte Winkler stets kurz genannt wurde, Veranlassung zu der An-

sprache gegeben? Und was konnte denn ein solcher Fabrikant dem Könige berichten, was dieser nicht schon lange wußte? Der alte Winkler sollte ja in den Wohlfahrtseinrichtungen für seine Arbeiter, in seinen Bestrebungen für ihr materielles Wohl einzig dastehen und neue Wege und Pfade gefunden haben, um seinen Leuten das Dasein zu erleichtern. Na ja, man wußte, wie Seiner Majestät die Lage der arbeitenden Klassen am Herzen lag, aber trotzdem fand man diese öffentliche Belobigung des alten Winkler denn doch etwas sehr gesucht und überflüssig, soweit man als Offizier und damit als eo ipso loyaler Untertan es überhaupt wagen durfte, an den Worten Seiner Majestät Kritik zu üben. Oder hatte die Ansprache Seiner Majestät einen anderen Zweck gehabt? Der König wußte sicher, wie man im Regiment über Georg dachte, wie dieser noch immer als Fremder dastand und ewig dastehen würde. Hatte Seine Majestät durch seine Worte ihnen allen deutlich zeigen und sagen wollen: „Gebt euch keine Mühe, ihr werdet Winkler nicht los, er hat an mir einen mächtigen Beschützer.“ Hatte er Georg selbst durch seine gnädigen Worte ermuntern wollen, auszuharren, nicht zu verzagen, wenn es ihm bisher auch nicht gelungen war, sich eine Position zu schaffen?

Nicht ein einziger Zitronenfalter war jemals anders als aus Anlaß einer großen Festlichkeit zu Hof befohlen worden. In corpore waren sie dann

erschienen und schon diese Auszeichnung hatte sie stolz gemacht. Und nun wurde Georg öffentlich von dem König gebeten, mit seinem Vater zusammen bei ihm zu essen. Man wußte, daß Seine Majestät häufig solche kleinen Gesellschaften gab, bei denen es ganz zwanglos zuging, bei denen ein lebhafter Meinungsaustausch stattfand, bei denen der König alle durch sein erstaunliches Wissen verblüffte, alle Welt durch seine große persönliche Liebenswürdigkeit bezauberte. Wie kam Georg dazu, an einem dieser intimen Abende teilnehmen zu sollen? Nur als Sohn seines Vaters? Und was war denn sein Vater? Doch nur ein bürgerlicher Hosenknopffabrikant, das war er und das blieb er, auch wenn er weiser und bedeutender war als alle Weisen zusammen.

Jedem anderen Kameraden hätte man die Georg widerfahrene Gnade gegönnt, man hätte sie als eine Auszeichnung des adligen Standes, dem man selbst angehörte, betrachtet, Georg gönnte man sie schon deshalb nicht, weil man sich sagte: „Wenn der bürgerliche Stand heute derart protegiert wird, was bleibt dann für den Adel übrig, der doch für Deutschland mehr getan hat und auch stets noch mehr tun wird, als Hosenknöpfe zu fabrizieren, die den Vorzug haben sollen, haltbar und billig zu sein."

Und immer wieder kam das Gefühl zum Durchbruch: Majestät hat zeigen wollen: macht, was ihr wollt, aber den Winkler werdet ihr nicht los.

Bisher hatte man sich Mühe gegeben, über Georg hinwegzusehen, jetzt sah man auf ihn, und während Georg selbst in seinem Wesen den Kameraden gegenüber stets gleich ruhig und bescheiden, dabei aber doch selbstbewußt ohne Stolz blieb, fingen die Kameraden an, gegen ihn noch hochnäsiger zu werden, als sie es bisher gewesen waren. Mehr als je kehrten sie ihm gegenüber den Adligen heraus, mehr als je waren sie bemüht, ihm zu zeigen, welche große, unüberwindliche Kluft ihn von den anderen trennte und wenn auch unausgesprochen handelten sie nach der Parole: wir wollen ihn schon herausgraulen, eines Tages wird er schon selbst einsehen, daß seines Bleibens hier nicht ist.

Georg kannte ganz genau die Stimmung, die gegen ihn herrschte, und wenn er sich doch noch darüber hätte hinwegtäuschen können, so öffnete eins ihm die Augen, das war die geringschätzige Art und Weise, in der der kleine Willberg sich ihm gegenüber lediglich pro forma jede Woche einmal entschuldigte, daß es ihm immer noch nicht möglich gewesen sei, die freundlichst geliehenen tausend Mark zurückzuzahlen.

„Ich brauche das Geld wirklich nicht," gab Georg jedesmal zur Antwort, „im Gegenteil, ich mache bei meinem soliden Lebenswandel solche Ersparnisse, daß ich Ihnen gern noch mit einer größeren Summe aushelfe, die Zahlung hat gar keine Eile."

Georg merkte, wie brennend gern der kleine Willberg diese freiwillig angebotene Hilfe angenommen hätte, denn es war ein offenes Geheimnis, daß er sich nicht mehr lange würde halten können. Niemand wußte eigentlich so recht, wo er mit seinem Geld blieb, er spielte auch nicht mehr als die andern, aber die Frauen mochten ihm wohl viel kosten. Er hatte wenigstens alle vierzehn Tage ein neues Verhältnis. Wenn ihm ein hübsches junges Mädchen über den Weg lief, ruhte er nicht eher, als bis er sie erobert hatte, da scheute er keine Mühe und keine Kosten, aber wenn er mit ihr dreimal zusammengewesen war, konnte er, wie er sagte, nicht mehr gegen sie an, und er löste seine kurzen Beziehungen dann mit einer fast brutalen Roheit. Keine Bitten und keine Tränen führten ihn zu der zurück, die er einmal verlassen, an eingegangene Versprechungen erinnerte er sich nicht und keine Macht der Erde war, imstande ihn zu bewegen, einer früheren Freundin, mochte sie sich auch in der bittersten Not, in dem entsetzlichsten Elend befinden, auch nur die geringste Hilfe zu leisten.

Er war der krasseste Egoist der Liebe, den man sich denken konnte. Es gab manchen im Regiment, der sein Benehmen nicht ganz korrekt, nicht ganz gentlemanlike fand, aber es waren doch schließlich immer nur sogenannte „kleine Mädchen", um die es sich handelte, und die mußten sich doch die Behandlung, die man ihnen zuteil werden ließ, ge-

fallen lassen, sie waren ja selbst daran schuld, wenn sie sich in einen Verkehr mit ihm einließen.

Bei den anständigen Frauen hatte er kein Glück. Es war sein größter Kummer, noch keine einzige Geliebte gehabt zu haben, die er nicht hatte bezahlen müssen. Aber von den käuflichen Damen hatte er alle besessen, das schmeichelte zuweilen doch seinem Stolz, schon deshalb, weil es ihm in den Augen der jungen Mädchen in der Gesellschaft ein besonderes Air verlieh, beständig eine andere Geliebte zu haben. Er wußte, wie interessant es ihn bei den jungen Damen machte, den Ruf zu besitzen, nicht treu sein zu können. Und er wußte ganz genau, daß es ihm nicht trotz seines Rufes, sondern gerade wegen seines Rufes sehr leicht fallen würde, eines Tages eine reiche Partie zu machen. Man würde die Braut um ihn, der eine so interessante Vergangenheit besaß, beneiden, man würde sie glücklich schätzen, ihn eingefangen zu haben. Er wollte auch später heiraten, aber seine Frau mußte Geld, viel Geld besitzen, denn er dachte nicht daran, als Ehemann seinen Lebenswandel zu ändern, dann wollte er alles haben, was überhaupt an Weibern zu haben war, dann wollte er Tausende und Abertausende für sie hingeben können und nicht wie jetzt nötig haben, mit elenden hundert Mark rechnen zu müssen, soweit er überhaupt rechnete. Er hatte von Geld und Geldeswert keine Ahnung, wenn er einen Verwandten um ein paar tausend Mark an-

geborgt hatte, ruhte er nicht eher, bis sie wieder ausgegeben waren. Er steckte beständig in Schulden und gerade jetzt mußte es ihm sehr schlecht gehen, er klagte fortwährend über die miserablen Zeiten und trank noch mehr Wein als sonst, um seine Sorgen zu vergessen. Er pumpte im ganzen Regiment herum, und Georg sah es voraus, daß in nicht zu ferner Zeit doch die Stunde kommen würde, in der der kleine Willberg auch ihn wieder anborgen würde, ohne seine alte Schuld bezahlt zu haben, und der Augenblick kam früher, als Georg es für möglich gehalten hatte.

Georg war eines Tages eher als sonst vom Kasino nach Hause gegangen, er hatte von seiner kleinen Freundin Olga, einer jungen Schauspielerin des Residenztheaters, mit der er seit einiger Zeit verkehrte, einen Brief bekommen, in dem sie sich bei ihm zum Abendessen anmeldete. Im ersten Augenblick hatte er daran gedacht, ihr abzuschreiben, da er wichtig zu arbeiten hatte, aber schließlich hatte er doch telegraphiert: „Komm, ich erwarte Dich." Er hatte es nicht über sein Herz gebracht, ihr den Abend zu verderben, sie hing mit herzlicher, wahrer Zuneigung an ihm, sie fühlte sich so wohl in seinen ebenso elegant wie behaglich eingerichteten Räumen und sie kannte, wie sie sagte, nichts Schöneres, als seine Sachen zu bewundern und in seiner Bibliothek herumzustöbern.

Jetzt saßen sie sich in dem kleinen Speisezimmer

an dem hübsch gedeckten Tisch gegenüber und lächelnd sah Georg ihr zu, wie ihr die Austern und der Pommery schmeckten.

„Du hast gut lachen," sagte sie jetzt, „Du kommst eben von Tisch und bist satt, ich selbst aber habe seit heute mittag um drei Uhr nichts gegessen."

„Kind, so iß, ich freue mich, wenn es Dir schmeckt, und je mehr Du ißt, desto mehr Freude macht es mir. Und wenn diese Austern alle sind, draußen liegt noch ein Dutzend für Dich auf Eis und hinterher gibt es Dein Leibgericht, gefüllte Artischockenböden."

Sie klatschte vor Vergnügen wie ein Kind in die Hände, dann sah sie ihn mit ihren großen dunkelbraunen Augen dankbar an und streichelte ihm zärtlich seine Hand: „Wie lieb und gut Du ist."

„Aber Olga!" Er wurde beinahe verlegen bei dem warmen Ton ihrer Stimme, dann versuchte er zu scherzen: „Laß Dich doch nicht auslachen, Olga. Wenn meine ganze Güte Dir gegenüber darin besteht, daß ich Dir von meiner Wirtschafterin das kochen lasse, was Du gern ißt, so ist es mit ihr nicht allzu weit her." Und nach einer kleinen Pause setzte er hinzu: „Ich habe Dich doch lieb, kleine Olga!"

Sie sah ihn glückselig an. „Wirklich?" Und als er ihr zunickte und zutrank, sagte sie: „Weißt

Du, Dir glaube ich es, nein, noch mehr, bei Dir weiß ich, daß Du mich lieb hast, daß ich Dir mehr bin als ein kleines Mädchen, das des Abends zu Dir kommt und Dich des Morgens wieder verläßt. Und dafür bin ich Dir so grenzenlos dankbar, Du weißt ja gar nicht wie."

Und plötzlich sprang sie auf, schmiegte sich an ihn und küßte ihn heiß und leidenschaftlich.

„Aber Olga, Kind, Deine Austern werden ja alt," mahnte er endlich, als sie mit ihren Liebkosungen gar nicht aufhörte.

Da ließ sie ihn lachend los und nahm ihm gegenüber wieder Platz.

Olga war ein bildhübsches Mädchen, mittelgroß und schlank, von tadelloser Figur, mit einem klugen, intelligenten Gesicht, wundervollen braunen Augen und einer entzückenden kleinen Nase. Alles an ihr war zierlich, sie hatte kleine, sehr gut gepflegte Hände und einen entzückenden Fuß. Und sympathisch wie ihr Äußeres war ihr ganzes Wesen. Ohne gerade klug zu sein, war sie amüsant und lustig, und man konnte stundenlang mit ihr plaudern, ohne sich auch nur eine Sekunde bei ihr zu langweilen, sie konnte heiter erzählen und war für jeden guten Scherz empfänglich. Dann konnte sie so herzlich lachen, daß ihr die Tränen in die Augen stiegen, und wenn sie lachte, zeigte sie stets ihre blendend weißen Zähne. Aber eins machte sie Georg besonders lieb, sie war ein durch und durch an-

ständiger Mensch. Sie machte gar kein Geheimnis daraus, daß sie früher schon andere Freunde gehabt und daß sie später wieder einen anderen Freund haben würde. „Ich weiß ja, Georg," hatte sie einmal gesagt, „die Stunde kommt doch, in der wir uns trennen, ewig währt ja auch unsere Freundschaft nicht, und auch das hat sein Gutes. Und wenn Du eines Tages zu mir sagst: ‚Liebling, es geht nicht länger,' dann gehe ich, und Du kannst sicher sein, wenn mein Herz dann auch noch so traurig ist, ich mache Dir keine Szene und weine und heule Dir nichts vor, sondern küsse Dich und danke Dir für all die schönen Stunden, die ich durch Dich und mit Dir zusammen verleben konnte."

Und Georg wußte, daß sie dann auch wirklich so handeln würde. Olga war gerade der Inbegriff einer Geliebten, stets lustig, stets guter Dinge, nie launisch, nie anspruchsvoll. Nur ein einziges Mal hatte sie einen Wunsch gehabt. Tagelang hatte Georg es ihr angemerkt, daß sie etwas bedrücke, er war beständig in sie gedrungen, endlich hatte sie es gesagt.

„Aber erst mußt Du das Licht auslöschen, sonst schäme ich mich tot, ansehen darfst Du mich nicht dabei."

Lachend hatte er ihren Wunsch erfüllt, und dann hatte sie gestanden: „Ich wünsche mir so schrecklich gern eine kleine goldene Uhr."

Und als er vor Erstaunen über ihre Be-

scheidenheit geschwiegen hatte, war sie fortgefahren: „Bitte sei mir nicht böse, ich habe in einem Schaufenster eine wunderhübsche Uhr für hundert Mark gesehen, aber wenn Dir das zuviel ist, dann tut es ja auch eine, die billiger ist."

Und als er ihr dann den Wunsch erfüllt und ihr eine kostbare Uhr mit einer goldenen Kette kaufte, da hatte sie den ganzen Abend bei ihm gesessen, ohne für ihn selbst auch nur das geringste Interesse zu haben, sie hatte nur mit ihrer Uhr gespielt und abwechselnd vor Freude gelacht und geweint. In der ersten Zeit war sie überhaupt nicht zu bewegen gewesen, von ihm irgend etwas anzunehmen, tagelang hatten sie sich darüber gestritten, und sie erlaubte es ihm erst, daß er ihr einen Zuschuß gab, als er ihr auf das bestimmteste erklärte, sonst nicht mehr mit ihr zusammen zu kommen. Er bezahlte ihr die Wohnung und alles, was sie brauchte, ohne sie zu verwöhnen. Um seiner selbst willen hielt er darauf, daß es ihr gut ging, und ohne daß sie es wußte, hatte er für sie ein Sparkassenbuch angelegt, auf das er regelmäßig jede Woche ein paar hundert Mark einzahlte. „Da braucht sie sich wenigstens nicht dem ersten besten in die Arme zu werfen, wenn wir uns einmal trennen," sagte er sich.

Auch heute war er für sie auf der Bank gewesen und hatte auf dem Rückweg eine kleine hübsche Brosche für sie gekauft, jetzt fiel es ihm erst wieder ein.

„Herrgott, Olga, ich hab's ja ganz vergessen, sieh mal, ich hab' hier ja eine Kleinigkeit für Dich."

Er war aufgestanden und holte das Etui herbei und freute sich über ihr glückseliges Gesicht, mit dem sie den Schmuck betrachtete.

„Georg, es ist wirklich unrecht von Dir, mich so zu beschenken," schalt sie.

„Na, laß nur gut sein," bat er, „ich schenke nicht mehr, als ich verantworten kann, und wie alle Geschenke, so ist auch dieses schon bezahlt."

Sie dankte ihm nochmals mit herzlichen Worten, dann meinte sie: „Weißt Du, daß ich wirklich zu beneiden bin, Dich kennen gelernt zu haben? Verstehe mich recht," verbesserte sie sich, „Du weißt ganz genau, daß ich nichts von Dir will und nichts von Dir erbitte. Einmal mit der Uhr, da habe ich es getan und mich hinterher furchtbar geschämt; denn wenn ich geahnt hätte, daß Du so gräßlich viel Geld für mich ausgeben würdest, hätte ich nie und nimmer gesprochen, denn ich will nicht, daß Du auch nur ein einziges Mal denkst, ich wäre freundlich mit Dir und hätte Dich lieb, weil Du reich bist."

„Aber Olga, das weiß ich ja, das brauchst Du mir doch nicht erst zu sagen. Du wolltest mir aber erzählen, warum Du um die Bekanntschaft mit mir zu beneiden bist."

„Weil Du ein so anständiger Mensch bist, weil — na, wie soll ich es sagen. Sieh mal, meine

Kolleginnen beim Theater haben ja auch alle ihren Freund und Verehrer. Aber was sind das für Menschen, Lebemänner in des Wortes schlechtester Bedeutung, die toben darauf los, machen Schulden über Schulden, und wenn die etwas verschenken, so ist nie etwas bezahlt, alles, was sie geben, ist geborgt, und das verdirbt dem Empfänger die Freude. Bei Dir ist alles so anständig, so vornehm, so gediegen. Dein Lebenswandel gleicht genau Deinem Charakter, man weiß, daß man sich auf Dich verlassen kann, daß Du ein durchaus ernster, zuverlässiger Mensch bist."

Wieder wurde Georg verlegen. „Olga, Olga, nach so langer Bekanntschaft noch Liebeserklärungen!"

„Heute sind sie am Platz," erwiderte sie, und etwas verlegen werdend, fügte sie hinzu: „Heute vor einem Vierteljahr war ich zum erstenmal bei Dir."

„Tut es Dir leid?"

Sie küßte ihm die Hand. „Du — Du — ich hab' Dich ja so gräßlich lieb! Wie sollte es mir da wohl leid tun?" Und ernst werdend, fuhr sie fort: „Du weißt ja, ich habe es Dir schon erzählt, damals, als der Schuft von einem Leutnant mich zum Souper einlud, mich betrunken machte und mich dann verführte; als ich mich dann allein in der Droschke vor meiner Wohnung wiederfand, ohne zu wissen, wie ich dorthin gekommen war, und ohne zu ahnen, was mit mir passiert war, da habe ich mir geschworen, fortan ein braves Mädchen

zu bleiben, nie wieder mit einem Herrn zu verkehren. Ein ganzes Jahr bin ich anständig geblieben und habe von meinen fünfundsiebzig Mark Gage gelebt; aber dann? Dann kam doch einer, den ich sehr gern hatte und der lieb und gut mit mir war. Und es ist so schwer, beim Theater anständig zu bleiben, wir Kleinen sind doch neidisch auf die Großen, die in Samt und Seide gehen und die so häufig nicht mehr können als wir und die es zu ihren großen Stellungen nur deshalb bringen, weil sie einen reichen Freund haben, der ihnen die Toiletten bezahlt und bei dem Direktor und dem Regisseur dahin wirkt, daß ihre Freundin hinausgestellt wird und große Rollen bekommt. Na, so ist es gekommen, und schließlich will man sein Leben doch genießen, die andern tun's ja auch, nicht nur die vom Theater. Wir sind wahrhaftig noch nicht die schlimmsten, die andern, die es im geheimen tun und sich dann als anständige Mädchen aufspielen, das sind die rechten. Pfui!"

„Na, Olga, trink mal aus, was willst Du Dir die Laune verderben lassen, sei wieder lustig."

Nach einem kurzen Kampf bekam die gute Laune bei ihr wieder die Oberhand. „Du hast ja recht, ändern kann ich ja doch nicht mehr, was man aus mir gemacht hat, aber ein Schuft war der Leutnant doch; wie ich Dir schon einmal sagte, hat er sich hinterher erschossen, das ist das beste, was er tun konnte."

„Sei nicht so hart, Olga," meinte Georg.

„Nimm ihn bitte nicht in Schutz," fuhr sie zornig auf. „Ich kenne zwar Deine Ansicht, wenn ein junges Mädchen die Einladung eines Leutnants zum Souper annimmt, dann muß sie sich vorher klar machen, was ihr bevorsteht. Aber ich war damals noch jung und unerfahren, ich kann Dir noch den Brief zeigen, den er mir schrieb: ‚Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort als Offizier und als Ehrenmann, daß ich es nicht wagen werde, Sie anzurühren, daß ich mir Ihnen gegenüber keine Freiheiten erlaube, die Sie mir nicht gestatten. Nur Ihre Augen will ich küssen, Ihre Augen, mit denen Sie mich betört haben.' Und anstatt sein Wort zu halten, machte er mich betrunken und zu seinem willenlosen Werkzeug. Na überhaupt, es gibt unter den Offizieren sehr nette Bekanntschaften."

„Aber Olga, ich kenne Dich ja heute gar nicht wieder, was ist Dir denn, warum schimpfst Du denn heute so auf die Leutnants? Ich bin doch auch einer."

„Ach Du," sagte sie zärtlich, „Du bist ja eigentlich gar keiner, Du bist viel zu anständig, Du bist ein Mensch, aber die anderen sind hochnäsige Zieraffen und obenein noch Lügner und Betrüger."

„Olga, ich verbitte mir aber jetzt in allem Ernst solche Redensarten, was fällt Dir denn ein!"

Sie erschrak vor seinem zornigen Blick und vor seinen flammenden Augen. „Sei mir nicht böse," bat sie, „ich will Dir auch sagen, warum ich heute auf die Offiziere so schlecht zu sprechen bin. Du kennst doch Lilly?"

Georg dachte einen Augenblick nach. „Lilly? Ach so, Eure Soubrette, natürlich kenne ich sie, wir drei haben doch einen Abend zusammen gegessen. Wie geht es ihr?"

„Wie es ihr geht? Krank ist sie."

Es klang eine solche Bitterkeit aus ihren Worten heraus, daß er sie verwundert anblickte. „Du sagst das so sonderbar, was fehlt ihr denn?"

Olga wurde etwas verlegen. „Na, Dir kann ich es ja sagen," meinte sie schließlich, „Du kennst doch den Freiherrn von Gastrow von den Husaren, ja? Na, der war ein Vierteljahr hinter Lilly her und hat ihr Blumen geschmissen und Geschenke gemacht und ihr Briefe geschrieben und alles getan, was er überhaupt konnte, um sie sich zu erobern. Du weißt ja, wie Lilly ist, sie ist auch sonst nicht so, sie genießt gern ihr Leben, aber auf den Husaren flog sie nicht, man hatte sie gewarnt und ihr erzählt, der Leutnant wäre krank — Du verstehst mich."

„Gewiß, ja — und?"

„Na, und das hatte Lilly dem Husaren denn wieder erzählt und ihm gesagt, daß sie deshalb nicht mit ihm verkehren könne. Der edle Freiherr

aber hat ihr sein Ehrenwort gegeben, das wäre eine ganz gemeine Verleumdung, er wäre wohl einmal krank gewesen, wie jeder andere Leutnant auch, aber jetzt wäre er so gesund wie nur einer. Na, und daraufhin hat Lilly denn mit ihm einen Verkehr angefangen, und jetzt? Jetzt ist sie krank, er hat sie angesteckt, und die größte Gemeinheit ist die, daß der Husar ganz genau wußte, wie es mit ihm bestellt war. Er hat einfach ganz gemein gelogen, nur um Lilly zu bekommen."

„Ist das wirklich wahr?"

„Gewiß ist das wahr, Gastrow hat es Lilly gegenüber, als sie mit einer Klage drohte, offen zugegeben und er hat ihr fünftausend Mark geschenkt, damit sie nach Aachen zur Kur reisen kann, und er hat ihr weitere fünftausend Mark für das nächste Jahr zugesagt, falls sie dann noch kein Engagement hat. Vorläufig kann sie doch nicht spielen; Lilly hat zuerst gar nicht gewußt, was mit ihr war, sie dachte gar nicht daran, daß sie krank sein könne, nachdem der Husar ihr sein Ehrenwort gegeben. Na, jetzt ist es schon so weit, daß die andern von der Operette sich weigern, noch mit ihr aufzutreten."

Georg hatte schweigend zugehört, er war mehr als empört über das Benehmen des Kameraden, mit dem er noch vor kurzem auf dem Fest der Botschaft zusammen gewesen war und der dort Fräulein von Reisinger so rasend den Hof gemacht hatte, daß

ein Regimentskamerad ihm eine Wette proponiert hatte. Georg hatte für das Benehmen des Husarenleutnants der Schauspielerin gegenüber keine Worte, aber noch mehr empörte es ihn, daß der Leutnant es wagte, in seinem Zustand um die Hand eines jungen Mädchens zu werben. Dachte der denn wirklich daran, zu heiraten? War er gewissenlos genug, eine Frau zu nehmen, nur um aus seinen Schulden herauszukommen? Dachte er nicht daran, welches entsetzliche Unglück er über seine Frau und über seine etwaigen Kinder heraufbeschwor?

„Nun, was sagst Du dazu, Georg? Nimmst Du die Offiziere vielleicht auch jetzt noch in Schutz?"

„Kind, Du bist doch immer gerecht gewesen?" mahnte er, „Du darfst von dem, was der eine tut, nicht auf die Allgemeinheit schließen. In jedem Stand gibt es einzelne, die sich nicht so benehmen, wie sie es müßten."

„Ganz gewiß," pflichtete sie ihm bei, „aber wenn wir nun doch einmal bei diesem scheußlichen Thema sind, wie kommt es denn, daß fast alle, die bei uns krank sind, es ihrem Verkehr mit den Offizieren verdanken? Wir wissen und hören ja wenig von unseren Ballettdamen, aber so viel hören wir doch, daß häufig genug Erkrankungen vorkommen und fast immer ist ein Leutnant daran schuld." Und nach einer kleinen Pause sagte sie, über und über errötend: „Weißt Du wohl, daß

auch ich damals, ich meine das erste Mal, daß auch ich damals krank geworden bin."

Dröhnend schlug Georg mit der Faust auf den Tisch. „Das ist nicht wahr, so gemein kann er nicht gewesen sein."

„Und er war es doch! Ich kann Dir nicht sagen, was mir fehlte, so schlimm war es wohl nicht, denn nach einem Vierteljahr war ich wieder gesund und es ist nichts von der Krankheit zurückgeblieben, wie mir viele Ärzte sagten, denn mit der Ansicht eines einzelnen gab ich mich nicht zufrieden."

Georg hatte sein Gesicht in beide Hände begraben. „Daß die Menschen sich nicht schämen, so ehrlos zu handeln," stöhnte er vor sich hin. „Solch —" er suchte vergebens nach einem Wort, um den andern zu charakterisieren, da fühlte er, wie Olga sich an ihn schmiegte.

„Sei mir nicht böse," bat sie, „ich hätte es Dir nicht sagen sollen, ich habe es Dir bisher ja auch immer verschwiegen, aber heute, wo wir gerade von all den Dingen sprechen, ist es mir entfahren, sei mir nicht böse."

Er küßte sie zärtlich auf die Stirn. „Wie sollte ich Dir wohl böse sein." Dann aber raffte er sich auf. „Komm, laß uns die ganzen Schmutzgeschichten begraben und vergessen, wir können die Leute doch nicht ändern und deshalb sind wir doch schließlich nicht zusammengekommen, um uns durch die Ge-

meinheiten anderer Leute unsere gute Laune verderben zu lassen."

Und auch jetzt gelang es ihr, die Falten aus seiner Stirn zu glätten, und im Geplauder blieben sie sitzen, bis der Kaffee und die Zigarren erschienen.

„Wollen wir hierbleiben oder in das Wohnzimmer gehen?" fragte er.

„Laß uns aufstehen," bat sie — sie liebte das große, sehr schöne Herrenzimmer mit den prächtigen Teppichen, den schweren Portieren und den wundervollen Bildern über alles. Am meisten aber liebte sie die großen, bequemen Ledersessel vor dem Kamin, und jedesmal, wenn sie Georg besuchte, nahm sie sich fest vor, ihn zu bitten, einmal nach Tisch in einen dieser Stühle sitzen zu dürfen. Aber es blieb stets bei dieser Absicht, auch heute, denn kaum hatten sie das Wohnzimmer betreten, da legte er sie wie stets auf die große Chaiselongue, schob ihr ein Kissen unter den Kopf und deckte sie mit einem großen Eisbärfell zu. Das tat er immer und er behandelte sie dabei mit so viel Liebe und mit so viel zarter Rücksicht, daß sie seiner Güte gegenüber nicht den Mut fand, zu sagen, wie unbequem ihre Lage wäre.

„Liegst Du so gut, Liebling?"

Auch jetzt log sie ihm zuliebe. „Einfach himmlisch."

Er küßte sie zärtlich, dann rauchte er ihr die

Zigarette an, griff selbst zur Zigarre und ließ sich dann auf einen Sessel an ihrer Seite nieder.

„Wie hübsch Du wohnst, Georg, ach, Du ahnst ja gar nicht, wie glücklich ich mich bei Dir fühle."

„Nur in meiner Wohnung oder auch bei mir?"

„Nur in Deiner Wohnung," neckte sie, „was hätte ich wohl von Dir? Du bist ein alter Brummbär, der es gar nicht verdient, daß ich ihn so verziehe und so nett mit ihm bin. Ach, Du lieber, dummer Kerl, komm her und gib mir einen Kuß. So, nun sei wieder brav und setze Dich hübsch artig auf Deinen Stuhl und erzähle mir: was hast Du die letzten Tage getrieben, auf welchen Gesellschaften bist Du gewesen, mit wem hast Du getanzt, wem hast Du die Kur gemacht?"

Und Georg stand ihr Rede und Antwort, sie zeigte für alles, was ihn betraf, aufrichtiges Interesse, er wußte, daß er ihr fest vertrauen konnte, daß sie auch später, wenn sie einmal nicht mehr miteinander verkehrten, nie von dem, was er ihr erzählte, irgendwelchen Gebrauch machen würde, und so hatte er gar keine Geheimnisse vor ihr. Er erzählte ihr vom Regiment, von seinen Eltern und von seiner Schwester, nur sonderbarerweise nie von Hildegard. Er hatte ihr gegenüber noch nicht ein einziges Mal deren Namen genannt und verschwieg ihn auch heute wieder. Nicht etwa, als ob er gefürchtet hätte, daß Olga irgendwie eifersüchtig würde, dazu war sie viel zu klug und vernünftig und mehr

als einmal hatte sie ihm gesagt, wie sehr sie ihm eine liebe, schöne Braut wünsche. Aber trotzdem hielt ihn stets ein ihm selbst unerklärliches Gefühl davon ab, mit ihr über Hildegard zu sprechen.

Olga hörte aufmerksam zu, gar viele der Herrschaften, deren Namen genannt wurden, kannte sie schon von früher aus seinen Schilderungen und durch ihre Zwischenfragen bewies sie, daß sie ihm mit wirklichem Interesse lauschte. Am meisten interessierte sie aber natürlich, zu erfahren, was die einzelnen Damen angehabt hätten, aber auf diese Frage blieb er stets die Antwort schuldig.

„Wie kann man nur so töricht sein und sich das nicht merken," schalt sie. „Bei einer Frau interessiert doch das am meisten, was sie anhat."

„Oder das, was sie nicht anhat," neckte er, „ich mag Dich zum Beispiel viel lieber leiden, wenn ich etwas von Deinem schönen Körper sehe, als wenn Du solche langen und hohen scheußlichen Kleider trägst, in denen man weder Deinen schönen Hals, noch Deinen Nacken, noch Deine kleinen Füße sieht."

Sie schlug nach ihm. „Willst Du wohl artig sein! Es ist noch nicht mal ein halb zehn, und Du weißt, bis zehn Uhr mußt Du allemal brav bleiben."

„Leider, leider," stimmte er ihr bei.

„Wer ausharrt, wird belohnt, Du weißt es ja."

Sie sah ihn mit begehrlichen Augen an, und auch in seinen Adern fing das Blut an, sich zu

regen und zärtlich wollte er sie in seine Arme schließen, aber sie wehrte ab: „Bitte nicht — jetzt nicht — nachher, laß uns noch etwas plaudern."

Und sie gab ihm Unterricht, woran er in Zukunft den Stoff, den Schnitt und die Garnierung der einzelnen Toiletten erkennen könne.

Der Eintritt des Dieners machte dieser Instruktionsstunde, wie sie es nannte, ein Ende.

„Es ist ein Brief abgegeben worden für den Herrn Leutnant."

„Antwort nötig?"

„Der Bursche hat nichts gesagt, er ist schon wieder fort."

„Schön."

Der Diener verschwand, und Georg hielt den Brief eine Zeitlang uneröffnet in der Rechten.

„Von wem ist er?" erkundigte sich Olga.

„Mein Herz ahnt es nicht, aber ich weiß nicht, wie es kommt, ein unbestimmtes Gefühl sagt mir, daß dieser Brief nichts Angenehmes für mich enthält."

„Soll ich ihn für Dich lesen? Wenn ich glaube, daß der Inhalt Dich ärgert, zerreiße ich den Bogen und sage Dir nie, was drinnen stand."

Er küßte ihr die Hand. „Du bist ein liebes, gutes Menschenkind, aber das geht denn doch nicht. Na, laß mal sehen."

Er öffnete mit einem Papiermesser das Kuvert, entfaltete den Bogen und blickte auf die Unterschrift.

Ein leises triumphierendes Lächeln umspielte seinen Mund. „Ah, sieh da, Willberg — also doch.“

Olga hatte sich etwas aufgerichtet und den Kopf auf die rechte Hand gestützt, jetzt sah sie ihn gespannt und erwartungsvoll an. „Willberg, was will denn der von Dir? Du hast mir ja erzählt, wie sonderbar er sich gegen Dich benommen hat, wie kommt er jetzt dazu, Dir zu schreiben?“

Statt jeder Antwort reichte er ihr den Brief, und Olga las:

„Sehr geehrter Herr Kamerad!

Wenngleich ich noch tief in Ihrer Schuld sitze und wenngleich ich auch heute noch weniger als vor einigen Wochen den Tag festsetzen kann, an dem ich Ihnen den geliehenen Betrag zurückzuerstatten in der Lage sein werde, so sehe ich mich dennoch heute gezwungen, Sie abermals um Hilfe zu bitten und zwar um rasche, schleunige Hilfe. Wir haben heute mittag gejeut, einfach scheußlich, ich sitze mit fünf Mille drin, mit vier bei dem Ulanen, bei dem ich Revanche für Lauterbach nehmen wollte. Diese vier Mille müssen bis morgen mittag bezahlt werden, sonst bin ich einfach ein erledigter Mann. Ich weiß nicht, woher das Geld nehmen. Sie sind meine einzigste Rettung, Sie haben mir so oft Ihre Hilfe angeboten, daß ich sicher bin, Sie werden mich jetzt nicht im Stich lassen. Leider kann

mein Bursche nicht auf Ihre Antwort warten, er muß noch zu meinem kleinen Mädel gehen und ihr sagen, daß sie mich heute nicht erwarten soll, ich bin, weiß Gott, nicht zu Amour aufgelegt.

Vielleicht haben Sie die Güte, mir durch Ihren Diener Fritz, oder durch Ihren Burschen, oder durch ein sonstiges männliches Wesen die Dukaten noch heute abend zuzusenden. Ich bleibe zu Hause, erwarte Ihre Entscheidung und danke Ihnen schon jetzt herzlichst, daß Sie mich auch dieses Mal aus der Patsche ziehen.

Mit den besten Grüßen bin ich stets Ihr sehr ergebener

Freiherr von Willberg."

Olga faltete den Bogen zusammen und gab ihn an Georg zurück.

„Nun, was sagst Du dazu?"

„Ich finde den Brief einfach klassisch," meinte sie, „kurz, schmerzlos und kindlich naiv: Ich habe gespielt, bitte, bezahl Du meine Schulden." Und der Mann schreibt mit einer Nonchalance, mit einer Gleichgültigkeit, als frage er bei Dir an, ob ihr zusammen ein Glas Bier trinken wolltet. Willberg ist einfach himmlisch."

„So unrecht hast Du nicht," meinte Georg, der sich durch den Ton des Briefes etwas verletzt fühlte. „Da stellt sich so 'n junger Leutnant, der nichts auf der Welt sein eigen nennt, als ein paar hundert Mark Zulage, mit dem größten Gottver-

trauen an den Spieltisch und verjeut einen Tausendmarkschein nach dem andern. Und wenn das bare Geld zu Ende ist, spielt er unbar, und wenn das Spiel zu Ende ist und wenn er dann drin sitzt in der Tinte, dann setzt er sich gelassen hin und schreibt an seine guten Freunde und Bekannte: ‚Bitte, bezahlt mir meine Schulden.‘ Und wenn er weiß, daß er bei diesen keine Hilfe findet, weil er sie schon bis zur Bewußtlosigkeit ausnahm, dann wendet er sich an irgend einen reichen Menschen, mit dem er in seinem ganzen bisherigen Leben vielleicht ein-, zweimal zusammen war, und pumpt den mit einer Naivität und Unverfrorenheit an, die geradezu klassisch ist. Er weiß ganz genau: irgendwo bekommt er schon das Geld. Wenn es nicht so glatt geht, wie er es sich am Anfang gedacht hat, dann wird er dramatisch, spricht von Abschiednehmen, den bunten Rock ausziehen, Ehrengericht, Kugel vor den Kopf und solchen Dingen. Na, und dem gegenüber bleiben die wenigsten kalt und gefühllos, es gilt ja ein sogenanntes junges, blühendes Menschenleben zu retten, das in den meisten Fällen keinen Schuß Pulver wert ist. Und so greift man denn in die Tasche und zahlt dem Leutnant, was er braucht, um flott zu werden und um wieder als Ehrenmann dazustehen. Ich weiß nicht, ob Du mich verstehst, Olga, aber das größte Unglück ist für unsere Leutnants, ich sage nicht für unsere Offiziere, sondern nur für die Leutnants, daß sie a konto

ihrer Uniform und ihres Standes einen so großen Kredit genießen. Viele reiche, halb oder ganz ungebildete Leute, die da gern wollen, daß die Offiziere bei ihnen verkehren, damit sie selbst zur ersten Gesellschaft gerechnet werden, drängen den Leutnants, die in ihrem Hause ein und aus gehen, oft geradezu für den Fall, daß sich der Herr Leutnant einmal in Verlegenheit befinden sollte, ihre Hilfe auf. Das merkt sich der Herr Leutnant ganz genau, er weiß: ich mache die Schulden, ein anderer bezahlt sie. Und unser Leutnant, wie er da ist, wird nicht eher anders werden, als bis ihm kein Kredit mehr gewährt wird, er wird sich erst dann ändern, wenn die Welt nicht mehr so töricht ist, jedem Leutnant zu borgen."

„Und wann wird dieser Tag nach Deiner Ansicht kommen?"

„In derselben Stunde, in der die Welt aufhört, in jedem Menschen, der die Uniform trägt, ein überirdisches Wesen zu erblicken."

„Also nie."

„Ich glaube beinahe, Du hast recht," pflichtete er ihr bei, und ernster werdend, fuhr er fort: „Weißt Du, es ist ein Jammer um unsere Leutnants, es steckt au fond ein so guter, gesunder Kern in ihnen, aber sie werden ja künstlich verrückt und leichtsinnig gemacht. Schulden zu machen ist den Offizieren genau so verboten wie das Spielen, aber kein Mensch kümmert sich um diese Verbote. Und

diese Verbote sind nicht nur den Offizieren bekannt, nein, auch der Gesellschaft und den Geschäftsleuten. Aber ebensowenig wie in einem Klub jemals ein Zivilist sagen wird: ‚Herr Leutnant, ich will Sie nicht beleidigen, aber ich weiß, daß Seine Majestät den Offizieren das Spielen verboten hat,‘ ebensowenig wie dieser Herr so sprechen würde, ebensowenig sagt ein Kaufmann zu einem Leutnant: ‚Ich kann Ihnen keine Waren auf Kredit geben, ich weiß, Sie dürfen keine Schulden machen.‘ Der Leutnant allein ist nicht der Schuldige, die Gesellschaft und die Geschäftswelt, die es ihm nicht nur ermöglicht, sondern sogar erleichtert und die ihn auch geradezu verführt, die Verbote zu überschreiten, die trifft nicht in letzter Linie die Schuld, daß unser Offizierkorps in sittlicher und moralischer Hinsicht nicht mehr das ist, was es war und auch heute noch sein müßte.“ Und halb ernsthaft, halb lachend schloß er: „Hast Du kleines dummes Menschenkind das alles begriffen?“

„Alles, und da hast Du so recht.“

„Ich wollte nur, daß andere Menschen das auch einsehen möchten,“ sagte er etwas belustigt, „aber ich glaube, wenn einer von den Zitronenfaltern meine Rede gehört hätte, so würde er mich für irrsinnig erklären, mich wegen aufrührerischer Reden vor ein Ehrengericht stellen, und man würde mich fragen: ‚Wenn Sie so denken, warum sind Sie dann überhaupt erst Offizier geworden?‘ Und ich könnte ihm nur zur Antwort geben: ‚Wer da einen Beruf er-

greift, kennt ihn noch gar nicht, kann ihn ja auch noch gar nicht kennen. Die Erkenntnis dessen, was es heißt, Offizier zu sein, kommt erst im Laufe der Jahre.' Ich habe meine Lehrzeit hinter mir, ich bin mit ziemlich offenen Augen durch die Welt gegangen und habe die Ohren stets offen gehalten, und ich muß sagen, hätte ich früher gewußt, wie es in unserem Offizierkorps aussieht, hätte ich früher etwas geahnt von dem Leichtsinn, dem Schuldenmachen, der Unzufriedenheit in dienstlicher Beziehung, der Verbitterung und dem Haß gegen die Vorgesetzten und der Geldnot und dem Elend, ich hätte mich sicher dreimal besonnen, ehe ich den bunten Rock angezogen hätte."

„Und warum behältst Du ihn denn an?"

Georg sah eine Zeitlang den Rauchwolken seiner Zigarre nach, dann fragte er: „Kind, langweile ich Dich wirklich nicht durch diese Abhandlung?"

„Aber gar nicht," rief sie lebhaft, „ich könnte stundenlang hier liegen und Dir zuhören."

„Na, dann will ich Dir die Antwort auf die Frage geben, über die ich selbst in der letzten Zeit viel mehr nachgedacht habe, als ein Mensch glaubt. Und die Antwort, warum ich den bunten Rock noch anhabe, lautet in meinem Falle kurz und bündig: Aus Trotz!"

„Aus Trotz?" fragte sie ganz erstaunt.

„Gewiß, Du weißt ja, wie es hier im Re-

giment geht, Dir gegenüber habe ich daraus nie ein Geheimnis gemacht. Wenn ich jetzt die Uniform ausziehe, dann haben die Zitronenfalter das erreicht, was sie vom ersten Tag an erstrebten, dann haben sie mich herausgegrault, dann sind sie wieder ‚unter sich', dann ist die adlige Gesellschaft wieder rein. Den Triumph, der für mich eine große Niederlage bedeutet, gönne ich ihnen aber nicht. Ich bin kein Streber, aber ich habe meinen Ehrgeiz und mein Ehrgefühl und ich will sehen, ob ich mir hier nicht doch noch meine Stellung schaffe. Oft sehne ich mich nach einer Gelegenheit, die mir Veranlassung bietet, mich irgendwie auszuzeichnen, irgend etwas Besonderes zu tun, aber vergebens. So muß ich durch gewissenhafte Diensterfüllung, durch Fleiß und Solidität mir eine Stellung zu machen versuchen. Dir kann ich es ja sagen, glaubst Du, daß das Leben mir hier gefällt? Ich bin jung, ich bin reich, ich habe kein Talent zum Verschwender, aber ich möchte meine Jugend doch mehr genießen, als ich es tue, ich möchte besser leben, mir Wagen und Pferde halten, große Dienerschaft, schöne Reisen machen, was weiß ich alles. Ich darf es nicht. Wenn unser Regimentsadjutant Graf Wettborn es täte, dann würde das Regiment stolz auf seinen Grafen sein, der es verstände, so glänzend zu repräsentieren, man würde sich der Welt gegenüber freuen, daß er die Mittel hätte, so standesgemäß zu leben. Dem Adel würde man es

gönnen, mir würde man es verdenken. Lebte ich so, dann würde es für mich nur ein einziges Wort geben, das hieße: Protz. Und einem Protzen wird das Handwerk bald gelegt, der gehört nicht in ein Regiment, in dem die anderen Kameraden angeblich mit bescheidenen Mitteln auskommen, in Wirklichkeit aber bis über beide Ohren in Schulden stecken. Mein sogenanntes Protzentum würde eine willkommene Veranlassung bieten, mich zu versetzen, und das will ich nicht. Ich glaube ja selbst nicht, daß mein Leutnantsleben ewig dauert, aber wenn ich einmal gehe, dann will ich mir und den anderen sagen können, warum ich gehe, dann will ich groß da stehen, die andern aber sollen sich schämen, wenn sie sich überhaupt schämen können."

Sie sah die Falten auf seiner Stirn und merkte ihm deutlich seine Erregung an. „Georg," bat sie mit weicher Stimme, „komm her zu mir, laß Dich küssen, ärgere Dich doch nicht über die andern."

„Liebling, Du hast gut reden, nicht ärgern! Der heutige Tag scheint ja nun doch einmal dazu bestimmt zu sein, allerlei sonst Verschwiegenes auszukramen und da will ich es Dir nur gestehen, ich leide entsetzlich unter diesen Zuständen hier, weil ich mir keiner anderen Schuld bewußt bin als der, bürgerlich zu sein. Ja, wenn die adligen Herren frei von jeder Schuld und Fehle wären, wenn sie in dienstlicher und außerdienstlicher Hinsicht über jeden Zweifel erhaben daständen, wenn unsere adligen

Offiziere in Wirklichkeit das wären, was sie sein sollten: der Inbegriff des Ritterlichen und Ehrenhaften, wenn sie nicht nur den Adel der Geburt, sondern auch den des Geistes und der Gesinnung besäßen, dann würde ich auch nicht einen Augenblick zögern, offen und frei zu sagen: ‚Ich fühle euch nach, daß ich euch nicht willkommen bin. Von dem modernen aufgeklärten Standpunkt aus begreife ich zwar eure Exklusivität nicht, aber ich ehre sie trotzdem und will euch nicht länger zur Last fallen.‘ Aber so? Ausnahmen, rühmliche Ausnahmen gibt es überall, und es wäre traurig um unsern Adel bestellt, wenn es keine gäbe, ich aber kann nur urteilen nach dem, was ich gesehen habe, und da muß ich sagen, daß gerade die adligen Offiziere in ihrem Lebenswandel und in ihrer Dienstfreudigkeit zum mindestens nicht einen Deut besser sind als die bürgerlichen Kameraden, auf die sie in voller Verachtung herabblicken. Und wie wird der Adel protegiert. Was einem Bürgerlichen oft unfehlbar das Genick brechen würde, läßt man dem Adligen ruhig durchgehen. Man will der heutzutage mehr oder weniger sozialdemokratisch durchsetzten Welt das Schauspiel nicht gönnen, daß ein Adliger verurteilt wird, man will dem Volk die Freude nicht gönnen, sagen zu dürfen: die Adligen sind auch nur Menschen. Von oben herab wird der Adel in unerhörter Weise bevorzugt, nicht weil er etwas Besonderes leistet, sondern nur weil er nach einem alten Ammen-

märchen etwas Besonderes ist. Und dagegen kämpft man vergebens an, wie gegen die Dummheit. Und das empört mich und macht mich trotz des Rockes, den ich trage, beinahe zu einem Sozialdemokraten, denn an meinem eigenen Leibe erfahre ich ja, wie der Bürgerliche mehr oder weniger als ein Wesen betrachtet wird, dessen einzige Daseinsberechtigung darin besteht, den dunklen Hintergrund zu bilden, von dem sich der Adel helleuchtend und strahlend abhebt."

„Aber Georg!" rief Olga ganz erschrocken, „so kenne ich Dich ja noch gar nicht, so verbittert hast Du ja noch nie gesprochen."

„Und verbittert bin ich auch jetzt nicht. Was ich Dir sagte, ist nicht die Eingebung eines Augenblicks, sondern das Resultat langen Nachdenkens und reiflichster und schärfster Beobachtung. Aber nun wollen wir mit diesen ernsten Sachen aufhören, ich will nur noch dem edlen Willberg sein Geld schicken und dann, mein Liebling, gehöre ich ganz Dir und in Deinen Armen will ich dann wieder lernen, daß das Leben trotz allem doch schön ist."

Er hatte sich von seinem Platz erhoben, um an seinen Schreibtisch zu gehen, aber Olga hielt ihn zurück. „Willst Du mir einen Gefallen tun, Georg, Du weißt, ich habe sonst nie eine Bitte auf dem Herzen, aber diesmal ist sie sehr, sehr groß, willst Du sie mir erfüllen?"

„Wenn ich kann, gewiß. Warum nicht, ich habe Dich doch lieb."

„Und ich Dich und gerade deshalb bitte ich Dich, gib mir Dein Wort, daß Du mir meinen Wunsch erfüllst."

„Liebling, wie kann ich das wohl, man soll sein Ehrenwort nie leichtsinnig verpfänden. Du weißt ja aber auch so, daß ich alles für Dich tue, was ich kann. Also was gibt's?"

Sie hatte sich aus ihrer liegenden Stellung aufgerichtet und sah ihn mit ihren großen Augen flehend an, sie war ganz blaß vor innerer Erregung und ihre Stimme zitterte, als sie jetzt sagte: „Tu mir den Gefallen und gib Willberg das Geld nicht."

Er sah sie ganz erstaunt an. „Aber warum denn nicht? Ich habe das Geld liegen und selbst wenn ich es nicht hätte, müßte ich es mir besorgen. Ich habe Willberg wiederholt meine Hilfe angeboten, jetzt muß ich ihm auch helfen und außerdem ist es mir eine große Genugtuung, die Du mir nachfühlen wirst, daß er sich nun doch wieder an mich wendet. Na, und die Freude willst Du mir doch nicht verderben."

Wieder wandte er sich zum Gehen, aber sie hielt ihn abermals zurück. „Georg, gib Dein Geld, wem Du willst, mach damit, was Du willst, mich geht es ja nichts an, aber Willberg darfst Du nicht helfen, verstehst Du mich, Du darfst nicht, Du nicht."

Es sprach eine solche Entschlossenheit, ein so fester Ton aus ihren Worten, daß er auf sie zutrat

und ihre Hand faßte, er sah, wie sie zitterte, und auch ihn ergriff eine große Erregung.

„Olga, Du verschweigst mir etwas, Du hast Gründe, die Du mir verheimlichst, aber ich muß alles wissen. Wenn Du mich bittest, Willberg nicht zu helfen, wenn Du mir sagst, daß ich ihm nicht helfen darf, dann mußt Du mir auch sagen, warum ich es nicht darf."

Sie sah ihn mit einem Ausdruck unendlicher Liebe an. „Frage mich nicht, quäle mich nicht, ich kann es Dir nicht sagen."

„Und wenn ich nun darauf bestehe, darauf bestehen muß?" Er war auch seinerseits blaß geworden und mit eisernem Griff hielt er ihre Hand umfangen. „Ich muß es wissen, verstehst Du? Man soll nie eine halbe Anklage erheben, sondern immer den Mut zur ganzen Wahrheit haben. Ich habe Dich stets für einen anständigen, ehrlichen, wahren Menschen gehalten, laß mich nicht irre werden an Dir."

Im heißen inneren Kampf stand sie ihm gegenüber, sie hatte den Blick zu Boden gesenkt, ihr ganzer Körper zitterte und bebte und verriet deutlich ihre gewaltige innere Erregung. Jetzt erhob sie die Augen und sah ihn offen und frei an. „Gut, Du sollst alles erfahren, aber nur unter einer Bedingung."

„Und die ist?"

„Daß Du mir Dein Ehrenwort gibst, Willberg

gegenüber nie mit einer Silbe etwas von dem zu erwähnen, was ich Dir sagen werde. Du kannst es."

Er sah sie fragend an. „Kann ich es wirklich?"

Sie hielt seinen Blick aus. „Du kannst es. Aber trotzdem, wenn Du mir zu beweisen imstande bist, daß Du Dein Wort doch nicht halten kannst, dann gebe ich es Dir nach acht Tagen zurück, nicht eher, aber auch nicht später, bis dahin wirst Du ruhiger denken über das, was ich Dir sagen muß." Und nach einer Weile fragte sie mit stockender Stimme: „Bestehst Du auch dann darauf, daß ich Dir alles sage, wenn wir uns infolgedessen vielleicht trennen werden, wenn wir nicht mehr Freunde bleiben?"

Eine dunkle Ahnung stieg in ihm auf. „Du hast mit Willberg verkehrt?" fragte er erregt. Aber gleich ruhiger werdend, fuhr er fort: „Wie sollte ich Dir das wohl übelnehmen, denn damals wußtest Du doch wahrscheinlich noch nicht, daß wir uns jemals begegnen würden, und Willberg ist doch dafür bekannt, daß er kein junges Mädchen in Ruhe läßt, daß er kein Mittel unversucht läßt, um sie sich zu erobern."

Sie knirschte vor Wut mit den Zähnen. „Keins, ich weiß es am besten. Ich habe Dir immer erzählt, daß der Schurke, der mich verführte, sich inzwischen das Leben genommen. Das ist nicht wahr, er lebt und heißt Willberg."

Georg war zurückgetaumelt, als hätte er einen Schlag bekommen, jetzt sprang er auf Olga zu und ergriff sie an den Schultern. „Sag mir, daß das nicht wahr ist — es kann ja nicht wahr sein."

Sie machte sich aus seinen Händen frei. „Komm, Georg, sei verständig. Was geschehen ist, läßt sich ja nun nicht mehr ändern."

Er war auf einen Stuhl gesunken und hatte das Gesicht in den Händen vergraben. „So 'n Hund!" knirschte er, „so 'n Hund!" Und plötzlich aufspringend, fragte er: „Schwöre die Wahrheit. Verkehrst Du noch mit ihm, oder weiß er, daß wir miteinander verkehren?"

„Ich bin Dir treu," gab sie ruhig zur Antwort, und er hörte aus dem Klang ihrer Stimme, daß sie die Wahrheit sprach. „Ich habe Willberg seit jener Nacht nur einmal wiedergesehen."

„Und wann war das?" fragte er erregt.

„Am Tag, nachdem ich zum erstenmal bei Dir gewesen war. Da erhielt ich von ihm einen Brief, er müsse mich in meinem eigenen Interesse unbedingt sprechen. Ich wollte ihm gar nicht antworten, aber je öfter ich die Zeilen las, um so klarer wurde es mir, daß es sich wirklich um eine ernste Angelegenheit handelte. So bestimmte ich ihm denn die Stunde, in der ich für ihn zu Hause sein würde. Und er kam."

„Und weiter," drängte Georg, als sie einen Augenblick schwieg, „was wollte der Ehrenmann von Dir?"

„Er sagte, er hätte uns beide am Abend vorher zufällig beobachtet, er wäre uns unbemerkt gefolgt und wüßte, daß ich mit Dir in Deine Wohnung gegangen wäre, er schlösse daraus wohl nicht mit Unrecht, daß wir beide miteinander verkehrten. Ich hatte keinen Grund, die Bekanntschaft mit Dir zu leugnen, konnte es auch angesichts der Tatsache nicht, die er beobachtet hatte, und als ich ihm offen eingestand, daß Du mein Freund wärst, da bat er mich in flehentlichen Worten, Dir gegenüber nie seinen Namen zu nennen. Ich hätte dies auch ohnedem nie getan, ich hatte mir fest vorgenommen, Dir seinen Namen zu verschweigen, trotzdem tat ich anscheinend sehr erstaunt und fragte, was ihn zu seiner Bitte veranlaßte."

„Und was antwortete er?"

„Er meinte, er müsse es ja offen zugeben, daß er in jener Nacht nicht ganz korrekt an mir gehandelt habe."

„Nicht ganz korrekt ist herrlich!" lachte Georg höhnisch auf.

„Er gestand auch schließlich offen ein, daß es ein großes Unrecht gewesen wäre, mich zu einem willenlosen Geschöpf zu machen, aber meine Schönheit hätte ihm die Sinne verwirrt, ihm jede Überlegung, jedes ruhige Denken geraubt. Er sagte auch, es wäre seine Pflicht gewesen, sich hinterher um mich zu kümmern, aber er hätte sich geschämt, weil er doch damals krank war; er hätte mir gegen-

über ein so schlechtes Gewissen gehabt, daß er sich nicht getraut hätte, mir unter die Augen zu treten. Dazu wäre noch gekommen, daß er sich in sehr schlechter finanzieller Lage befunden hätte und nicht imstande gewesen wäre, etwas für mich zu tun. Dafür bot er mir jetzt tausend Mark an als Entschädigung für das widerfahrene Leid, gewissermaßen als Schweigegeld für die Zukunft."

„Und hast Du das Geld genommen?"

„In den brennenden Ofen habe ich es vor seinen Augen geworfen und mich an seinem dummen Gesicht erfreut. Dann kam er wieder auf den Zweck seines Besuches zurück. Er bäte mich, Dir nie etwas davon zu sagen, wie er an mir gehandelt, er und Du, Ihr wäret doch jetzt Regimentskameraden, ich möchte die Freundschaft, die zwischen Euch beiden bestände, nicht trüben. Du würdest vielleicht sein Verhalten nicht ganz richtig finden, es würde vielleicht zu einer Aussprache zwischen Euch kommen, so etwas sei immer unangenehm, besonders in einem so stolzen, vornehmen Regiment, das noch mehr als jedes andere den Schein nach außen hin wahren müsse. Und schließlich, schießen könntet Ihr Euch doch beide meinetwegen nicht. Kurz und gut, ich weiß nicht mehr, was er alles sagte, ich hörte ihm zu, ohne ein Wort zu erwidern, und je länger ich schwieg, desto kleiner und demütiger wurde er, bis er endlich wie ein schuldiger Bube vor mir stand. Und schließlich hat er mich

auf den Knien um Verzeihung und um Schweigen gebeten, da erst versprach ich ihm, Dir nie seinen Namen zu nennen. Nun habe ich es doch getan, tun müssen. Nicht mich, sondern Dich trifft daran die Schuld, aber ich habe auch Deinetwegen gesprochen, denn seinetwegen wollte ich Dich nicht verlieren." Und plötzlich überfiel sie die Angst, daß sie ihm nun verekelt und verleidet wäre, sie sprang auf und fiel vor ihm auf die Knie. „Georg, sag mir, daß Du mich noch lieb hast, daß Du mich nicht fortschickst — ich kann ja doch nichts dafür."

Er beugte sich über sie und küßte sie auf die Stirn.

„Steh auf, Liebling, wie sollte ich Dir wohl böse sein? Wie könnte ich Dich vergelten lassen, was ein Elender an Dir getan, und wie kann Dich die Schuld daran treffen, daß dieser Schurke Willberg heißt? Aber er, er soll mir büßen, was er Dir getan."

„Das wird er nicht, Georg!" rief Olga, „Du hast mir Dein Wort gegeben, ihm gegenüber nichts zu erwähnen, und das wirst Du halten, denn ich glaube nicht, daß irgend eine Veranlassung dazu vorliegt, Dir Dein Wort zurückgeben zu müssen, oder doch?"

Er war in einen Sessel gesunken und brütete vor sich hin. Hatte er den geringsten Grund, gegen Willberg irgendwie vorzugehen? Er konnte ihm sagen: „Ich habe ein junges Mädchen kennen ge-

lernt und weiß, daß Sie an demselben wie ein Schuft gehandelt haben." Unmöglich konnte Willberg dann diesen Vorwurf auf sich sitzen lassen, es mußte zum mindesten zu einem Streit, wahrscheinlich zu einem Duell und im Zusammenhang damit zu einer ehrengerichtlichen Untersuchung kommen. Es würde viel Schmutz aufgewiegelt werden und was würde das nützen? Willberg würde wahrscheinlich seinen Abschied bekommen und was dann? Wem war damit geholfen und gedient? Es gab einen ehrlosen Gentleman in der Armee weniger, gewiß, aber wer würde die Folgen zu tragen haben? Georg allein, denn man würde es ihm nie verzeihen, gerade gegen den Liebling des Regiments so schroff vorgegangen zu sein. Willberg würde auch nach seiner Verabschiedung noch treue Freunde genug finden, die ihn über Wasser hielten, der würde nicht allzusehr darunter leiden, nicht mehr im bunten Rock zu stecken. Nein, Georg wollte nichts gegen ihn unternehmen, er hatte keine rechte Veranlassung dazu, das mußte er sich auch selbst sagen, ihm persönlich hatte Willberg keine Kränkung, keine Beleidigung zugefügt, und wenn er für Olgas Ehre einträte, dann würde die Stadt und die Welt den Kopf schütteln und der Ehrenrat und der Kommandeur würden ihm klarzumachen suchen, daß man sich wegen einer jungen Dame wie Olga nicht schlage; sie sei gewiß ein sehr vortreffliches, liebenswürdiges, junges Mädchen, sie sei ja auch eine

talentvolle Schauspielerin, aber immerhin — er hörte im Geist diese Reden und ballte in ohnmächtiger Wut die Fäuste. Und noch eins kam hinzu. was würden seine Eltern, was würde Hildegard sagen, wenn sie erführen, daß er sich für seine Geliebte schösse? Sie durften von alledem nichts wissen.

Wohl fünf Minuten saß Georg in tiefem Nachdenken versunken, und ängstlich hingen Olgas Augen an seinen Zügen; auch ihr Ruf, ihre Stellung standen auf dem Spiel. Was zwischen ihr und Willberg vorgefallen war, wußten bis jetzt nur sie beide und Georg, sie hatte nie anderen davon erzählt, nie den Namen des Verführers genannt. Glaubte Georg jetzt die Angelegenheit nicht auf sich beruhen lassen zu können, glaubte er die Sache dem Ehrenrat melden zu müssen, dann war sie gezwungen, ihm sein Wort zurückzugeben, und dann erfuhr in wenigen Tagen die ganze Stadt, was heute noch ein Geheimnis war. Dann war auch ihres Bleibens hier nicht länger, denn sie fühlte, daß sie nie und nimmer wieder vor ein Publikum treten könne, das da wußte, wie man an ihr gehandelt und welche Folgen diese Nacht für sie gehabt habe.

„Nun, Georg?“ fragte sie endlich, „bist Du Dir jetzt einig über das, was Du tun willst?“

„Ja,“ gab er mit fester Stimme zur Antwort. „Der Schurke verdiente, daß ich ihm mit der Hand ins Gesicht schlüge, aber ich will es nicht tun, ich

werde schweigen über das, was Du mir erzählt, gegen jedermann, auch gegen ihn selbst, so schwer es mir auch wird. Aber es muß sein, auch Deinetwegen, denn ich habe Dich zu lieb, um Dich dem öffentlichen Gerede, dem öffentlichen Klatsch und vielleicht auch der allgemeinen Verachtung preiszugeben; denn die Welt müßte sich plötzlich gewaltig geändert haben, wenn sie nicht trotz allem doch den Stab über Dich brechen würde. Aber wie gesagt, das will ich nicht, und damit ist die Sache erledigt."

Sie schmiegte sich an ihn und schlang die Arme um seinen Hals. „Ich danke Dir, Georg."

Er führte sie zu der Chaiselongue zurück und ließ sich an ihrer Seite nieder. „Gott, ist das ein Schmutz! Nur eins möchte ich noch wissen, weißt Du zufällig den Tag, ich meine das Datum, an dem dieser, dieser — Mensch bei Dir war, um Dich um Verschwiegenheit zu bitten?"

„Wie sollte ich nicht," versuchte sie zu necken, um ihn wieder heiter zu stimmen, „Du weißt es ja auch, ich sagte es Dir ja schon, es war nach dem Tag, an dem ich zum erstenmal bei Dir war. Georg, das Datum wirst Du doch nicht vergessen haben!"

Er strich sich über die Stirn. „Sei mir nicht böse, Olga, aber in meinem Schädel sieht es augenblicklich so wüst aus, daß ich mich wahrhaftig nicht darauf besinnen kann."

Sie zog einen Diamantring vom Finger, den

er ihr zur Erinnerung an das erste Beisammensein geschenkt hatte und in dem das Datum eingraviert war. Dann reichte sie ihm denselben hin.

„Ach ja, richtig," sagte er, „wie konnte ich das nur vergessen." Aber dann wurde er plötzlich wieder nachdenklich und sprang mit einem Male in die Höhe.

„Was hast Du denn jetzt nur?" fragte sie erschrocken.

„Nichts, nichts," beruhigte er sie, „mir fällt nur plötzlich ein, als Willberg zum erstenmal bei mir war, um mich anzuborgen, da wußte er ja schon, daß wir miteinander verkehrten, er war damals schon bei Dir gewesen und hatte trotzdem den Mut, zu mir zu kommen. Nun wird mir mit einem Male alles klar, jetzt verstehe ich auch, warum er beständig um Diskretion bat, ich mußte ihm mein Wort geben, gegen jedermann zu schweigen, er hat also Angst gehabt, daß ich Dir vielleicht etwas davon erzählen, daß es dann vielleicht herauskommen würde, wie es zwischen Euch beiden stände. Das also war es!"

Er ging mit großen Schritten im Zimmer auf und ab, nur mit seinen Gedanken beschäftigt.

„Georg," bat Olga, „tu mir den Gefallen, schreibe jetzt gleich ein paar Worte an Willberg, daß Du ihm das Geld nicht geben kannst, und dann denk nicht mehr an die häßliche Geschichte."

Georg blieb stehen. „Du hast recht, Willberg wartet ja auf Nachricht, das habe ich ganz ver-

gessen und die Form der Höflichkeit muß ich wahren, so schwer es mir auch wird."

So schrieb er denn schnell ein paar Zeilen, in denen er lebhaft bedauerte, augenblicklich nicht in der Lage zu sein, die gewünschten Tausende dem Kameraden zur Verfügung zu stellen und sandte das Billet durch seinen Diener ab.

„So, nun komm zu mir," bat sie, „ich will Dir auch eine Freude machen." Mit schnellem Griff löste sie das dichte, tiefschwarze Haar, das wie ein Mantel um ihre Schultern bis hinab zu dem Gürtel fiel; wie immer begrub er sein Gesicht darin und atmete den köstlichen Duft ein, der ihn stets von neuem berauschte, und zärtlich strich sie mit der Hand über seinen Scheitel.

„Du bist lieb und gut, Olga, brav und anständig, aber die andern, diese —"

„Reg Dich nicht von neuem auf," bat sie, „denk gar nicht an die."

Er hatte sich freigemacht und richtete sich nun auf. „Nicht an sie denken, wer das könnte! Und noch eins beunruhigt mich, wer weiß, ob ich überhaupt die Energie und die Selbstbeherrschung besitze, morgen Willberg ruhig gegenüber zu treten und zu tun, als wüßte ich nichts von seinen Gemeinheiten."

„Kannst Du ihm nicht aus dem Weg gehen? Er steht doch auf einer anderen Kompagnie, soviel ich weiß, sogar bei einem anderen Bataillon."

„Das schon, aber ich sehe ihn doch im Regimentshaus, und selbst wenn ich morgen dort nicht hinginge, übermorgen sehe ich ihn doch, denn länger als vierundzwanzig Stunden dürfen wir ohne genügende Entschuldigung nicht vom Tisch fortbleiben. Und ich fürchte, bis übermorgen wird mein Blut sich noch nicht beruhigt haben."

Olga dachte einen Augenblick nach, dann fragte sie: „Kannst Du nicht auf Urlaub gehen? Mir wird es ja sehr schwer werden, Dich acht oder vierzehn Tage lang nicht zu sehen, aber Dir würde die Reise sehr gut tun, Du würdest Dich zerstreuen und auf andere Gedanken kommen, freimachen kannst Du Dich ja leicht."

„Das wohl," meinte er, „viel zu tun ist augenblicklich nicht und abschlagen könnte man mir den Urlaub auch nicht, aber wohin soll ich gehen? Zu meinen Eltern? Ich möchte sie jetzt nicht sehen, ich könnte nicht froh und nicht heiter sein, sie würden mir anmerken, daß mich etwas bedrückt, und so würde mein Kommen sie beunruhigen, anstatt sie zu erfreuen."

„Ich hab's!" rief Olga plötzlich. „Du sagtest vorhin, Du möchtest auch einmal Dein Leben genießen, geh auf vierzehn Tage nach Paris, nach Monte Carlo oder irgendwohin, wo es schön ist, und wenn Du schöne Frauen siehst, dann grüße sie von mir und sag ihnen, sie sollten lieb und gut mit Dir sein, ich wäre nicht eifersüchtig." Und mit

schelmischem Lächeln setzte sie hinzu: „Denn treu bleibst Du mir ja doch nicht."

„Doch," sagte er mit fester Stimme.

„Na, na," meinte sie lachend, „dafür lege ich meine Hand nicht ins Feuer."

„Aber ich, denn ich werde gar keine Gelegenheit haben, Dir untreu zu werden."

Sie sah ihn überrascht an. „Wieso, aus welchem Grunde nicht?"

„Aus dem einfachsten, den es gibt: Du begleitest mich."

„Georg!" Lachend und weinend vor Freude hing sie an seinem Hals. „Du willst mich mitnehmen? Ich soll Paris kennen lernen oder irgend eine andere schöne Stadt? Georg, Du bist zu lieb und gut," und sie küßte ihn immer wieder von neuem. Aber mit einem Male, wurde sie ganz still.

„Was hast Du denn nur?"

„Ich kann doch nicht mit."

„Warum denn nicht?"

„Einmal sollst Du nicht auf den Gedanken kommen können, ich hätte Dir zu der Reise zugeredet, um selbst davon Gutes zu haben, und dann weiß ich auch gar nicht, ob ich überhaupt Urlaub bekomme."

„Das erste ist Unsinn," sagte er, „ich tue Dir vielleicht gar keinen Gefallen, wenn ich Dich mitnehme, aber Du machst mir eine große Freude, wenn Du mich begleitest. Nichts ist schrecklicher,

wenigstens für mich, als allein durch die Welt zu fahren, allein im Coupé zu sitzen, allein die Mahlzeiten einzunehmen, allein durch die Galerien und Museen zu laufen und niemand zu haben, gegen den man sich aussprechen kann. Und Deinen Urlaub wirst Du schon bekommen, Du bist ja augenblicklich leider nicht beschäftigt."

„Aber trotzdem — das Repertoire kann doch täglich geändert werden."

„Liebes Kind," beruhigte er sie, „auch Dein Direktor wird kein Unmensch sein. Du bittest ihn morgen früh um Urlaub, und wenn er Schwierigkeiten macht, dann sag ihm, Du wärst bereit, ihm als Entschädigung dafür, daß er vierzehn Tage auf Deine Dienste verzichten müßte, zwei- bis dreitausend Mark zu zahlen. Paß auf, dafür gibt er Dir Urlaub, solange Du haben willst."

Sie hatte seine Hand ergriffen und küßte sie dankbar. „Wie lieb und gut Du bist. So viel Geld willst Du ausgeben, um mich frei zu bekommen? Aber paß auf, erst biete ich ihm fünfhundert Mark und dann wieder fünfhundert und dann immer so weiter, aber mehr als zweitausend gebe ich auf keinen Fall."

Er lachte lustig auf. „Das mach wie Du willst, ich will Dir das Geld nachher gleich geben, was Du davon sparst, gehört natürlich Dir."

Sie klatschte vor Freude in die Hände. „Davon kaufe ich mir ein sehr elegantes Reisekostüm."

„Auch das laß nur, Liebling," bat er, „was Du an Kleidern brauchst, kaufe ich Dir schon in Paris. Ich habe in den ganzen Jahren meiner Leutnantszeit noch niemals die Hälfte meiner Zulage verbraucht, sondern alles auf Zinsen und Zinseszins gelegt, nun kann ich auch einmal ein großes Stück Geld ausgeben, ohne mir deswegen Gewissensbisse machen zu müssen."

„Wollen wir wirklich nach Paris?" fragte sie mit glückstrahlenden Augen.

„Wenn alles gut geht, schon morgen abend. Wir nehmen meinen Diener, auf dessen strengste Verschwiegenheit ich mich verlassen kann, mit. Du steigst auf dem Nord-, ich auf dem Südbahnhof ein, ich werde schon den Zug daraufhin untersuchen, ob Bekannte drin sind, und unter Umständen ein ganzes Coupé für uns beide reservieren lassen. Na, und wenn uns später jemand zusammen sieht, was schadet uns das? Und wer kennt uns in Paris?"

„Warst Du schon einmal da?"

„Gewiß."

Er erzählte ihr von dieser Stadt der Freuden und Schönheit, und zärtlich an ihn geschmiegt, lauschte sie der Schilderung der Herrlichkeiten, die sie jetzt mit ihm zusammen genießen sollte.

VII.

Hildegards Vater feierte seinen sechzigsten Geburtstag, und der alte Major hatte den Wunsch geäußert, seine beiden Kinder an diesem Tage bei sich zu sehen. Fritz hatte diesen willkommenen Anlaß natürlich dazu benutzt, Warnows um ein reichliches Reisegeld zu bitten, denn anders wie erster Klasse ging es doch nicht, seinen Burschen mußte er doch auch mitnehmen und etwas Anständiges mußte er doch auch seinem alten Herrn zum Geburtstag schenken. So hatte Hauptmann von Warnow denn wieder einmal einen Tausendmarkschein herausgerückt. Als erstes versuchte Fritz damit natürlich sein Glück am Spieltisch und er hatte das Schwein, wie er es selbst nannte, einem Gutsbesitzer aus der Nachbarschaft bare vier Mille abzunehmen, das passierte ihm nicht oft, er strahlte vor Glückseligkeit und fand zum erstenmal seit langer Zeit das Leben wieder erträglich.

Hildegard hatte zuerst nicht reisen wollen, sie

fühlte sich verletzt durch den Brief ihres Vaters, in dem es hieß: „Mein liebes Kind, ich würde mich natürlich unendlich freuen, Dich bei mir zu sehen, aber trotzdem müssen meine persönlichen Wünsche zurücktreten, wenn Wichtiges für Dich auf dem Spiel steht. Wenn Du nicht abkommen kannst oder es unpraktisch findest, jetzt einige Tage fortzugehen, so bleibe dort und schmiede das Eisen, solange es warm ist."

Sie hatte nicht fahren wollen, denn sie sah voraus, wie sich die Tage im Elternhaus gestalten würden, aber die Tante redete ihr zu, doch zu reisen. Winkler war ja auf Urlaub, wie es hieß, nach Monte Carlo und der Riviera, er kam erst in acht Tagen zurück, große Feste standen nicht bevor und ohne Winkler hätte es ja doch keinen Zweck gehabt, daß sie dieselben mitmachte, es kostete nur unnütz Toiletten. Für die anderen Herren, die ja doch keine Absichten auf Hildegard hatten, lohnte sich ja nicht, das Geld zum Fenster hinauszuwerfen. Und noch eins bewog Frau von Warnow, Hildegard zur Reise zu drängen, sie hatte den Wunsch, endlich einmal wieder mit ihrem Gatten allein zu sein, sich einmal acht Tage um etwas anderes als nur um Hildegards Verlobung ängstigen und quälen zu müssen. So war sie dem Himmel ordentlich dankbar, daß Winklers und Hildegards Reise zusammenfielen, in acht Tagen waren sie ja beide wieder zurück und dann würde die Sache hoffentlich schnell

zu einem glücklichen Ende geführt werden. Darüber, daß Winkler sich ernsthaft für Hildegard interessierte, glaubte sie ganz beruhigt sein zu können. Als Georg sich damals bei ihrem Gatten beurlaubt meldete, hatte er diesen gebeten, ihn seiner sehr verehrten Frau Gemahlin und der Baroneß angelegentlichst empfehlen zu wollen. Das war sehr unmilitärisch, aber gerade darum nahm Frau von Warnow es als ein sehr gutes Zeichen.

So reiste Hildegard denn nach Hause, sie benutzte den Vormittagszug, und ihre Eltern nahmen sie bei ihrer Ankunft auf dem Bahnhof in Empfang. In einer kleinen Stunde wurde Fritz erwartet, so blieb man auf dem Bahnhof und ging in den Wartesaal, um dort die Ankunft abzuwarten und eine Kleinigkeit zu frühstücken, denn Hildegard war von der langen und langweiligen Fahrt auf der Sekundärbahn abgespannt und hungrig.

Der Kellner eilte ihnen entgegen und der Wirt erschien selbst, um sich nach den Wünschen der Herrschaften zu erkundigen. Der Herr Major gehörte als solcher und besonders in seiner Eigenschaft als Baron zu den Honoratioren der Stadt, er war hier sogar der einzige wirkliche Baron, es gab sonst nur noch ein paar mehr oder weniger alte „Vons" und so spielte er hier eigentlich die Hauptrolle, trotzdem jeder über seine finanzielle Lage genau unterrichtet war.

Der Major war der Typus des verabschiedeten

Offiziers, mittelgroß, kräftig, mit einem etwas roten Gesicht und einem mächtigen Schnauzbart. Seine Frau war immer noch eine sehr schöne Erscheinung und man sah es ihr auch jetzt noch an, daß sie in ihrer Jugend eine gefeierte Beauté gewesen sein mußte.

Man plauderte über harmlose, gleichgültige Sachen bis das Essen serviert war, aber Hildegard merkte nur zu deutlich, wie ungeduldig die Eltern waren, etwas über ihre bevorstehende Verlobung zu erfahren. Sie versuchte dies Gespräch zu verhindern, aber es gelang ihr nicht. Kaum hatte der Kellner serviert und den Bescheid erhalten, nicht eher wiederzukommen bis er gerufen würde, da schoben auch schon beide ihren Stuhl näher an Hildegard heran. „Nun, Kind, erzähle. Nimm uns eine große Sorge vom Herzen, wie steht es eigentlich?"

Hildegard antwortete ausweichend, was sollte sie auch sagen? Es war ja immerhin möglich, daß Georg, wenn sie beide sich näher kennen lernen würden, eines Tages um sie anhielte — das war das einzige, was sie hätte erwidern können. Aber sie las in den Gesichtern der Eltern eine so bange Furcht und doch wieder so viel Hoffnung, daß sie nicht den Mut fand, ihnen die Freude zu rauben. Und plötzlich kam ihr ein rettender Gedanke. Sie erzählte ganz kurz von Georg und sprach dann ausführlich von einem anderen sehr reichen Herrn, der ihr in der letzten Zeit rasend den Hof gemacht hatte.

„Aber Kind, davon hat mir ja die Tante gar nichts geschrieben, und sie hält mich doch sonst stets auf dem Laufenden."

Also auch das noch, dachte Hildegard. Dann sagte sie: „Ich möchte doch nicht, Mama, daß Du der Tante etwas davon schreibst, sie hat sonderbarerweise von dem Werben des anderen noch gar nichts bemerkt, und ich habe ihr auch nichts davon gesagt. Du weißt ja, wie Tante ist, sie meint es herzlich gut mit mir, vielleicht zu gut und in dem Bestreben, mir zu helfen, geht sie leicht etwas zu weit und verdirbt die Sache."

„Und wie heißt er, was ist er?" erkundigte sich die Mutter.

Hildegard wurde glühendrot. „Frag mich, bitte, nicht, ich möchte nicht darüber sprechen, ehe die Sache nicht reif ist."

„Sehr richtig, Kind," lobte der Major, „über Geschäfte soll man nicht sprechen, bevor sie nicht fest abgeschlossen sind." Und zu seiner Frau gewandt, fuhr er fort: „Dringe nicht weiter in Hildegard, wenn sie jetzt nicht sprechen will, wird sie schon ihre Gründe dafür haben." Dann gab er seiner Tochter die Hand. „Ich danke Dir, Hilde, daß Du mir zur Feier des morgigen Tages die Freude machst: zwei Freier anstatt einen. Na, endlich wird es dann wohl bestimmt etwas," und mit einem schweren Seufzer setzte er hinzu: „Aber

hohe Zeit wird es auch, Hilde, lange halte ich mich nicht mehr."

Und auch die Mutter stöhnte auf und sagte mit leiser Stimme: „Hilde, Du hast ja gar keine Ahnung, was wir für schwere Zeiten durchgemacht haben, während Du in der Residenz warst. Denke Dir nur, die Steuerbehörde wollte uns pfänden lassen, Papa hat sich Hacken und Zehe ablaufen müssen, um noch Aufschub zu bekommen."

„Ja, ja, das war ein schweres Stück Arbeit und wenn ich nicht meinen anständigen Namen in die Wagschale hätte werfen können, die Kerls hätten mir, weiß Gott, mein letztes Stück versiegelt, die Leute kennen ja kein Erbarmen."

„Wenigstens für gewöhnlich nicht," warf Hildegard ein.

„Und das mit vollem Recht," bestätigte der Major, „ohne Steuern kann der Staat nicht leben, und wenn er jedem Arbeiter oder jedem Kaufmann, der mit seinen Steuern im Rückstand wäre, dieselben bis in die Puppen stunden wollte, wohin sollte das führen? Dann wären wir bald pleite und hätten kein Geld für die Soldaten und für die Pension und für andere wichtige Sachen. Der Staat muß rücksichtslos sein. Und wenn er bei uns eine Ausnahme macht, so tut er es, weil er ganz genau weiß, daß er es tun kann, denn ein Adliger kommt seinen Verpflichtungen gegen den Staat und gegen seine Mitmenschen immer nach."

Hildegard wagte nicht zu widersprechen, sie hätte es auch nicht gekonnt, ohne den Vater Lügen strafen zu müssen.

Der Major hatte seinen Schnitt Bier ausgetrunken. „Eigentlich ein elendes Getränk am Vormittag, es macht müde und verdirbt den Appetit. Was meint Ihr, wollen wir zur Feier des Wiedersehens eine halbe Flasche Sekt trinken?"

Die Frau Major hatte eigentlich wenig Lust, sie scheute die Ausgabe, aber andererseits wußte sie, daß ein Widerspruch doch nicht viel nützen würde und vielleicht half es auch ein ganz klein wenig ihren Kredit heben, wenn der Wirt erzählte, sie hätten Champagner getrunken und denselben gleich bezahlt. So gab sie denn ihre Einwilligung. „Na, meinetwegen, aber dann, bitte, französischen."

„Na, selbstverständlich," sagte der Major, „glaubst Du denn, ich würde die frohe Nachricht, die Hilde uns bringt, mit elendem deutschen Schaumwein begießen? Nee, wenn schon, denn schon!"

Und er rief den Kellner herbei.

Hildegard lag es auf den Lippen, den Eltern zu sagen: „Spart das Geld, Ihr habt keine Veranlassung, Euch zu freuen, was ich erzählte, war nur eine fromme Lüge." Aber sie schwieg auch jetzt. Warum die Eltern betrüben? Vielleicht geschah doch noch irgendwie ein Wunder und führte alles zu einem glücklichen Ende.

„Na, bringen Sie doch nur lieber gleich eine ganze Flasche Pommery," meinte der Major, „mein Sohn kommt auch bald, der wird auch Durst haben, da lohnt es sich nicht erst, mit einer halben anzufangen."

Der Wein kam, die Gläser klangen aneinander und Hildegard sollte wieder erzählen. „Aber doch hier nicht," bat sie, „es gibt doch keinen ungemütlicheren Aufenthaltsort als einen Wartesaal, noch dazu in einer kleinen Stadt."

„Einbildung, Kind, Einbildung," belehrte sie der Vater. „Als ich damals noch junger Leutnant war und in dem elenden Nest stand, das der Satan eines Tages von der Erde vertilgen möge, da sind wir, als wir endlich Bahnstation bekamen, Tag für Tag nach dem Bahnhof gewandert und haben uns in dem erbärmlichen Wartesaal so wohl und behaglich gefühlt wie sonst nirgends. Hätten wir nicht endlich die Bahn bekommen, hätten wir nicht täglich zur Bahn gehen können, ich glaube, wir hätten das Leben auf die Dauer gar nicht ertragen, sondern wären alle geistig krank geworden. Wenn wir sonst mit unserem Dienst fertig waren, dann war unser Tagewerk erledigt, dann galt es nur noch die eine Frage zu entscheiden: wann und wie gehst du zu Bett? Früh und nüchtern oder spät und bekneipt? Jetzt hatte unser Leben einen höheren Zweck, wir mußten die Züge ankommen und abfahren sehen und wir nahmen es damit noch ge-

wissenhafter als mit unserem anderen Dienst. Und die Freude, wenn mal einer von uns in dem Zug zufällig einen Bekannten entdeckte, der mochte dann wollen oder nicht, er wurde herausgeholt aus dem Coupé und wenn es nicht anders ging, dann mit Gewalt. Und hatten wir erst einmal mit vieler List und Tücke einen Gast eingefangen, dann ließen wir ihn auch fürs erste nicht wieder los. Er wurde gewissermaßen unter militärische Aufsicht gestellt, damit er uns nicht entwische. Unser Gast hatte völlige Freiheit, er konnte tun, was er wollte, nur nach dem Bahnhof durfte er nicht. Und wenn er wirklich endlich reisen mußte, wenn er uns auf das klarste bewiesen hatte, daß er unmöglich noch länger bleiben konnte, dann mußte er sich mit einer Riesenbowle freikaufen. Hahaha! Die reinen Wegelagerer sind wir gewesen, aber du großer Gott, was sollte man machen in einem so stumpfsinnigen Nest?"

Der Major erzählte gern von dem Leben in der kleinen Garnison, in der er sich trotz allen Fluchens und Scheltens anscheinend ganz wohl befunden hatte. Wenn er von seiner jungen Leutnantszeit sprach, flocht er seinen Schilderungen mehr als einmal die Worte ein: „Kinder, wir haben da Zicken gemacht, Zicken —" Und dann kniff er seine lustigen Augen halb zu und schnalzte mit der Zunge in der Erinnerung an frohe Stunden, in denen Wein, Weib und Würfelspiel die Hauptrolle gespielt hatten. Vielleicht war ihm das Leben in der kleinen Garnison nur

deshalb so schön in der Erinnerung, weil er es gewissermaßen nur als Episode betrachten konnte. Gleich nach seiner Verlobung war er in die Residenz versetzt worden und hatte dort eine große Rolle gespielt, weil er ein liebenswürdiger Mensch und tüchtiger Offizier, seine Frau aber auf allen Festen die Königin war. Man hatte ihm eine große Karriere prophezeit, aber eines Tages war er doch bei der Besichtigung über eine niederträchtige Kritik gestolpert. Der höhnische Ton, in dem der General vor sämtlichen Offizieren seine Leistungen beurteilte, hatte sein Blut in Wallung gebracht und er hatte sich hinreißen lassen, dem General vor allen Leutnants zu sagen, daß Seine Exzellenz auch nur ein Mensch sei und sich als solcher auch irren könne, und daß er die Ansicht Seiner Exzellenz absolut nicht als maßgebend anerkenne. Das war mehr als Insubordination gewesen und der Major konnte froh sein, daß er mit der Verabschiedung davonkam und nicht noch bestraft wurde, er mußte gehen, aber wenig später wurde auch der General verabschiedet, man hatte die Art und Weise seiner Kritik auch höheren Ortes nicht ganz richtig finden können.

Wenn der Major von seiner Leutnantszeit erzählte, hörte er sobald nicht wieder auf, dann kam er vom Zehnten ins Hundertste, und wenn seine Damen seine Geschichten auch schon alle kannten, so hörten sie ihm zuliebe doch immer wieder aufmerksam zu, er hatte ja auf der ganzen Welt weiter

nichts mehr zu tun als zu erzählen, was er als Offizier an frohen und schweren Stunden durchgemacht hatte. Saß er wie jetzt beim Champagner, dann erschien ihm die ganze Vergangenheit goldig, saß er zu Hause mit seinen Geldsorgen, dann ließ er an dem ganzen Militär kein gutes Haar.

Endlich wurde der Zug gemeldet, der Fritz bringen sollte.

Der Major sah in die Flasche, sie war leer, er wandte sich an den Kellner, um eine neue zu bestellen, aber die Damen widersprachen: „Laß uns nach Hause fahren, da ist es gemütlicher, wir müssen uns auch vor Tisch noch umziehen."

Knurrend gab der Major endlich seine Zustimmung. „Na, dann zahlen!" Er griff in die Tasche. „Herrgott, nun habe ich doch vergessen, mir einen Hundertmarkschein einzustecken, ich habe, weiß Gott, nicht genug Geld bei mir."

„Aber ich bitte, das macht ja gar nichts, Herr Major," meinte der Kellner, „der Herr Major bezahlen dann eben das nächste Mal."

Hildegard wurde glühendrot, sie schämte sich für ihren Vater fast unter den Tisch, sie kannte diesen Trick nur zu genau, sie war schon unzähligemal Zeuge gewesen, wie ihr Vater den Hundertmarkschein, den er meistens überhaupt nicht besaß, vergessen hatte. Wie war es möglich gewesen, daß es ihr vorübergehend entfallen war? Nie und nimmer durfte ihr Vater das Frühstück, an dem

auch sie teilgenommen hatte, schuldig bleiben, so öffnete sie denn ihre Geldbörse. „Ich habe Kleingeld, Vater, wieviel brauchst Du?“ Und ohne seine Antwort abzuwarten, schob sie dem Kellner zwei Goldstücke hin.

„Ja, es ist auch besser so, Hilde, dann erinnere mich nur daran, daß ich Dir das Geld zu Hause gleich wiedergebe.“

Der Kellner wollte herausgeben, aber Hildegard wehrte ab: „Es ist gut so, behalten Sie den Rest nur für sich.“

Man erhob sich und ging auf den Perron. „Aber Hildegard, wie konntest Du nur so töricht sein, zu bezahlen!“ schalt der Major. „Morgen heißt es in der ganzen Stadt, Du hättest Geld mitgebracht, und zur Feier des Geburtstages wird man mich bestürmen, Rechnungen zu bezahlen. Entweder muß man alles oder nichts gleich bezahlen. Das erstere kann ich nicht, da lasse ich vorläufig alles aufschreiben, um später den ganzen Punsch mit einmal zu begleichen.“

Hildegard war über diese Auffassung ganz empört. „Und wie denkst Du darüber, Mutter?“

Die Frau Baronin zuckte die Achseln. „Lieber wäre es mir ja auch, wir könnten alles gegen bar entnehmen, aber da das nicht geht, wählen wir den andern Weg, die Leute wissen ja, daß ihnen das Geld sicher ist.“ Und Hildegard etwas beiseite ziehend, fragte sie mit halblauter Stimme: „Sag'

bitte, es läßt mir keine Ruhe, und es wundert mich, daß Papa noch nicht danach gefragt hat: was schenken Warnows denn Papa morgen zum Geburtstag?"

„Onkel hat mir einen Scheck auf die hiesige Filiale der Reichsbank über sechstausend Mark mitgegeben."

„Mehr nicht?"

„Aber Mama!"

Hildegard fand keine Worte, sie selbst war über die Güte des Onkels mehr als beschämt gewesen, sie hatte sich ausgerechnet, was er im Laufe der Jahre schon für Fritz, für ihre Eltern und für sie selbst ausgegeben hatte. Gewiß, er war ja sehr reich und gebrauchte trotz seines glänzenden Haushaltes und trotz allem, was er fortgab, nicht seine Zinsen auf, aber seine Güte hatte sie dennoch so beschämt und gerührt, daß sie sich lange geweigert hatte, das Geld anzunehmen.

Die Mutter war in Gedanken versunken neben ihrer Tochter hergegangen, während der Vater sich mit dem Stationsvorsteher darüber unterhielt, warum die Einfahrt denn noch nicht frei sei. Jetzt meinte sie: „Ich glaube, Vater wird etwas enttäuscht sein, soviel ich weiß, hat er im stillen sicher auf zehntausend Mark gerechnet. Na, sechstausend ist ja auch ein schönes Stück Geld, es darf nur niemand etwas davon erfahren, sonst wird es uns gleich fortgeholt."

Die Ankunft des Zuges machte dem Gespräch ein Ende, und gleich darauf eilte Fritz auf die Eltern und seine Schwester zu, um sie zu begrüßen. Er war im tadellosen Zivilanzug und verriet deutlich den Offizier.

„Tag, Mama, Tag, Papa, Tag, Hilde, na schön, daß wir alle vier mal wieder beisammen sind, nun wollen wir die paar Tage mal ordentlich feiern." Er sah sich nach seinem Burschen um. „Wo steckt denn der Lümmel? Weiß der Teufel, die Kerls werden mit jedem Tag dämlicher. Na, da kommt er ja."

Der Bursche, in einfacher blauer Livre, erschien, und Fritz händigte ihm seinen Gepäckschein ein. „Wenn Sie Rhinozeros glauben, daß ich Sie zu Ihrem Privatvergnügen mitgenommen habe, dann irren Sie sich. Für mich sind Sie da, begriffen? Und wenn Sie hier bummeln und nicht Ihre verdammte Pflicht und Schuldigkeit tun, dann lasse ich Sie in der Garnison ein paar Tage einsperren und ablösen. Verstanden? Und nun Galopp, das Gepäck auf den Wagen."

„Zu Befehl, Herr Leutnant!"

Der Bursche lief im Trab davon, um den Auftrag auszuführen.

Hildegard hatte bemerkt, wie der Soldat bei der hochnäsigen Art, in der sein Leutnant ihn vor den Damen und vor den anderen Reisenden anfuhr, einen roten Kopf bekam, nun sagte sie zu

ihrem Bruder: „Sei doch nicht so unfreundlich mit Deinem Burschen, auch er hat sich doch sicher auf die Reise gefreut, verdirb ihm doch seinen Urlaub nicht."

„Ob der Kerl sich amüsiert oder nicht, ist mir ganz gleichgültig," fuhr Fritz seine Schwester an, „die Hauptsache ist, daß ich meine Bequemlichkeit habe, und im übrigen möchte ich Dich höflich und dringend bitten, mir keine Vorschriften machen zu wollen, wie ich meine Leute behandeln soll. Kümmere Dich nicht um Sachen, die Dich nichts angehen. Sag mir lieber, wie stehen denn Deine Aktien des Glücks? Darf man bald gratulieren? He?"

Man hatte im Wagen Platz genommen, das Gepäck war aufgeladen, der Bursche thronte oben auf den Koffern und im kurzen Trab ging es der Villa entgegen, die der Major bewohnte.

Hildegard blieb die Antwort schuldig, Fritz wollte seine Frage wiederholen, aber da las er in dem Blick der Mutter, mit dem diese ihn bat, nicht weiter in Hildegard zu dringen, daß alles gut stände. Und erleichtert atmete er auf.

Nach kurzer Fahrt langte man zu Hause an und wenig später vereinigte man sich bei Tisch. Der Major strahlte vor Vergnügen, seine beiden Kinder um sich zu haben. Und zur Feier des heutigen Tages und zur Vorfeier des morgigen gab es natürlich die besten Weine und das beste

Essen. Auch hinterher blieb man noch lange bei der Zigarre und dem Kaffee beisammen und die beiden Geschwister mußten erzählen, die eine aus der Residenz, der andere aus seiner Provinzgarnison.

Wenn der Major seine schöne Tochter auch sehr liebte, so war Fritz dennoch sein Verzug, alles, was der tat, war gut, alles, was er sagte, war unantastbar.

Hildegard dagegen fand, daß ihr Bruder, seitdem sie ihn nicht gesehen hatte, noch unausstehlicher geworden war. Er war von einem unglaublichen Hochmutsteufel, der Typus des jungen Offiziers, der nichts hat, nichts ist und sich doch lediglich seines Rockes einbildet, ein höheres Wesen zu sein. Und geziert wie sein Benehmen war sein Äußeres: der stolz aufgebürstete Schnurrbart, der bis zum Kragen durchgezogene Scheitel, das Monokel, das er nicht einen Augenblick aus dem Auge nahm, und der übermoderne Zivilanzug. Er selbst war nicht gerade häßlich, sah sogar ganz gut aus, hatte eine schlanke, elegante Figur und ein zwar wenig geistreiches und wenig ausdrucksvolles, aber frisches, offenes Gesicht, dem allerdings ein künstlicher Zug der Blasiertheit nicht fehlte. Natürlich erzählte er nur von seinen Pferden, seinem Dienst und seinen Kameraden, und das langweilte Hildegard schließlich so, daß sie aufstand unter dem Vorwand, sich etwas ausruhen zu wollen. Auch die Mutter er-

hob sich, nachdem sie sich noch mit ihrer Tochter verabredet hatte, am Nachmittag ein paar Besuche zu machen.

Sowie Vater und Sohn allein saßen, hieß es: „Na, wie ist es, eine Flasche trinken wir wohl noch?"

„Aber selbstverständlich!"

Der Wein erschien, und für kurze Zeit blieb man noch bei dem alten Thema, dann kam man auf Hildegard.

„Das Mädel sieht wirklich immer noch famos aus," meinte Fritz, „und Ihr glaubt wirklich, daß es diesmal etwas wird?"

Der Major sah heute alles im rosigen Licht. „Sicher, ganz bestimmt. Hildegard hat sogar zwei an der Angel, einer beißt unter allen Umständen an."

Fritz stöhnte laut auf: „Gott gebe es!"

„Ja, der Himmel gebe es," pflichtete der Vater ihm bei, dann meinte er: „Nun, da wir ja die Rettung deutlich vor Augen sehen, brauchst Du ja kein Geheimnis mehr vor mir zu haben, außerdem weißt Du ja, daß ich Dir keine Schulden bezahlen kann. Das habe ich Dir ja damals gleich erklärt, als Du Offizier wurdest, da sagte ich Dir: mach Schulden soviel Du willst, aber sieh selbst zu, wie Du sie bezahlst. Nun beichte mal, wie tief steckst Du denn drin?"

Fritz wurde für einen Augenblick etwas verlegen. „Willst Du es wirklich wissen?"

„Warum nicht? Da ich nichts bezahle, kannst Du sicher sein, daß ich Dir keine Vorwürfe mache."

Fritz zündete sich eine neue Zigarre an. „Alles in allem werden es so praeter propter vierzigtausend Mark sein."

„Und wie lange bist Du jetzt Leutnant?"

„Sieben Jahr."

„Das wären also pro Jahr rund sechstausend Mark, wenig ist es gerade nicht."

Fritz zuckte die Achseln. „Was will man machen! Das Leben ist teuer und schließlich ist man doch nicht nur auf der Welt, um seinen Dienst zu tun. Mit der Zulage, die Du mir gibst, kann ich doch nicht auskommen."

„Ein anderer vielleicht — Du nicht."

„Ich glaube, auch kein anderer, wenigstens in meinem Regiment nicht, da stecken alle drin, die einen mehr, die andern weniger. Ich glaube, fünfundsiebzig Prozent aller Leutnants beichten von Zeit zu Zeit ihren Eltern und Verwandten, und dann werden, jedesmal natürlich zum allerletztenmal, ein paar tausend Mark aufgebracht und der Herr Sohn wieder flott gemacht. Na, wenn man das, was die andern jährlich an Schulden bezahlen, mit sieben multipliziert, kommt auch eine ganz hübsche Summe zusammen. Bei mir hat sich die Sache ein bißchen zusammengeläppert, weil inzwischen nie ein Groschen bezahlt wurde, und wenn man so in der Kreide sitzt wie ich, muß man natürlich höhere Zinsen

zahlen als einer, der in diesem Punkte noch eine reine Jungfrau ist. Das letzte Mal habe ich trotz aller List und Tücke von den dreitausend Mark, für die ich quer schrieb, überhaupt nur tausend bekommen."

„Na, das ist doch wenigstens etwas," lachte der Major.

Unwillkürlich stimmte auch Fritz in das Lachen mit ein, aber dann wurde er wieder ernst und fragte: „Wie steht es eigentlich mit Dir, Papa?"

Der Major rauchte wütend vor sich hin. „Frage mich nicht, mein Sohn, es geht elendiglich."

Der alte Herr sah so verzagt aus, daß Fritz aufrichtiges Mitleid empfand. „Armer Vater, na, nun wird ja bald alles besser werden."

„Gewiß, ja, aber willst Du mir glauben, daß mir im stillen, trotzdem ich doch gewiß ein freidenkender Mensch bin, der Gedanke oft gräßlich ist, später von meinem Schwiegersohn Geld annehmen zu müssen, nicht nur, um meine Schulden zu bezahlen, sondern um überhaupt leben zu können?"

Fritz machte ein ganz erstauntes Gesicht. „Das verstehe ich nicht."

„Dafür bist Du ein junger Leutnant, unverheiratet und hast für niemand auf der Welt zu sorgen als für Dich selbst. Aber sieh mich an, ich bin ein alter Mann, sechzig Jahre. Seit mehr als zehn Jahren bin ich nun verabschiedet, mit acht Jahren bin ich als Kadett eingetreten, habe also mehr als vierzig Jahre den bunten Rock getragen

und in der ganzen Zeit habe ich exerziert, Rekruten ausgebildet, auf dem Exerzierplatz, im Gelände meine Pflicht getan und drei Feldzüge mitgemacht. Und was ist das Endresultat? Daß man verabschiedet wird mit einer Pension, von der man überhaupt nicht leben kann, wenn man Frau und Kind hat. Mit viertausend Mark kalt gestellt! Ich bitte Dich, was sind heutzutage viertausend Mark? Nun soll es ja besser werden, man will die Pension erhöhen — schön, nehmen wir an, daß man uns fünfzehnhundert Mark im Jahr zulegt, mehr wird es in keinem Fall, wenn es überhaupt so viel wird, und was dann? Reichen selbst sechstausend Mark aus, um den Lebensunterhalt für eine Familie zu bestreiten? Bei ganz bescheidenen Ansprüchen in einer kleinen Stadt vielleicht. Aber ist man deshalb alt geworden, hat man deshalb seine Knochen jahrzehntelang im Frieden und in drei Feldzügen zu Markte getragen, damit man sich in seinem Alter eine Einschränkung nach der andern auferlegen muß, um überhaupt nur das Leben fristen zu können? Es gibt ein altes Wort: ‚Wer in der Jugend immer Kuchen gegessen hat, gewöhnt sich im Alter schwer an das Schwarzbrot.‘ Und wir verabschiedeten Offiziere haben in unserer Jugend doch meistens nur Kuchen gegessen. Gewiß, es gibt rühmliche Ausnahmen, die mit ihrer Zulage auskamen, die sparsam und solide waren, aber die meisten lebten doch lustig darauf los und genossen

alle Freuden, die sich ihnen boten. Welche Stellung hat man früher eingenommen, wie ist man gefeiert! Von einer Gesellschaft auf die andere, von einem Diner zum andern; man hat uns die besten Sachen vorgesetzt und mit Aufmerksamkeiten überschüttet, um unsere Gunst förmlich gebuhlt und gebettelt. Und wie bon und bene lebten wir im Kasino. Was wir haben wollten, wurde bestellt, und hatten wir kein Geld, dann blieben wir es schuldig. Und nach der fröhlichen Jugend jetzt das traurige Alter. Daß man nichts mehr zu tun hat, daß man sich endlich ausruhen kann von der langen Plackerei, ist noch nicht das schlimmste. Aber zweierlei macht unser Leben unerträglich: die Geldsorgen und die Stellung, die wir einnehmen. Was sind wir jetzt? Gar nichts. Der jüngste dumme Leutnant spielt eine viel größere Rolle als wir, wir sind erledigt, um uns kräht kein Huhn und kein Hahn, wir sind entweder lächerliche Figuren oder allenfalls Menschen, mit denen man noch Mitleid hat. Die meisten begreifen überhaupt nicht, was wir noch auf der Welt wollen. Nachdem wir Jahrzehnte hindurch unsere Pflicht getan haben, können wir uns in ein elendes Nest zurückziehen und uns dort entweder dem Tod entgegenlangweilen oder entgegendarben. Denn Du ahnst es ja gar nicht, mein Sohn, wie es in den Familien der verabschiedeten Offiziere aussieht, die hier mit uns zusammen wohnen, und in jedem Pensionopolis ist es dasselbe. Da herrscht ein

Heulen und Zähneklappern, von dem nur der Eingeweihte sich einen Begriff machen kann. Wie wenige finden später noch Gelegenheit, sich ein paar Groschen zu verdienen? Mit einem nicht ganz unbegründeten Argwohn geht man an den verabschiedeten Offizier heran, und wenn er sich um eine Stellung bewirbt, was verdient er denn schließlich groß, wenn er wirklich eine Tätigkeit als Agent oder Weinreisender bekommt? Die paar Groschen machen nur in den seltensten Fällen den Kohl fett. Es ist ein Elend, ein Hundeelend. Gieß mir ein, mein Sohn, schenk ein den Wein, den holden, wir wollen uns den grauen Tag vergolden, ja, vergolden!"

Vater und Sohn stießen zusammen an und beide leerten ihr Glas auf einen Zug, dann meinte Fritz: „Du magst ja recht haben, Vater, mit dem, was Du sagst, aber wie soll es geändert werden? Es war nun einmal immer so und es wird auch wohl immer so bleiben."

„Gewiß, wenigstens solange der Offizier in der Gesellschaft dieselbe Rolle spielt wie heute."

Erstaunt blickte Fritz auf. „Wünschest Du als alter Offizier etwa, daß es anders wird?"

„In mancher Weise ja. Verstehe mich recht, nichts liegt mir ferner, als zu wünschen, daß der Offiziersstand jemals in seinem Ansehen sinken möge, er soll und muß nach meiner Auffassung in der öffentlichen Meinung das bleiben, was er heute

ist: erstklassige Menschen. Das ist nötig, wenn wir unser Heer auf der Höhe erhalten wollen, auf der es sich auch heute noch befindet, obgleich lange nicht mehr alles so ist, wie es sein sollte, wie es sein müßte und wie es sein könnte: die ewigen Besichtigungen, die Angst vor der Verabschiedung, der Kampf um die eigene Existenz lassen keine ruhige, kriegsgemäße Ausbildung unserer Truppen mehr zu. Doch das gehört auf ein anderes Brett." Er wandte sich an seinen Sohn: „Schenk mir noch einmal ein, mein Sohn, das lange und viele Reden macht mich durstig, aber herunter muß es einmal, was ich auf dem Herzen habe." Abermals leerte er sein Spitzglas auf einen Zug, dann fuhr er fort: „Also, mein Sohn, die erstklassigen Menschen sollen auch fortan die Kaste Eins sein, aber dazu muß sie mehr unter sich bleiben, als sie es heute tut. Man spricht beständig von dem Kastengeist der Offiziere und bei feierlichen Gelegenheiten wird er auch hervorgekehrt, wenn es sich darum handelt, unwillkommene Elemente dem Offizierkorps fernzuhalten, oder wenn jemand mit seinem Säbel einen Zivilisten über den Haufen sticht, oder wenn ein Offizier einen Kameraden oder irgend einen anderen im Duell niederschießt. Wenn sich dann das Geschrei der anderen Klassen erhebt, dann heißt es: ‚Bitte, wir sind Kaste Eins! Wir haben unsere Ehre für uns, ihr könnt uns nicht verstehen, unsere Gedanken sind nicht eure Gedanken und eure Gedanken sind, Gott

sei Dank, nicht die unserigen.' Aber wie steht es sonst mit der Kaste Eins? Hat sie ihre besonderen Anschauungen, ihre besonderen Eigentümlichkeiten, ihre besonderen Ehrbegriffe, dann soll sie nach außen hin nicht nur als Kaste Eins erscheinen, dann muß sie es auch sein. Dann soll und muß sie des Wortes unseres Kaisers eingedenk sein: ‚Der beste Umgang für den Offizier ist und bleibt der Offizier.' Aber gerade gegen dieses Wort verstoßt Ihr, und damit komme ich auf das, was ich sagen wollte. Sieh Dir heutzutage den Umgang der Offiziere an, nicht etwa, als ob sie sich in schlechter Gesellschaft bewegten, das nicht, aber sie haben viel zu viel Verkehr, man reißt sich um die Leutnants, jeder, der ein Haus macht, will die Offiziere bei sich sehen, und was tut Ihr? Ihr nehmt jede Einladung an, wenn nicht gerade gegen den Wirt etwas vorliegt, das einen Verkehr in seinem Hause zur absoluten Unmöglichkeit macht, und das trifft doch nur in den seltensten Fällen zu. Wo immer ein Diner, ein Souper, irgend ein Fest winkt, wo es gut zu essen und zu trinken gibt, die Herren Offiziere sind dabei, und nur um gut zu essen und zu trinken besuchen sie Leute, mit denen sie sich ganz sicher nicht an denselben Tisch setzen würden, wenn sie nicht reich wären. Auch in den Augen der Offiziere adelt heutzutage das Geld, und das ist traurig. Der stolze Ehrbegriff, den die Kaste Eins haben müßte, sollte gar nicht danach urteilen, ob Herr X

reich oder arm, sondern lediglich, ob er ein Ehrenmann ist. Ich habe es oft genug beobachtet, wie selbst alte Offiziere sich dem Geldsack beugen, wie sie um die Gunst der reichen Leute buhlen, wie sie sich alle Mühe geben, sofort in ein Haus eingeführt zu werden, in dem ein gutes Diner oder eine reiche Tochter winkt. Dadurch, daß der Offizier aber so handelt, setzt er sich in den Augen der anderen Menschen selbst herab und setzt sich der Verachtung und dem Gespött vernünftig denkender Leute aus."

„Aber Vater," warf der Sohn ein.

„Laß mich erst zu Ende sprechen. Wenn Du gerecht bist, mußt Du mir bis hierher zustimmen. Der Hauptgrund aber, weshalb ich die gesellschaftliche Stellung der Offiziere ändern möchte, ist der, daß die Zustände, wie sie heute herrschen, dem Offizier jede Dienstfreudigkeit nehmen und ihn in eine ganz falsche Lebensweise drängen. Wenn er Abend für Abend auf einen Ball geht, kann er am nächsten Tag nicht frisch im Dienst sein, und wenn er täglich bei andern Leuten Sekt und Austern schlemmt, lebt er im Kasino und zu Hause auch nicht so sparsam, nicht so einfach, wie er es müßte, um mit seinen Geldern auszukommen und keine Schulden zu machen, um auch in dieser Hinsicht den andern als leuchtendes Vorbild, als eine wirkliche Kaste Eins zu dienen. Nicht den Leutnants gebe ich allein die Schuld an ihrem Leben, auch

nicht einmal so sehr der Gesellschaft, sondern in erster Linie den Vorgesetzten. Die haben nach meiner Ansicht die Pflicht, ihren Offizieren einen solchen übertriebenen Verkehr zu verbieten. Mit bloßen Ermahnungen, nicht über die Verhältnisse zu leben, ist es nicht getan, und allzuviel Nutzen hat es auch nicht, daß den Offizieren von Zeit zu Zeit die Allerhöchste Kabinettsorder vorgelesen wird: ‚Je mehr Luxus und Wohlleben um sich greifen, desto mehr ziemt es sich für den Offizier, durch einen sparsamen, gesitteten Lebenswandel den andern ein leuchtendes Vorbild zu geben.' So ähnlich lauten ja wohl die Worte. Sie mögen dazu beitragen, daß der Offizier im Kasino sparsam ist, aber das Kasinoleben hat wohl nur in den seltensten Fällen dazu die Veranlassung gegeben, daß jemand um die Ecke ging. Die Gesellschaften sind es, die den Leutnant auf dem Gewissen haben, die ihm den Größenwahnsinn, fast hätte ich gesagt, das Gefühl des Gottbegnadetseins, einimpfen, die ihm das Gift einträufeln: ‚du bist ein ganz besonderes Wesen' die ihn vor allen Dingen auch dahin treiben, Schulden zu machen und darauf loszuleben, um es den Reichen gleich zu tun. Sei erst selbst mal ein alter verabschiedeter Mann wie ich, ohne Geld und ohne Stellung, dann wirst Du das einsehen und begreifen, wie die Gesellschaft sich an Dir versündigte, indem sie Dich derartig verzog. Ach, und daß man so dumm ist, als junger Leutnant zu glauben, die

Einladungen gälten der eigenen Persönlichkeit, und sie gelten doch nur dem bunten Rock."

„Doch wohl nicht immer."

„Bei den Leutnants immer, ich möchte meinen Kopf darauf wetten. Es ist Dir wohl bekannt, daß der verstorbene Kaiser Friedrich schon eine Kabinettsorder unterzeichnet hatte, nach der seine Offiziere nur im Dienst in Uniform, sonst stets in Zivil zu erscheinen hätten. Ich will mir kein Urteil anmaßen über diese Allerhöchste Verfügung, die ja nicht in Kraft trat, aber wenn sie in Kraft getreten wäre, eins weiß ich: sie hätte den Leutnants mit einem Schlage ihre gesellschaftliche Stellung geraubt. Die kleinen Mädchen wären enttäuscht gewesen und man hätte die Krefelder Husaren nicht mit solcher Sehnsucht begehrt. Aber nach dem, was ich Dir sagte, wirst Du mir glauben, daß die Einführung dieser Kabinettsorder für die Offiziere auch in vieler Hinsicht ihr sehr Gutes gehabt hätte."

Erstaunt hatte Fritz seinem Vater zugehört, jetzt sagte er: „Aber wie denkst Du Dir denn sonst unser Leben? Ohne Verkehr, ohne Gesellschaft können wir doch nicht existieren, da versauern und verdummen wir ja."

„Fällt Euch gar nicht ein," lachte der alte Major. „Hand aufs Herz, mein Junge, was sprecht Ihr denn groß auf den Gesellschaften? Ihr sprecht, das ist eben alles, Ihr raspelt Süßholz und erzählt Euch Klatsch. Hast Du schon irgend ein Fest mit-

gemacht, auf dem Ihr über ein ernstes Thema spracht? Das könnt Ihr ja auch gar nicht, dazu seid Ihr ja auch viel zu dumm! Nimm mir das harte Wort nicht übel, aber ich habe recht. Und wer kann Euch aus Eurer Dummheit einen Vorwurf machen? Der größte Prozentsatz der Offiziere besteht aus Kadetten, na, und was lernt Ihr denn viel im Korps? Turnen, Reiten und Zeichnen, Manieren und Anstand, aber was sonst noch? Was Euch an Wissenschaften beigebracht wird, ist nicht der Rede wert, aber für die Leutnantstätigkeit langt es ja. Ich bin ja selbst im Korps gewesen und kann Dir nur sagen, daß ich mir in meinem Leben oft gräßlich dumm vorgekommen bin, dumm insofern, als ich einsah, wieviel ich von dem, was man als gebildeter Mensch eigentlich wissen muß, nicht wußte. Daß ein junger Leutnant sich heutzutage selbst weiter bildet, kommt nur in allerseltensten Fällen vor. Wenn er überhaupt arbeitet, simpelt er Fachwissenschaften, sonst ist er froh, wenn er seinen Dienst hinter sich hat, wenn er sich ausruhen oder sich den Magen voll Alkohol pumpen kann. Na, und die letzte Beschäftigung ist wahrhaftig noch nicht die schlechteste, schenk mal ein, mein Jung'!"

Und wieder klangen die Gläser aneinander.

„Wovon sprachen wir denn eigentlich?" fragte der Major. „Ach so, ja richtig, Eure geistige Bildung ist nicht eine derartige, daß Ihr Euch unbedingt nach Festen und Gesellschaften zu sehnen

braucht, im Gegenteil, wäret Ihr klüger, als Ihr es seid, so würdet Ihr einsehen, wie gräßlich langweilig es ist, heute bei Müller und morgen bei Schulze zu essen und mit den jungen Damen herumzuhüpfen. Die Unterhaltung könnt Ihr sehr gut entbehren, aber nicht die kleinen Mädchen und das gute Leben."

„Aber was willst Du denn, Vater, ich verstehe Dich wirklich nicht. Fast jede Woche kannst Du in den Zeitungen von irgend einem Skandal lesen, der sich in einer kleinen Garnison abgespielt hat. Entweder haben sich da zwei betrunkene Leutnants gegenseitig geohrfeigt, oder sie haben sich gegenseitig ihre Frauen verführt, oder sonst irgend einen Beitrag zur Chronique scandaleuse geliefert. Und als Entschuldigung heißt es dann immer wieder mit vollem Recht: ‚Die Leute haben dort ja weiter nichts als die Kneipe, die verroht die Sitten; hätten sie Gesellschaften wie die Kameraden in den großen Städten, dann würden solche Geschichten gar nicht vorkommen.' Wir würden einfach verkommen, wenn wir keine Gesellschaften mehr hätten, und Du willst sie uns nehmen?"

„Ich denke ja gar nicht daran, ich will sie nur ändern, einfacher gestalten, von Grund auf reorganisieren. Wenn sich heutzutage zwei Leutnants des Morgens beim Dienst treffen und wenn der eine dann dem andern erzählt, daß er gestern bei dem Herrn Geheimrat eingeladen war, dann fragt

der andere mit tödlicher Sicherheit zuerst: ‚Gab's was Anständiges zu essen?' Und der erste Kamerad, der sonst stolz darauf ist, wegen allgemeiner Geistesschwäche nichts auswendig lernen zu können, schnurrt das ganze lange Menü mit allen Weinsorten herunter. Wenn ein alter Stabsoffizier das tut, der die guten Weine zu würdigen weiß, so lasse ich mir das gefallen, der Mann hat ein Recht dazu, ja, er hat sogar die heilige Verpflichtung, das, was der liebe Herrgott an schönen Weinen wachsen läßt, dankbarst anzuerkennen. Aber wenn ein Leutnant von zwanzig Jahren das tut, dann ist es nichts als die Sucht, zu prahlen. Die Leute haben in ihren jungen Jahren keine Ahnung von dem, was ihnen vorgesetzt wird, sie können ja auch noch nichts davon verstehen, aber sie werden mit Gewalt zu Gourmands und Feinschmeckern erzogen. Wenn ein paar Leutnants irgendwo zu Tisch geladen sind, dann ringt die Hausfrau die Hände: ‚Dies können wir nicht geben und das nicht, es ist nicht gut genug. Und wenn wir den Herren nichts Gutes zu essen geben, dann kommen sie nicht wieder, sie sind nun mal so verwöhnt.' Nun besteht ja im allgemeinen die Sitte, die Hauptleute und Stabsoffiziere zu Diners, die Leutnants aber nur zum Ball einzuladen, aber ist das Souper auf einem Ball etwas anderes als ein zu später Abendstunde serviertes Diner? Da gibt es Kaviar, Hummer und Gänseleberpastete, was weiß ich alles, und eine

Flasche Sekt folgt der andern. Und das ist die Dummheit, nein, nicht die Dummheit, sondern das Unrecht, das die Gesellschaft den jungen Offizieren tut, damit werdet Ihr so verwöhnt, daß es bei Euch zur felsenfesten Überzeugung wird: es geht nicht anders, leben heißt Wohlleben; Ihr seht es ja überall in jedem Haus, da darf man sich gar nicht wundern, daß Ihr falsche Begriffe bekommt."

„Und wie willst Du denn die Geselligkeit ändern?"

„Dadurch, daß es sich in Zukunft nicht nur um Essen und Trinken handelt, sondern daß die Leutnants auf den Festen wirklich Geselligkeit finden, nicht nur ein großes Souper. Vor allen Dingen aber soll der junge Leutnant in Zukunft wie ein Mensch, nicht wie ein Halbgott behandelt werden, er soll ganz genau wissen, daß man seinetwegen keine Umstände und keine Unkosten macht, es soll ihm zum Verständnis gebracht werden, daß er weiter nichts ist als ein junger Mensch aus anständiger Familie. Man soll ihm nicht mit Weihrauch die Sinne umnebeln, man soll höflich und freundlich zu ihm sein, wie zu jedem andern Gast, aber man soll ihn nicht bevorzugen. Wenn die Gesellschaft sich dazu endlich entschließt, dann wird der Leutnant wieder das werden, was er sein sollte und was er heute leider nicht mehr ist. Dann wird sein Größenwahnsinn schwinden, dann wird er wieder mit Lust und Liebe seinen Dienst tun, dann wird er wieder

einfach und sparsam leben, dann wird er sich nicht mehr schämen, offen und ehrlich einzugestehen: dies oder jenes erlauben mir meine Mittel nicht; dann wird er keine Schulden mehr machen, nicht mehr spielen, und die Zahl derer, die wegen leichtsinnigen Lebens um die Ecke gehen, wird schnell abnehmen. Und wenn er dann später einmal den Rock auszieht, dann wird er sich nicht mehr wie die jetzige verabschiedete Generation zurücksehnen nach den Fleischtöpfen Ägyptens, dann wird er mit seiner Pension auszukommen wissen, und dann, wenn man ihn während seiner Dienstzeit nicht beständig wie ein zweites goldenes Kalb umtanzte, wird er es auch später ertragen, als a. D. keine Rolle mehr zu spielen. Und noch eins: ist ihm, solange er Offizier war, klargemacht worden, daß er nichts Besseres ist als die anderen Menschen, dann wird er sich, wenn er verabschiedet ist, nicht schämen und nicht scheuen, zu arbeiten und zu lernen, seine fehlenden Kenntnisse zu ergänzen, um wirklich eine Anstellung zu bekommen, die es ihm ermöglicht, für sich und für die Seinen zu sorgen. Dann wird er es für anständiger halten, von dem ehrlich erworbenen Gelde zu leben, als nur vom Pump und Schuldenmachen."

Fritz sah seinen Vater ganz erstaunt an. „Aber wie kommst gerade Du zu diesen Ansichten?"

„Wie ich dazu komme? Gehabt habe ich sie immer, wenn ich auch vielleicht nicht immer danach

lebte. Du weißt, wie ich in der Tinte sitze, da ist es doch ganz natürlich, daß ich mich oft frage, wer und was ist daran schuld? Ich habe lange und viel darüber nachgedacht und immer bin ich zu der Überzeugung gekommen: nur die Gesellschaft, die auch uns verhätschelte, wie sie es jetzt mit Euch tut, und die jeden achtlos beiseite wirft, sobald er nicht mehr in der schillernden Uniform erscheint. Die Gesellschaft meint es gut, aber ohne es zu wollen, sündigt sie an den Leutnants viel mehr, als sie verantworten kann, und in dem Sinne hat Majestät vollkommen recht mit den vorhin zitierten Worten: ‚Der beste Umgang für den Offizier ist der Offizier'. Soviel weiß ich, hätte ich es zum Oberst und Regimentskommandeur gebracht, ich hätte meinen Offizieren gesagt: ‚Meine Herren, es hört nun auf, daß Sie überall hinlaufen, wo eine Bratenschüssel schön riecht, ich werde Ihnen die Familien nennen, in denen Sie verkehren sollen.' Und dann hätte ich mir nur solche ausgesucht, in denen meine Herren in erster Linie wirklich netten, familiären Umgang und erst in zweiter Linie ein ganz einfaches Abendessen bekommen hätten, und Du kannst mir glauben, mein Sohn, zuerst hätten mich meine Offiziere verflucht und verwünscht, aber später hätten sie es mir doch gedankt. Wie sagte doch Bismarck damals: ‚Alles können die anderen Nationen uns nachmachen, nur nicht den preußischen Leutnant.' Damals hatte der alte Herr vollständig recht, ob aber auch noch heute?"

„Erlaube mal, Vater!"

„Sei Du nur ganz still, mein Sohn," lachte der alte Major, „Du bist mein Liebling und mein Verzug. Aber willst Du etwa behaupten, daß Du der Inbegriff des preußischen Leutnants bist, den Bismack lobte?"

„Na, das nun gerade nicht," meinte Fritz ausweichend, „aber —"

„Laß nur gut sein, verteidige Dich nicht weiter. Es ist auch die höchste Zeit, daß wir endlich aufhören zu plaudern, ich muß meinen Nachmittagsschlummer machen. Um sechs Uhr gehe ich zum Dämmerschoppen, Du begleitest mich doch?"

„Aber selbstverständlich, Papa."

„Na, denn auf Wiedersehen." Und der alte Herr zog sich in sein Zimmer zurück.

Erst beim Abendessen vereinigte sich die Familie wieder und die beiden Herren hatten lange auf sich warten lassen. Länger als sonst hatte man am Stammtisch gesessen. Es waren lauter verabschiedete Offiziere, die dort verkehrten und Tag und Tag über ihre Verabschiedung und über das Avancement der aktiven Kameraden, die nach ihrer felsenfesten Überzeugung viel mehr als sie selbst in die Wurst gehörten, schimpften und räsonnierten. Das Erscheinen von Fritz hatte in dem kleinen Kreis Sensation hervorgerufen, man hatte sich aufrichtig gefreut, wieder einmal einen aktiven Leutnant, wenn auch nur in Zivil, am Tisch zu sehen, man war

plötzlich der Ansicht gewesen, daß der übliche saure Mosel heute kein standesgemäßes Getränk sei. So hatte man sich denn einen besseren Tropfen kommen lassen und sich dabei festgeplaudert. Jetzt saßen die Herren ziemlich schweigsam beim Abendbrot, die Mutter erzählte von den Besuchen, die sie mit Hildegard gemacht, und da sie glaubte, daß ihr Mann in der feuchtfröhlichen Stimmung, in der er sich befand, jetzt am leichtesten die Enttäuschung hinnehmen würde, daß Warnow ihm nur sechstausend Mark geschenkt habe, erzählte sie ihm davon und berichtete auch, daß sie den Scheck auf der Bank eingelöst habe.

„Na, viel ist es ja nicht, aber immerhin doch etwas," meinte der Major, „dann gib das Geld nur her."

Aber seine Frau widersprach. „Laß es mir bis morgen, da wollen wir in Ruhe besprechen, was wir davon bezahlen wollen."

„Bezahlen ist gut," meinte Fritz, „wenn Ihr endlich mal ein paar Groschen in der Tasche habt, werdet Ihr doch nicht so töricht sein, es gleich wieder wegzugeben. Wenn Ihr einen Menschen bezahlt, dann kommen sie gleich alle und rennen Euch morgen, zur Feier von Papas Geburtstag, das Haus ein. Wer ist denn überhaupt so dumm, Schulden zu bezahlen?"

Der Major stimmte ihm bei. „Fritz hat recht, Fritz ist überhaupt ein sehr verständiger Mensch.

Hat die Bande so lange auf ihr Geld gewartet, dann kann sie auch noch die paar Wochen länger warten, bis Hilde verlobt ist. Na, prosit Hilde."

Auch Fritz erhob sein Glas. „Dein Zukünftiger soll leben, wie heißt er doch noch — na, das ist ja auch egal, die Hauptsache ist, daß er Geld hat."

Aber Hildegard ließ ihr Glas stehen, am liebsten hätte sie sich vom Tisch erhoben, sie konnte diese Art und Weise, wie man über sie sprach, nicht ertragen und sie mußte an sich halten, um nicht in Tränen auszubrechen. Wenn Georg wüßte, wie man hier auf sein Wohl trank, wie man nur an sein Geld, gar nicht an seine Persönlichkeit dachte.

„Na, wenn Du nicht mittrinken willst, laß es bleiben," meinte Fritz und leerte sein Glas.

Der Major kam wieder auf das Geld zurück. „Weißt Du, Frau, von den Dukaten könnten wir eigentlich eine schöne Reise machen, wir sind die letzten drei Jahre gar nicht aus diesem elenden Nest herausgekommen. Zweitausend Mark lassen wir hier, damit wir noch etwas haben, wenn wir zurückkommen, und die übrigen vier braunen Scheine nehmen wir mit und gehen auf ein paar Wochen nach Italien."

Seine Frau hatte zu diesem Plan große Lust, trotzdem sagte sie: „Später, Mann, wenn Hilde verlobt ist. Denk doch daran, daß ihre Verlobung jetzt jeden Tag erfolgen kann, dann müssen wir doch

hier sein, um den teuren Bräutigam gleich in unsere Arme zu schließen."

„Machen wir," sagte der Major. „Schließen wir. Er soll sich wundern, wie fest wir ihn halten, was, Fritz?" Und zu seiner Frau gewandt, fuhr er fort: „Denke Dir nur, Mutter, der Fritz, der Lümmel, hat, weiß Gott, vierzigtausend Mark Schulden." Und er wollte sich über seinen Sohn totlachen.

Entsetzt schlug die Mutter die Hände zusammen. „Aber Fritz, wie ist das nur möglich!"

Und auch Hildegard fuhr erschrocken auf. „Wo bleibst Du denn nur mit dem Geld, das Du von zu Hause und vom Onkel bekommst?"

„Frage die Sterne, die alles wissen," wollte er singen, aber er konnte im Augenblick die Melodie nicht finden, so gab er nur ein paar unartikulierte Töne von sich.

Die Mutter konnte sich immer noch nicht beruhigen. „Aber das ist ja schrecklich. Wir wollen ja hoffen, daß Hildegards Verlobter später auch Deine Schulden mitbezahlt, aber wenn er es nun nicht tut, was dann?"

„Dann schieße ich mich tot. Aber er wird schon berappen, das laß nur meine Sorge sein."

„Wärst Du doch etwas anderes geworden als Offizier," jammerte die Mutter. „Für den, der kein Geld hat, ist es mehr als Wahnsinn, Leutnant zu werden."

„Ist es auch," stimmte Fritz ihr bei, „aber was hilft das Jammern, nun ist es zu spät, das hättet Ihr Euch damals überlegen sollen, als Ihr mich ins Korps stecktet. Ich bin damals ja nicht gefragt worden."

„So ist es recht, nun macht der Schlingel uns auch noch Vorwürfe," lachte der Major.

„Fällt mir gar nicht ein, Vater. Ich fühle mich ja als Leutnant soweit ganz wohl und glücklich, ich wüßte auch nicht, was ich sonst wohl hätte werden sollen. Aber sieh mal, das mit dem Leutnantsein hat doch auch seinen Haken. Aus den Geldsorgen kommt man nicht heraus und dann die ständige Furcht, viel früher, als man es erwartet, den Abschied zu bekommen. Scheußliches Gefühl. Ich verstehe eigentlich gar nicht, wie die Väter ihre Söhne Offiziere werden lassen können? Wenigstens verstehe ich nicht, warum gerade die verabschiedeten Offiziere ihre Söhne immer wieder in den bunten Rock hineinstecken? Die alten Herren, Du, Vater, an der Spitze, auch alle, die ich heute am Stammtisch sah, klagen über das Unrecht, das ihnen durch eine frühe Pensionierung geschehen ist, sie jammern darüber, daß das Heer nicht mehr so ist, wie es früher war, sie stöhnen über die geringe Pension, auf die sie angewiesen sind, sie klagen über die körperlichen Leiden, die sie sich in den langen Kriegsjahren zugezogen haben, sie fluchen über die Zulage, die sie ihrem Jungen geben müssen, sie wissen

ganz genau, daß er damit nicht auskommen kann, daß er Schulden machen muß, sie wissen, daß ihr Herr Filius es im besten Falle bis zum Stabsoffizier bringt und dann bis zu seinem Tod dasselbe elende, verbitterte Leben führt wie sie selbst. Ach, sie wissen noch viel mehr, wie ein Unglücksfall im Dienst, ein leichtsinniger Abend, ein toller Streich dem Jungen den Kragen kosten kann, und obgleich sie das alles wissen, lassen sie ihn doch Offizier werden. Und wenn der Junge dann eines Tages zusammenbricht und den Rock ausziehen muß, dann wird gestöhnt und gejammert und schuld allein hat natürlich nur der Herr Sohn."

„So arg wie Du treiben es auch wohl nicht alle," meinte der Major.

„Da hast Du sicher recht, aber ich spreche ja nicht von mir, sondern nur im allgemeinen. Gerade in meinem Regiment sind wir fast nur Söhne verabschiedeter Offiziere und oft genug höre ich, wie der eine oder der andere jammert: ‚Warum hat mein Vater mich nicht etwas anderes werden lassen, da er sich doch sagen mußte, daß ich mit der geringen Zulage einfach nicht auskommen kann.' Ja, warum stecken gerade die alten Offiziere trotz aller Gründe, die dagegen sprechen, die Jungen immer wieder ins Korps hinein? Nur weil es dort billig ist, weil es ihnen so famos bequem gemacht wird, die Bengels erziehen zu lassen. Glaubst Du, daß die alten Herren es auch in Zukunft ebenso wie

jetzt selbstverständlich fänden, daß ihre Söhne wieder Leutnants würden, wenn sie später im Jahr anstatt achtzig Mark vielleicht vier- oder fünfhundert für jeden im Korps bezahlen und außerdem noch die Kosten für die Kleidung aufbringen müßten? Die dächten dann gar nicht mehr daran. Aber jetzt heißt es einfach, laß die Jungens nur erst einmal billig groß geworden sein, das andere findet sich später. Da rechnet und hofft man im stillen auf einen alten Onkel oder irgend eine alte Tante, und wenn die beiden dann später streiken oder eines Tages aus der Welt gehen, dann sitzt der Leutnant da und muß Schulden machen, oder man verlangt von ihm, daß er von der Luft leben soll. Man spricht immer von den leichtsinnigen Leutnants, man sollte lieber von den leichtsinnigen Eltern sprechen, die ihre Söhne, lediglich um die Erziehungskosten zu sparen, gerade den Beruf wählen lassen, in dem es unmöglich ist, Geld zu verdienen und in dem die Versuchung, Geld auszugeben, die denkbar größte ist."

„Sehr schön gesagt," meinte der Vater, „aber wenn der alte Offizier nun kein Geld hat, seinen Sohn studieren zu lassen, wie es doch bei mir der Fall ist, was soll dann werden?"

„Fritz hätte doch Kaufmann werden können," meinte Hildegard, „wer kein Vermögen hat, soll doch einen Beruf ergreifen, in dem er sich etwas verdienen kann."

„In der Theorie sehr schön und sehr wahr," entgegnete Fritz, „und wenn viele Väter so weise dächten wie Du, schöne Schwester, sähe es besser aus mit unserem Offizierkorps, dann müßten die erstklassigen Menschen, die Kaste Eins, wie Vater uns vorhin nannte, nicht herumgehen und betteln und pumpen und borgen und im Spiel ihr Glück versuchen, um sich so lange über Wasser zu halten, bis man entweder eine reiche Frau gefunden hat, oder bis man eines Tages um die Ecke geht."

Der Major hatte seinem Sohn aufmerksam zugehört, jetzt sagte er: „Ich wundere mich, daß gerade Du als Sohn eines alten Offiziers so sprichst. Wer soll nach Deiner Theorie dann den Offiziersersatz stellen, wenn nicht gerade wir?"

„In erster Linie nur diejenigen Eltern, die die finanziellen Mittel haben, um die Zukunft ihrer Söhne sicherzustellen, und Offizier soll nur derjenige werden, der da wirklich Lust und Liebe zu seinem Beruf hat und ihm unter Umständen Opfer und Entbehrung zu bringen gewillt ist. Aber Du kannst von einem Knirps, der mit acht Jahren ins Korps gesteckt wird, nicht verlangen, daß er wirklich weiß, ob er Lust zum Soldatenstand hat. Man soll seinen Beruf wählen, wenn man so alt ist, daß man ihn einigermaßen selbständig beurteilen kann, aber man soll seinen Jungen nicht aus Sparsamkeitsrücksichten oder aus Gott weiß welchen anderen Gründen in das Kadettenkorps stecken und dann

hinterher von ihm verlangen, daß er ein Muster an Solidität und Pflichteifer ist. Soviel weiß ich, wenn ich etwas zu sagen hätte, ich schaffte das Kadettenkorps ab."

„Hoho!" fuhr der Major auf, „nun wird es immer schöner."

„Soll es auch werden," fuhr Fritz fort, „Du hast mir ja vorhin selbst auseinandergesetzt, daß wir im Korps nicht allzuviel lernen. Aber davon ganz abgesehen, hat es noch einen großen Fehler: wir kommen zu früh in die Armee, wir werden zu jung Offiziere, Leutnants von achtzehn, neunzehn Jahren sind keine Seltenheit, und haben dann plötzlich eine Stellung, wie kein anderer in diesem Alter. Wir bekommen zu früh Geld in die Hand, ohne je gelernt zu haben, mit Geld umzugehen. Denke an das Leben im Korps, wie wird man da bewacht und behütet! Falls man kein Selektaner ist, darf man nicht rauchen und kein Bier trinken, nicht ausgehen, ohne eingeladen zu sein, man muß sich bescheinigen lassen, wie lange man bei den Verwandten war —"

„Das ist doch aber auch sehr gut," meinte Hildegard.

„Kann sein, kann aber auch nicht sein. Der Übergang zu dem späteren Leben ist ein zu plötzlicher, zu schneller. Schon vierundzwanzig Stunden, nachdem man aus dem Korps heraus ist, ist man Fähnrich und hat mit einem Male die volle Freiheit, die einem früher gewaltsam vorenthalten wurde.

Man kann essen und trinken, was man will, man kann rauchen, man kann ausgehen, kurz und gut, man kann alle Freuden des Lebens plötzlich in vollen Zügen genießen. Und da schlägt man nur zu leicht über die Stränge und macht in dem glücklichen Bewußtsein, der bisherigen strengen Zucht glücklich entronnen zu sein, in seinem Übermut nichts wie Dummheiten. Und wer will das schließlich einem Fähnrich verdenken? Und hat man sich als junger Fähnrich das Bummeln angewöhnt, so setzt man es als junger Leutnant fort, und nur die wenigsten haben nachher die Energie, sich zu ändern. Wir haben neulich mal in der Rangliste nachgesehen, wie viele von unseren gleichalterigen Kameraden aus dem Korps noch in der Armee sind, und wir haben, weiß Gott, einen Schrecken bekommen, wie viele schon um die Ecke gingen. Und daran ist nur die Erziehung im Korps schuld, sie ganz allein. Mit neunzehn Jahren Offizier, mit dreiundzwanzig Jahren schon verabschiedet, das kommt viel öfter vor, als man glaubt, und das beweist, daß die Kadetten im Korps nicht mal das einzige lernen, was sie wirklich lernen müßten: sich selbst zu beherrschen und später als Offizier so zu leben, wie es sich gehört. Es wird im Korps viel zu viel Wert auf den Drill, auf das Exerzieren, auf die Arbeitsstunde und auf andere Sachen gelegt und nicht genügend auf die Erziehung der jungen Charaktere. Es ist eine Massenausbildung und keine

Erziehung des einzelnen, des Individuums. Und nie und nimmer kann das Korps das Elternhaus ersetzen, und was das Kind dort sieht und hört und unwillkürlich lernt, ist doch tausendmal besser als alles, was ihm gewaltsam im Korps beigebracht wird."

„Aber wie soll es anders werden?" fragte der Major, den das Gespräch lebhaft interessierte, während die Damen aufgestanden waren und sich mit ihrer Handarbeit an den Nebentisch gesetzt hatten.

„Das weiß ich nicht," meinte Fritz, „ein Mittel gäbe es vielleicht. Das Korps muß, wie gesagt, abgeschafft werden, und jeder Offizier müßte, wie es auch früher bei der Marine war, das Abiturientenexamen besitzen. Es könnte ja eine Altersgrenze festgesetzt werden, meinetwegen das zwanzigste Jahr, dann wäre man mit zweiundzwanzig Leutnant, das wäre früh genug, wenn man sich endlich dazu entschließen könnte, nicht mehr fortwährend mit dem Alter eines jeden zu rechnen. Die Altersgrenzen müßten aufhören. Heute heißt es, wer nicht bis zu dem und dem Alter die und die Charge erreicht hat, hat keine Aussicht, Karriere zu machen. Wozu muß die Armee denn mit aller Gewalt jung erhalten werden? Wozu denn diese gewaltsame Verjüngung, die jährlich Hunderte und Hunderte um Amt und Stellung bringt, die der Armee immer neue Elemente, neue Vorgesetzte, neue Ansichten zuführt und

die Ausbildung der Truppe wahrlich nicht erleichtert? Wer mit zweiundzwanzig Jahren Leutnant ist, kann mit fünfunddreißig Hauptmann, mit vierundvierzig Major, mit achtundvierzig Regimentskommandeur sein. Ist das nicht immer noch früh genug? Und wenn er ganz Besonderes leistet, wird er so wie so ja schneller befördert werden."

„Und wie würde es dann mit der Felddienstfähigkeit aussehen?"

„Das müßtest Du eigentlich besser beantworten können als ich, Du bist ja als Ganz-Invalide in Pension geschickt, aber sag selbst, wärest Du trotz Deiner Invalidität bei Deiner Verabschiedung nicht noch frisch und jung genug gewesen, um ins Feld zu ziehen?"

„Na und ob," brummte der Major, „das will ich meinen. Der Oberstabsarzt hat lange genug an mir herumstöbern müssen, und er fand doch kein Leiden, auf das hin er mir einen Totenschein ausstellen konnte. Na, da habe ich ihm denn ein bißchen geholfen und Leiden angegeben, die ich gar nicht besaß, da ging's. Aber ich hätte es noch fünf, nein, noch zehn Jahre ausgehalten. Sieh Dir mal in einer großen Stadt an einer Pensionskasse die zahllosen Offiziere an, die da regelmäßig an jedem Ersten auftauchen, um sich ihre Pension, ihren Kummergroschen zu holen. Alles Ganz-Invaliden, alles Leute, die wegen zu hohen Alters verabschiedet

worden und denen die Gesundheit und die Frische aus den Augen leuchtet."

„Dasselbe sagen wir uns auch immer. Wir sprechen im Kasino in der letzten Zeit auch zuweilen über solche Geschichten, es kommt ja nicht viel Verständiges dabei heraus, aber es ist doch schließlich ganz interessant, mal zu hören, wie die verschiedenen Kameraden über die Sache denken. Und wie gesagt, da sind wir uns darüber einig geworden: fort mit dem Korps, Grundbedingung für jeden Leutnant das Abitur und Offizierspatent keinesfalls vor dem einundzwanzigsten Jahr, sollst mal sehen, wieviel es dann anders würde. Es ist ja ein Unsinn, wenn jemand als jüngster Leutnant mit achtzehn Jahren vor der Front steht und die großen Kerls anschreit, dann kommen die faulen Witzblätter, reißen unsern Stand herunter und karikieren ihn noch mehr, als er schon durch solche Knaben zur Karikatur wird."

Es herrschte eine lange Pause. Der Major hatte sich das, was Fritz geäußert, in Ruhe durch den Kopf gehen lassen, jetzt meinte er: „Fritz, in mancher Weise hast Du wirklich ganz verständige Ansichten."

„Das finde ich auch," warf Hildegard ein, „ich muß Dir mein Kompliment machen, Fritz; als ich Dich so ernst und sachlich sprechen hörte, habe ich in Dir meinen leichtsinnigen Bruder gar nicht wiedererkannt."

Fritz machte der Schwester seine Verbeugung

„Sehr verbunden! Ja, zuweilen habe ich ganz lichte Momente, das sagen sie im Regiment auch, aber leider sind diese Geisteserleuchtungen nur selten, die Dunkelheit meines Geistes schwindet nur dann, wenn ich etwas reichlich getrunken habe, dann fange ich an zu denken, sonst habe ich nicht den Mut dazu, denn ich ertappe mich regelmäßig dabei, daß ich ein Sozialdemokrat bin."

„Aber Fritz!"

„Nanu wird es gut. Du als Leutnant Sozialdemokrat — das hat noch gefehlt."

„Kinder, beruhigt Euch," bat Fritz, „ich habe mit Bebel ja noch keine Brüderschaft getrunken. Wenn ich sage, ich bin Sozialdemokrat, so meine ich damit natürlich nicht, daß ich das Programm dieser Partei unterschreibe, nur die Güterverteilung könnte mir passen, vorausgesetzt, daß ich dabei ein Geschäft mache. Ich wollte damit natürlich nur ausdrücken, daß ich ein unzufriedener Nobile bin. Und das sind wir alle, alle, alle, vom Oberst herab bis zum jüngsten Leutnant. Man kann ja nicht immer so schimpfen, wie man gerne möchte, man hat ja schließlich Rücksicht zu nehmen auf den Rock, den man trägt, aber es wird schon so wie so genug geschimpft, nicht nur bei uns, sondern in allen Regimentern."

„Das war zu meiner Zeit denn doch anders," meinte der Major, „räsonniert haben ja auch wir manchmal, aber sonst —"

„Früher war es aber auch anders, Vater. Früher gab es eine Majorsecke, jetzt kann man schon als Oberleutnant kalt gestellt und zum Bezirkskommando oder sonst wohin versetzt werden. Früher soll es wirklich ein sogenannter Ehren- und Festtag gewesen sein, wenn ein hoher Vorgesetzter zur Besichtigung kam, aber jetzt? Man zittert wochenlang, bis er endlich da ist, und zittert wochenlang, wenn er wieder fort ist, in der Erwartung, daß man bald seine Verabschiedung erfährt. Früher gab es eine dreijährige Dienstzeit, jetzt soll man dasselbe Pensum in zwei Jahren denselben Leuten beibringen, und die dienstlichen und außerdienstlichen Anforderungen von heute sind mit denen früherer Jahrzehnte gar nicht zu vergleichen. Ach und die Geldgeschichten! Ich denke da nicht an mich, ich bin ja ein leichtsinniger Windhund; aber hin und wieder macht doch mal einer den Versuch, mit seiner Zulage auszukommen, aber die Vorgesetzten verhindern es ja geradezu. Bald ist hier ein Fest, bald dort, Liebesmahl, Gästetag, Geburtstagsfeier, Gartenfest mit Damen, Regimentsjubiläum, Abschiedsessen; selbst derjenige, der solide sein will, kommt aus der Sektflasche gar nicht mehr heraus, er muß einfach mitmachen. Und ob Euch früher so viel vom Gehalt abgezogen ist wie uns jetzt für Geschenke, Blumen, Kasinofonds und tausend andere Geschichten, weiß ich nicht. Und dann die Kleiderschulden! Ich glaube, ich habe allein bei meinem Hoflieferanten fünf-

tausend Mark. Immer kommt etwas Neues, andere Mäntel, andere Mützen, andere Röcke, neue Knöpfe, neue Leibbinde, das geht egal so weiter. Und wer muß es bezahlen? Der Leutnant. Und woher nimmt er das Geld? Das ist seine Sache. Auf der einen Seite werden wir immer ermahnt, solide zu sein und kein Geld auszugeben, und auf der andern Seite werden wir immer wieder zu neuen Ausgaben veranlaßt. Na, einmal muß es ja anders werden, wenn nicht, dann wird unser Offizierkorps nach zehn Jahren noch zehnmal mehr verschuldet sein, als es jetzt schon der Fall ist. Und bei bescheidenen Ansprüchen genügt der heutige Dalles, in dem wir uns befinden, schon vollständig. Du, Vater, gabst heute mittag im Gespräch der Gesellschaft die Schuld, daß wir über unsere Verhältnisse leben, wir Offiziere geben die Schuld unseren Vorgesetzten. Für Repräsentationszwecke muß das Geld immer da sein, wovon wir leben wollen, ist unsere Sache. Und wenn wir dann Schulden haben, ist der Teufel los, dann soll womöglich innerhalb von drei Tagen alles bezahlt werden. Uns wird bei solchen Gelegenheiten mit dem Abschied gedroht, damit der Herr Oberst nicht selbst den Abschied erhält, weil er es nicht verstanden hat, uns vor dem Schuldenmachen zu hüten und zu bewahren. Mir ist es neulich ähnlich gegangen, ich hatte vierhundert Mark Kasinorest und stand vor der Alternative, entweder innerhalb vierundzwanzig Stunden

zu bezahlen, oder fünf Tage Stubenarrest zu bekommen. Natürlich bezahlte ich, und damit war der Oberst zufrieden, es fiel ihm gar nicht ein, zu fragen, woher ich das Geld hatte."

„Und woher hattest Du es?"

„Gepumpt, beim Juden natürlich. Ich kann doch nicht zaubern und Geld aus der Luft holen. Und das ist doch eben der Unsinn, man wird gezwungen, neue Schulden zu machen, um die alten, die dem Kommandeur zu Ohren kommen, zu decken."

„Weiß Dein Oberst, daß Du Schulden hast?"

„Natürlich weiß er es, wenngleich er es wohl nicht ahnt, wie tief ich drin sitze. Er sagt sich: ‚Was ich nicht weiß, macht mich nicht heiß. Und um Sachen, die mir nicht dienstlich gemeldet werden, brauche ich mich nicht zu kümmern.' Ihm liegt seine eigene Zukunft und seine Karriere doch viel mehr am Herzen als die meinige. Ob ich zum Teufel gejagt werde, ist ihm ganz gleichgültig, aber wenn ich gehe, muß er vielleicht mitgehen, deshalb drückt er nicht nur beide Augen, sondern auch beide Ohren zu. Er will nichts sehen und nichts hören, denn natürlich weiß er ganz genau, daß ich nicht der einzige bin, welcher. Geht er aber gegen einen vor, so muß er das auch bei den anderen tun, und davor hütet er sich. Er will General werden, mag sein Nachfolger sehen, wie der später Ordnung in das verschuldete Offizierkorps bringt."

Es war spät, als man endlich zur Ruhe ging.

Vater und Sohn hätten wohl die ganze Nacht durchgesprochen, aber die Damen drängten zum Aufbruch, morgen war ja auch noch ein Tag, noch dazu ein Festtag, der vielen Besuch, viele Gratulanten und viele Anstrengungen bringen würde.

Aber der Festtag hielt nicht, was man von ihm erwartet hatte. Es war bekannt geworden, daß Hildegard einen auf den Namen ihres Vaters lautenden Scheck eingelöst hatte, und mit Windeseile verbreitete sich die Nachricht in der kleinen Stadt. Jeder, der es hörte und der an den Major eine Forderung hatte, nahm sich vor, morgen in aller Frühe möglichst als erster zum Major zu gehen und um Bezahlung der Rechnung, die schon jahrelang ausstand, zu bitten.

Man saß noch beim ersten Frühstück, als auch schon die Lieferanten gemeldet wurden. Der Major wußte, was ihm bevorstand, und fluchte und wetterte wie toll: „Das kommt davon, wenn Ihr Frauenzimmer Euch mit Geldangelegenheiten befaßt. Wie könnt Ihr einen Scheck einlösen, wenn auch nur ein einziger Mensch danebensteht und zusieht? Was soll überhaupt solcher Scheck? Kann Warnow die lumpigen paar tausend Mark nicht in barem Geld geben? Dann hätte kein Mensch etwas davon erfahren, und nun muß ich mir die Dukaten aus der Nase ziehen lassen. Aber das fällt mir gar nicht ein!“ brauste er plötzlich auf, „ich denke nicht daran, mir meinen heutigen Geburtstag durch diese unver-

schämte Bande verderben zu lassen. Ich schmeiße die ganze Gesellschaft zum Tempel hinaus."

„Soll ich mal mit den Leuten reden?" fragte Fritz, „ich habe Übung in dergleichen Dingen, ich verstehe mich darauf, von mir hat noch nie ein Mensch etwas bekommen. Ich begreife überhaupt nicht, Papa, wie Du Dich wegen einer solchen Bagatelle erregen kannst. Na, laß mich nur machen."

Er wollte hinausgehen, aber die Mutter hielt ihn zurück. „Das geht nicht, Fritz, Du weißt nicht, wie oft der Gerichtsvollzieher schon hier war. Bis jetzt ist er ja noch immer so fortgegangen — ich meine — erfahren müßt Ihr es ja doch mal —, er hat bisher nur einen Teil unserer Möbel versiegelt, aber noch nichts gepfändet. Wenn die Leute nun aber wissen, daß wir wirklich Geld haben, dann muß er ja pfänden, das hat er uns ja auch gesagt, und den Mann wollen wir Papa heute doch ersparen."

„Das allerdings." Fritz war ganz ernst geworden und unwillkürlich sah er sich nach den Siegeln um.

„Er hat nur solche Sachen gesiegelt, bei denen man es nicht sieht," flüsterte die Mutter ihrem Sohn zu. „Die Teppiche, das Klavier, das Bücherbrett, die Bilder, kurz alle Sachen, die an den Wänden stehen. Ach, es ist schrecklich." Und sie fing an zu weinen.

„Nun heule auch noch!“ brauste der Major auf. „Früher bekam man zur Feier seines Geburtstages ein Ständchen, und jetzt, wo man alt und grau geworden ist, heult einem die Frau etwas vor, weil man kein Geld hat und draußen stehn die Gläubiger. Dazu muß man nun sechzig Jahre alt werden, um diesen Ehrentag zu erleben.“

Er ging fluchend im Zimmer auf und ab und lauschte von Zeit zu Zeit auf das Sprechen der Leute, die draußen auf dem Vorflur standen und auf ihn warteten.

Plötzlich blieb er vor Hildegard stehen und legte ihr die Hand auf die Schulter. „Na, Hilde, siehst Du jetzt ein, daß wir wirklich nicht mehr lange auf Deinen Verlobten warten können? Bringe ihn uns bald, ehe es zu spät ist, ehe die Bande mir hier alles genommen hat, ehe sie uns alle unsere Sachen verkaufen und ehe ich mit Deiner Mutter auf der Straße liege.“

Es klang eine solche Bitterkeit und eine solche Verzagtheit aus seinen Worten, daß Hildegard in diesem Augenblick, trotzdem sie wieder als Rettungsanker betrachtet wurde, gar nicht an sich selbst, sondern nur an die Eltern dachte und auch ihrerseits in lautes Weinen ausbrach.

„Nummer zwei,“ schalt der Major, „so ist es recht.“

„Sei nicht ungerecht, Vater,“ bat Fritz, „verdenken kannst Du es Mutter und Hildegard nicht,

daß sie traurig sind, auch mir selbst ist die Sache mehr als unangenehm."

„So heule doch auch," fluchte der Alte, dem die Zornesader auf der Stirn anschwoll.

„Ich denke nicht daran, aber ich denke darüber nach, wie wir die Leute befriedigen können. Daß bei Euch schon gesiegelt ist, habe ich nicht gewußt, und Ihr hättet es mir nicht verschweigen dürfen." Und nach einer kleinen Pause fragte er: „Wegen welcher Summe ist gesiegelt?"

„Wegen lumpiger zweitausend Mark."

„Die müssen in erster Linie bezahlt werden und zwar heute noch."

„Ich denke nicht daran, die Siegel liegen lange gut."

„Aber bezahlt werden müssen die zweitausend Mark trotzdem," fuhr Fritz sehr bestimmt und energisch fort, „und wenn Du sie nicht bezahlst, dann bezahle ich sie. Ich habe neulich im Jeu ein paar Mille gewonnen und schenke Dir die zweitausend."

Der Major sah seinen Sohn ganz groß an. „Und was veranlaßt Dich zu diesem Edelmut?"

„Die Rücksicht auf mich und auf Hildegard. Es wäre doch denkbar, daß es in meinem Regiment bekannt würde, wie es hier um Euch steht, das würde nicht nur meine Stellung, sondern auch meinen Kredit untergraben und könnte für mich Folgen haben, die Euch und mir nicht lieb wären.

Und auch an Hildegard müßt Ihr denken. Stellt Euch vor, wenn der Verlobte Euch in den nächsten Wochen, vielleicht in den nächsten Tagen, einmal besucht und dann durch irgend einen unglückseligen Zufall die Siegel hier bemerkt. Der Mann müßte ja geradezu ein wahnsinniger Idiot sein, wenn ihm dann nicht die Augen darüber aufgehen sollten, daß er nur des Geldes wegen geheiratet wird. Und vor der Hochzeit darf ihm diese Erkenntnis nicht kommen, das muß unter allen Umständen verhindert werden, tut Ihr es nicht, dann tue ich es."

Der Major war in einen Stuhl gesunken und brütete vor sich hin, während die beiden Damen leise vor sich hinweinten.

Fritz hatte sich erhoben und wandte sich an seine Mutter. „Ich will jetzt mit den Leuten reden, gib mir, bitte, die sechstausend Mark, es geht ja leider nicht anders."

„Das schöne Geld."

Der Major stöhnte vor sich hin. Zum erstenmal seit langer Zeit hatte er die ganze Nacht durchgeschlafen, ohne auch nur ein einziges Mal vor Sorgen aufzuwachen. Das Gefühl, sechstausend Mark Bargeld im Haus zu haben, hatte ihn mit einer großen Freude erfüllt und ihm ein Gefühl der Beruhigung und der Sicherheit gegeben. Nun standen draußen schon wieder die Leute, die ihm das Geld fortnehmen wollten.

„Nicht wahr, Fritz," wandte er sich an seinen

Sohn, „Du versprichst mir, mit der Bande zu handeln, soviel Du nur irgend kannst. Gib nicht alles fort, sonst haben wir gar kein Geld mehr im Haus.“

„Mit der Wirtschaftskasse komme ich noch bis zum Ersten aus,“ meinte die Mutter, „ich habe noch hundert Mark.“

„Und hundert kann ich Dir noch geben, Mama,“ sagte Hildegard, „die Tante hat mir sehr reichlich Reisegeld geschenkt.“

„Und hundert Mark lege ich auch noch zu,“ sagte Fritz. Er besaß absolut keinen Familiensinn, aber die Not, die hier herrschte, war ihm doch zu unstandesgemäß, da mußte man ja helfen, schon um seiner selbst willen, um nicht als Sohn eines Bettlers dazustehen.“

Fritz wandte sich an der Tür noch einmal um. „Es ist Dir doch recht, Vater, daß ich mit den Leuten spreche, oder willst Du lieber selbst —“

Aber der Major lehnte ab. „Geh Du nur, ich würde doch grob werden, sieh zu, was Du machen kannst.“

Und Fritz ging in das Nebenzimmer und ließ alle, die da draußen standen, auf einmal eintreten. Es waren lauter Handwerker und Lieferanten. Alle kannten Fritz persönlich, sie begrüßten ihn sehr freundlich und waren in ihrem ganzen Auftreten sehr bescheiden.

Fritz war im Regiment als hochnäsig und

adelsstolz bekannt, aber wenn er von irgend jemand etwas erreichen wollte, konnte er unendlich liebenswürdig sein. So gab er auch jetzt jedem einzelnen die Hand, erkundigte sich nach dem Befinden der Familien und ließ hin und wieder ein derbes Scherzwort fallen. So hatte er schon halb gewonnenes Spiel, als er nun sagte: „Mein Vater, der sich heute nicht ganz wohl fühlt, hat mich gebeten, mit Ihnen zu sprechen und Ihnen Ihre Rechnungen zu bezahlen, soweit er dazu imstande ist. Es sind zwar ein bißchen viele, die auf einmal gekommen sind," meinte er scherzend, „aber wir werden uns schon einigen. Alles können wir natürlich nicht auf einen Schlag bezahlen. Sie wissen ja, daß mein Vater durch den Konkurs seiner Bank den größten Teil seines Vermögens verloren hat," log er frisch darauf los, „aber dafür werden wir in den nächsten Monaten eine große Summe aus unserer Familienstiftung ausbezahlt bekommen und dann wird jeder von Ihnen auf Heller und Pfennig befriedigt werden. Heute können wir nur eine Abschlagszahlung geben, und ich bin sicher, daß Sie damit einverstanden sind. Sie wissen, daß mein Vater heute seinen sechzigsten Geburtstag feiert, da werden Sie ihm diesen Tag, den er mit seiner Frau und mit seinen Kindern froh feiern möchte, nicht verderben wollen."

Nein, das wollten sie alle nicht, das Geld wäre ihnen ja sicher, das wüßten sie ganz genau, sie

hätten nur gehört, daß der Herr Major gestern eine große Summe bekommen hätte und da wollten sie nur mal versuchen, ob sie nicht ein klein wenig davon abbekommen könnten.

Fritz hörte diese Worte mit Freuden, die Leute waren viel verständiger und vor allen Dingen auch viel anständiger, als er zu hoffen gewagt hatte. So brachte er im Geiste gleich einen Tausendmarkschein für die Eltern beiseite. Wenn er bare fünftausend unter diese Lieferanten verteilte, waren sie mehr als zufrieden.

Er ließ sich die Rechnungen geben, und ein freudiges Lächeln umspielte seinen Mund, als er die Summen addierte; es waren alles in allem nur zehntausend Mark. „Da rette ich noch tausend," dachte er, dann nahm er sich jeden einzeln vor, sprach auf ihn ein und erreichte schließlich, was er wollte. Alle erklärten sich damit einverstanden, daß sie jetzt ungefähr ein Viertel ihrer Forderungen erhielten und den Rest nach weiteren drei Monaten.

Es dauerte eine gute Stunde, bis Fritz mit allen fertig war, und von jedem die schriftliche Zusicherung erhalten hatte, in den nächsten Monaten nicht zu drängen und keine Rechnungen zu schicken. Damit die Leute während der langen Zeit in guter Stimmung blieben, ließ er ihnen Wein geben und bot ihnen Zigarren an. Den Wein tranken sie und stießen mit dem Sohn auf das Wohl seines Vaters an, aber zu rauchen getrauten sie sich in Gegenwart

des Herrn Leutnants und in dem Zimmer des Herrn Majors denn doch nicht.

Endlich brachen sie auf, wieder hatte Fritz für jeden einen Händedruck und ein freundliches Wort und alle schieden als gute Freunde. Vom Korridor her klang das Lachen der Fortgehenden in das Frühstückszimmer hinein, in dem die anderen das Ende der Unterredung abwarteten.

Freudestrahlend kam Fritz zurück und legte die zweitausend Mark auf den Tisch. „So, Vater, das habe ich gerettet, vorläufig sind alle befriedigt und ein Vierteljahr lang hast Du Ruhe. Bis dahin ist Hilde längst verheiratet und selbst wenn sie nur verlobt ist, werde ich die paar Groschen für Dich auftreiben, ich habe schon ganz andere Sachen gemacht. Aber eins möchte ich nur wissen, Vater, die paar Schulden, im ganzen waren es zehntausend Mark, können Dir doch die Nachtruhe nicht rauben. Ich hatte gedacht, Du hättest wenigstens siebzig-, achtzigtausend Mark."

„Hab' ich auch, vielleicht sind es sogar noch mehr, ich habe nur noch nie den Mut gehabt, alles zusammenzuzählen."

„Wenn man es doch nicht bezahlen kann, hat's ja auch wenig Zweck," meinte Fritz gleichgültig, dann aber fragte er teils aus Neugierde, teils aus wirklichem Interesse: „Wo hängst Du denn sonst noch, Papa?"

„Überall, die Rechnungen gehen ins Aschgraue und sind teilweise schon uralt."

„Na, dann sind sie doch wohl schon zum größten Teil verjährt."

„Aber Fritz!" rief Hildegard, „die Leute müssen doch trotzdem ihr Geld erhalten."

„Leicht gesagt," meinte der Major, „aber woher, ich habe nichts, wenigstens vorläufig nicht."

„Hast Du auch Wechselschulden?" erkundigte sich Fritz. „Du darfst es mir nicht übelnehmen, daß ich danach frage, aber da ich mir nun heute doch einmal gewissermaßen als Arrangeur Deiner Finanzen vorkomme, so möchte ich mir doch wenigstens ungefähr ein klares Bild machen können."

„Nein," beruhigte ihn der Vater, „Wechsel von mir laufen nicht herum, aber ich hänge bei allen Bekannten, dem einen bin ich fünf-, dem anderen drei-, dem dritten eintausend schuldig, so geht es in einem fort."

„Na, deswegen laß Dir nur keine grauen Haare wachsen, Papa, wer einem Freund aus der Not hilft, weiß ja ganz genau, daß er unter tausend Fällen das Geld neunhundertneunzigmal nicht zurückerhält. Und warum gerade Du die eine rühmliche Ausnahme machen willst, das sehe ich absolut nicht ein. Wer Dir eine solche Summe leiht, ist sich ja von vornherein darüber klar, daß er sie nie wiedersieht."

„Ja, ja, das schon," meinte der alte Major, „aber die Leute haben mir doch schließlich das Geld nur gegeben, weil ich ihnen von Hildegards bevorstehender Verlobung erzählte."

„Aber Vater!" rief Hildegard. Eine flammende Röte stieg in ihr Gesicht, sie war maßlos empört. „Also auch das noch, nicht genug, daß Ihr unter Euch nichts anderes denkt und sprecht als meine etwaige Verlobung, Ihr erzählt sogar fremden Leuten davon, um Kredit zu bekommen."

Beruhigend legte ihr die Mutter die Hand auf die Schulter. „Aber Hildegard, so mußt Du das nicht auffassen, es sind doch nur ganz intime Bekannte, denen gegenüber wir davon sprachen."

Auch der Major versuchte seine Tochter zu beruhigen, aber Hildegard war keinem Zuspruch zugänglich. „Ich kann mich überhaupt nicht mehr auf der Straße sehen lassen, Ihr habt mich hier einfach unmöglich gemacht. Nun erst verstehe ich die versteckten Anspielungen, die Mamas Freundinnen gestern machten, als sie sich anscheinend so teilnehmend nach meinem Befinden erkundigten. Morgen reise ich wieder ab, nicht einen Tag bleibe ich länger hier." Und in Tränen ausbrechend, verließ sie das Zimmer.

„Das ist ja eine reizende Geburtstagsfeier," fluchte der Major vor sich hin und ingrimmig schlug er mit der Faust auf den Tisch.

„Hildegard wird sich schon wieder beruhigen,"

meinte Fritz, „sie ist ja ein verständiges Mädel, die Geldgeschichten haben sie wohl nur etwas erregt, heute mittag wird sie schon wieder die alte sein. Na, vorher will ich nur noch die Geschichte mit dem Gerichtsvollzieher in Ordnung bringen, sonst schmeckt mir nachher der Champagner nicht."

Aber trotzdem am Nachmittag die Siegel von den Möbeln entfernt waren, schmeckte der Champagner doch nicht. Es lag eine trübe Stimmung über dem Haus und die wollte und wollte nicht weichen, und als der Major endlich zu Bett ging, mußte er sich eingestehen, niemals einen so traurigen Geburtstag gefeiert zu haben wie heute, an dem Tag, an dem er sechzig Jahre alt geworden war.

VIII.

Der kleine Willberg hatte sich erschossen.

Es herrschte im Regiment aufrichtige Trauer über den Verlust dieses Kameraden, der es verstanden hatte, sich zum Liebling aller zu machen, aber trotzdem konnte man es ihm nicht verzeihen, daß er nicht erst seinen Abschied genommen hatte, bevor er aus dem Leben schied. Auf vierundzwanzig Stunden früher oder später wäre es schließlich doch nicht angekommen, und innerhalb dieser Zeit hätte man seine Verabschiedung doch durchsetzen können. Man begriff nicht, warum er nicht so viel Rücksicht auf sein Regiment genommen hatte, das er doch so sehr liebte und auf das er immer so stolz gewesen war. Was einer im Offizierkorps tut, fällt ja immer auf die Allgemeinheit zurück, das hätte Willberg sich klarmachen müssen und er hätte bedenken müssen, daß dem Regiment durch seinen Selbstmord nichts wie Unannehmlichkeiten entstehen würden.

Das war die allgemeine Ansicht, und wie sehr sie richtig war, bewies nach ihrer Meinung der Umstand, daß die Zeitungen in der Residenz sich eingehend mit dem Tod des kleinen Willberg beschäftigten. Man hatte versucht, die Sache totzuschweigen, auf Wunsch des Kommandeurs hatte der Regimentsadjutant Graf Wettborn allen Blättern einen Besuch abgestattet und gebeten, über den traurigen Fall nichts in die Öffentlichkeit bringen zu wollen. Nur bei den beiden sozialdemokratischen Zeitungen war der Graf nicht gewesen, dazu hatte er sich denn doch nicht entschließen können, und gerade diese brachten täglich neue Enthüllungen über das Leben des Verstorbenen. Es kam da mehr an das Tageslicht, als man gefürchtet hatte. Die Zitronenfalter waren außer sich, daß all diese Dinge, die nach ihrer Auffassung keinen Menschen etwas angingen, in der Öffentlichkeit breitgetreten wurden, und das schlimmste war, daß man aus dem Leben des Verstorbenen auf den Geist und auf den Lebenswandel der Zitronenfalter Schlüsse zog, die wenig schmeichelhaft waren.

Die Zitronenfalter waren außer sich. Daß gerade ihnen so etwas passieren mußte, ihnen, die so stolz und vornehm gewesen waren und den Ruf besaßen, eines der feudalsten Infanterie-Regimenter zu sein; und daß es gerade einer vom ältesten Adel hatte sein müssen, der Veranlassung gab, so über das Regiment zu urteilen. Für die Zeitungen

war dies natürlich wieder ein willkommener Anlaß, erneut über den Adel herzuziehen und ihm klarzumachen, daß die Leute mit blauem Blut nicht einen Deut besser und anständiger wären als diejenigen, die mit elendem roten Blut zufrieden sein mußten.

Aber das allerschlimmste war, daß das, was die Zeitungen berichteten, auf Wahrheit zu beruhen schien. Willberg mußte es etwas sehr toll getrieben haben und er hatte sich in Geschichten eingelassen, die wirklich nicht ganz rein waren. So vieles wurde bekannt, von dem die Kameraden keine Ahnung gehabt hatten. Der Kommandeur kam aus dem Fluchen und aus seiner Erregung gar nicht mehr heraus. Am ersten Tag hatte es einen reinen Sturm auf das Regimentsbureau von den Leuten gegeben, die an Willberg Forderungen hatten und die sich nun Rat holen wollten, bei wem sie ihre Ansprüche geltend machen konnten. Und als in den nächsten Tagen niemand mehr vorgelassen wurde, regnete es Briefe, die mehr oder weniger reinliche Episoden aus Willbergs Leben enthielten.

Daß gerade ein Adliger dem Regiment solche Schande, solche Blamage zugefügt hatte! Niemand sprach es aus, aber alle dachten dasselbe: wenn doch Winkler sich anstatt des kleinen Willberg erschossen hätte, wie groß hätte man dann dagestanden, dann hätte man sich in die Brust werfen und voller Stolz ausrufen können: „Seht, wir Adligen sind

doch bessere Menschen!" Aber der Adlige war gestorben und der Bürgerliche lebte noch.

Was den kleinen Willberg so plötzlich in den Tod getrieben hatte, wußte niemand von den Zitronenfaltern, er hatte keinen Brief, keine Zeile hinterlassen, die auch nur die geringste Aufklärung über diesen Schritt gab. Selbstverständlich erkundigte sich der Kommandeur bei den Kameraden, ob irgend jemand von ihnen eine Aufklärung geben könne, aber die Zitronenfalter sahen sich gegenseitig an und zuckten die Achseln. Sie wußten ja alle, daß der kleine Willberg mit Verlust gespielt hatte, aber das war ja schon oft vorgekommen, und wenn er sich früher deswegen nicht erschossen hatte, warum sollte er es denn gerade diesmal getan haben? Und in dieser Ansicht bestärkte sie der Umstand, daß der Ulan auf Befragen erklärt hatte, Willberg hätte ihm noch vor seinem Tode seine Spielschuld bezahlt. Das entsprach allerdings nicht der Wahrheit, im Gegenteil, der Ulan hatte Willberg ernstlich daran erinnert, daß die Frist zur Begleichung der Schuld abgelaufen sei und hatte ihm die Ermahnung mit auf den Weg gegeben, daß man bei der Regelung derartiger Angelegenheiten, die man als Ehrenschulden bezeichne, nie korrekt genug verfahren könne. Daraufhin hatte Willberg sich erschossen, und wenn der Ulan sich auch weiter keine Gewissensbisse daraus machte, den Kameraden in den Tod getrieben zu haben, so mußte ihm doch um seiner

selbst willen daran gelegen sein, daß die Sache nicht in die Öffentlichkeit drang.

Erst am Tag nach dem Begräbnis kam der Regimentsadjutant auf den Gedanken, Willbergs Burschen auszufragen, ob dieser nicht irgend eine Auskunft geben könne. Aber der wußte auch nichts, obgleich er einem förmlichen Verhör unterzogen wurde. Aber endlich schien ihm doch etwas einzufallen. „Nun weiß ich was, Herr Graf, ich bin an einem Abend mit einem Brief bei Herrn Leutnant Winkler gewesen, und der Herr Leutnant wartete zu Hause auf Antwort, und als die endlich kam, da war mein Herr Leutnant so aufgeregt, wie ich ihn noch nie gesehen hatte. Ich habe gehört, wie er noch stundenlang auf und ab gegangen ist, und wie ich den Herrn Leutnant am nächsten Morgen wecken wollte, da war er noch gar nicht im Bett gewesen, sondern lag auf dem Sofa und schlief."

„Und was in dem Brief gestanden hat, den Sie Herrn Leutnant Winkler gebracht haben, wissen Sie wohl nicht?"

Darüber wußte der Bursche nichts zu sagen, so wurde er denn entlassen, und der Adjutant machte seinem Kommandeur von dem, was er erfahren, Mitteilung.

Der ging bei dieser Nachricht erregt auf und ab. „Wie lange ist Leutnant Winkler noch beurlaubt?"

Der Graf sah auf dem Kalender nach. „Er muß sich morgen mittag zurückmelden."

„Um so besser, sonst hätte ich ihn telegraphisch zurückrufen müssen. Ich will ihn morgen unbedingt sprechen. Die höheren Behörden verlangen ausführlichen Bericht über Willbergs Tod; bisher stand auch ich vor einem Rätsel, jetzt kommt vielleicht durch Winkler etwas Licht in die Sache."

Georg hatte schon in Paris von Willbergs Tod gelesen und so sehr ihn die Nachricht auch im ersten Augenblick erschreckte, sie konnte ihn nicht traurig stimmen. Er hatte es Olga in diesen Tagen fast stündlich gedankt, daß sie ihn zu dieser Reise überredet, er täuschte sich nicht darüber, daß er trotz der besten Vorsätze nicht imstande gewesen wäre, Willberg ruhig gegenüberzutreten. Und er hatte sich stündlich gesagt, daß er auch nach seiner Rückkehr nicht kalten Blutes mit ihm zusammentreffen könne. So atmete er gewissermaßen erleichtert auf, als er Willbergs Tod erfuhr, und er war dem Himmel beinahe dankbar, daß ihm ein Wiedersehen erspart blieb. Gewiß, auch er fand es traurig, daß Willberg so jung hatte sterben müssen, aber für die Armee, für das Offizierkorps bildete sein Tod keinen Verlust. Ihm hatte vor der Wiederbegegnung immer gegraut, nun fuhr er ordentlich froh und heiter in die Garnison zurück. Vierzehn herrliche Tage lagen hinter ihm, mit vollen Zügen hatten Olga und er

das Leben in der einzig schönen Stadt genossen, der Urlaub war ihm eine wirkliche Erholung gewesen, nun aber freute er sich wieder auf seine Tätigkeit und auf seinen Dienst.

„Der Herr Oberst wünscht den Herrn Leutnant morgen früh um elf im Regimentsbureau zu sprechen.“ Das war die Nachricht, die Georg zu Hause vorfand. Für einen Augenblick bekam er einen kleinen Schrecken. Sollte der Kommandeur erfahren haben, daß er, ohne Urlaub ins Ausland zu haben, in Paris gewesen war? Nun, die Strafe, die darauf stand, war ja nicht so groß, im schlimmsten Falle ein paar Tage Stubenarrest, die sollten ihm die Erinnerung an die schöne Zeit, die er eben genossen, nicht trüben.

Aber daß seine Befürchtungen grundlos gewesen waren, bewiesen ihm die ersten Worte, die der Oberst am nächsten Vormittag an ihn richtete, er erkundigte sich, wie es ihm an der Riviera gefallen, und kam dann gleich auf den Kernpunkt der Sache. Er erzählte, was Willbergs früherer Bursche ausgesagt habe, und bat Georg, sich darüber zu äußern. „Vor allen Dingen ist es für mich wichtig, zu wissen, was in dem Brief stand, den Willberg Ihnen zusandte, können und wollen Sie mir darüber Auskunft geben?“

Georg dachte einen Augenblick nach, dann sagte er: „Da ich nicht ausdrücklich zum Schweigen ver-

pflichtet wurde, glaube ich keine Indiskretion zu begehen, wenn ich Rede und Antwort stehe."

„Haben Sie Willbergs Brief noch?"

„Das nicht, Herr Oberst, aber ich weiß genau, was er enthielt. Herr von Willberg schrieb mir, er hätte gespielt und brauche zur Tilgung einer Ehrenschuld fünftausend Mark, bekäme er das Geld nicht, so müsse er zur Pistole greifen, um seine Ehre wiederherzustellen."

„Dies verdammte Spiel!" fluchte der Oberst, „wer es doch endlich einmal mit Stumpf und Stiel ausrotten könnte." Und nach kurzer Pause fragte er: „Haben Sie ihm das Geld gegeben?"

„Nein, Herr Oberst."

„Die Spielschuld ist anderweitig bezahlt," warf Graf Wettborn ein, „der Herr Oberst brauchen sich deswegen keine Sorgen zu machen."

Der Kommandeur atmete erleichtert auf. „So, so, das freut mich." Dann wandte er sich wieder an Georg: „Sie haben ihm also das Geld nicht gegeben? Und darf man wissen, warum nicht? Verstehen Sie mich recht. Ob Sie Willberg die Summe leihen wollten oder nicht, steht natürlich ganz bei Ihnen, aber ich meine, Sie hätten ihm das Geld doch vielleicht geben können. Oder nahmen Sie seine Worte, daß er sonst Hand an sich legen müsse, nicht so ernst?"

„Ich muß wirklich sagen, Herr Oberst, daß ich

darüber gar nicht nachgedacht habe. Ich war auch im Begriff, Herrn von Willberg zu helfen, da erfuhr ich etwas über ihn, das es mir zur Unmöglichkeit machte, meinen Entschluß auszuführen."

„Und was war das?"

Der Oberst und Graf Wettborn sahen Georg voller Spannung an.

„Ich kann nur im allgemeinen antworten, weil ich zum Schweigen verpflichtet bin."

„Dem Toten gegenüber?"

„Nein, einem Lebenden, demselben, dem ich meine Nachricht verdanke." Und nach einer kleinen Pause fuhr er fort: „Im Begriff, Herrn von Willberg das erbetene Geld zuzusenden, erfuhr ich ganz durch Zufall, daß Herr von Willberg sich einer mir nahestehenden jungen Dame gegenüber derartig benommen hat, daß jedes Ehrengericht gegen ihn auf Entlassung mit schlichtem Abschied hätte erkennen müssen, falls die Sache zur Sprache gekommen wäre. Ich war von dem Augenblick an nicht mehr imstande, in Herrn von Willberg einen Kavalier und einen Ehrenmann zu sehen und nur einem solchen helfe ich."

Der Herr Oberst wurde bei dem, was Georg da sagte, sehr hellhörig. Die Sache war ihm sehr unangenehm, was konnte da nicht noch alles herauskommen? Am liebsten hätte er gar nicht weiter gefragt, aber das ging doch nicht, so sagte er: „Sie wissen, daß Sie die Pflicht haben, ehrenrührige

Handlungen eines Kameraden, die Ihnen bekannt werden, dem Ehrenrat zu melden."

„Gewiß, Herr Oberst, ich hätte es auch in diesem Falle sicher getan, wenn ich nicht gezwungen gewesen wäre, Rücksichten auf die junge Dame zu nehmen, die durch meine Anzeige beim Ehrenrat auf das schwerste kompromittiert worden wäre. Das glaubte ich nicht verantworten zu können, andererseits wollte ich, der ich erst verhältnismäßig kurze Zeit dem Regiment angehörte, keine Veranlassung zu einer ehrengerichtlichen Untersuchung gegen einen allgemein beliebten Kameraden geben. Lieber schwieg ich, wenigstens vorläufig. Um in Ruhe überlegen zu können, ob ich mein Schweigen vor mir selbst und vor dem Offizierkorps verantworten könne, fuhr ich auf Urlaub, ich ging auch, um in der erregten Stimmung, in welcher ich mich befand, ein Zusammentreffen mit Herrn von Willberg zu vermeiden. Trotzdem ich mich sehr gut beherrschen kann, wäre es zwischen mir und dem Verstorbenen zu einem Streit gekommen und ein Duell wäre unvermeidlich gewesen — vorausgesetzt, daß der Ehrenrat Herrn von Willberg überhaupt für satisfaktionsfähig erachtet hätte."

„Herr Leutnant Winkler!" rief der Oberst ganz entsetzt. „Ein Offizier meines Regiments, das Mitglied einer altadligen Familie nicht satisfaktionsfähig — überlegen Sie sich, bitte, was Sie sagen."

„Das tue ich auch, Herr Oberst, es fällt mir

nicht leicht, diese Anklage gegen den Toten, der sich nicht mehr dagegen verteidigen kann, zu erheben."

„Und warum tun Sie's denn?"

„Um dem Herrn Oberst zu beweisen, daß ich als anständiger Mensch gar nicht anders handeln konnte, als ich Herrn von Willberg das Geld abschlug."

Das klang so ruhig, so fest und bestimmt, so offen und ehrlich, daß der Kommandeur aufstand und Georg die Hand reichte. „Das glaube ich nicht nur, ich bin sogar felsenfest davon überzeugt. Soweit ich es beurteilen kann, haben Sie vollständig korrekt gehandelt, und ich danke Ihnen, daß Sie nicht gleich dem Ehrenrat Meldung erstatteten, sondern sich die Angelegenheit erst in Ruhe überlegen wollten. Angenehm ist eine ehrengerichtliche Untersuchung gegen einen Kameraden nie, besonders dann nicht, wenn sie, wie in diesem Falle, wohl sehr viel Schmutz aufgewirbelt hätte."

„Sehr viel," bestätigte Georg, „mehr, als man es für möglich halten sollte."

„Lassen wir also die Angelegenheit ruhen," entschied der Kommandeur, „Willberg hat seine Schuld mit dem Tod gesühnt, Sie sind zum Schweigen verpflichtet, mag das Geheimnis also zwischen Ihnen bleiben."

Nach einigen weiteren Fragen war Georg entlassen, und der Oberst wandte sich an seinen

Adjutanten: „Na, was sagen Sie dazu, lieber Graf?“

Graf Wettborn putzte umständlich sein Monokel, dann meinte er: „Ich kann mir nicht helfen, lieber Oberst, aber ich finde, daß Winkler sich bei der ganzen Sache tadellos benommen hat.“

„Ganz meine Ansicht, aber ein wahres Glück, daß er nicht sprechen darf, je weniger über den Toten bekannt wird, desto besser ist es. Ich höre im Geist überhaupt schon die Fragen der Brigade und Division, wie es möglich war, daß Willberg ein solches Leben führen konnte, ohne daß ich etwas davon wußte. Passen Sie auf, Graf, unter Umständen kann die Geschichte uns beiden den Kragen kosten, denn auch Ihnen wird man den Vorwurf machen, mich über das Leben und Treiben im Offizierkorps, insonderheit über Willbergs Tun und Lassen, nicht genügend orientiert zu haben. Ich kann mich nicht um jeden einzelnen Leutnant kümmern, nicht bei jedem einzelnen aufpassen, ob er über seine Verhältnisse lebt oder nicht. Dazu sind Sie da, lieber Graf, Sie müssen die jüngeren Kameraden, wenn diese so leichtsinnig sind, warnen, und wenn Sie sehen, daß Ihre Worte nichts nützen, dann müssen Sie mir Meldung erstatten, damit ich gegen die betreffenden Herren einschreite.“

Der Oberst war sehr erregt, er fürchtete ernstlich, daß man ihm den Abschied geben würde. Als die Zeitungen den aufsehenerregenden Artikel über den

kleinen Willberg veröffentlichten, war er zu Seiner Majestät zum Vortrag befohlen worden, und Seine Majestät waren derartig ungnädig gewesen, daß der Oberst keine frohe Stunde dort verlebt hatte. Mit klaren, dürren Worten hatte Seine Majestät gesagt: „Ich muß meine Regimentskommandeure verantwortlich machen für das, was in ihrem Offizierkorps vorgeht, und wenn derartige Geschichten passieren, wie sie jetzt an das Tageslicht gekommen sind, dann ist das nicht nur eine Schmach für das Regiment, dem ich stets meine besondere Huld und Gnade bewiesen habe, sondern für die ganze Armee."

Als Entschuldigung hatte der Oberst nur anführen können, daß der kleine Willberg nicht nur ihn, sondern das ganze Offizierkorps zu täuschen verstanden habe, und das hatte den Zorn Seiner Majestät etwas besänftigt. „Aber ein Skandal bleibt die Sache trotz alledem." Der Kommandeur war ungnädig entlassen und zitterte jetzt um seine Karriere, aber der Adjutant wußte ihn auch dieses Mal zu beruhigen. Wenn der Oberst den Abschied bekommen sollte, hätte er ihn schon, und was die Brigade und die Divisionen sagten, wäre jetzt, nachdem der Kommandeur schon bei Seiner Majestät gewesen, vollständig gleichgültig. Dem Herrn Oberst würde schon nichts passieren und ihm auch nicht, ihn persönlich könne man ja gar nicht verantwortlich machen. Aber trotzdem war es auch ihm lieb, daß Georg zum Schweigen verpflichtet war, vielleicht

wären sonst die Spielgeschichten noch mehr an das Tageslicht gedrungen, als es jetzt schon der Fall war. Und dann hätte es ihm vielleicht doch den Kragen kosten können, daß er in seiner Eigenschaft als Regimentsadjutant das Jeu im Kasino nicht nur nicht geduldet, sondern gewissermaßen entriert hatte. Der Graf war froh, daß die Sache so im Sande verlief, und er nahm sich fest vor, bei der nächsten sich bietenden Gelegenheit für Georg bei den Leutnants ein gutes Wort einzulegen und ihnen zu sagen: „Kinder, Winkler hat sich tadellos benommen, ich will euch natürlich nicht beeinflussen, aber ich stelle es eurer Erwägung anheim, ob ihr nicht in Zukunft etwas freundlicher gegen ihn sein wollt."

Aber als der Graf an einem der nächsten Tage den Kameraden seine wohldurchdachte Rede hielt, fand er damit wenig Gegenliebe. Was Winkler getan, hätte jeder andere an seiner Stelle auch getan, was denn daran so Besonderes sei? Und wenn er nicht sagen könne, was er Ehrenrühriges über Willberg wisse, könne man auch gar nicht beurteilen, ob die Sache wirklich so schlimm sei, und Anschuldigungen zu erheben, ohne sie zu beweisen, sei doch eigentlich nicht ganz korrekt. Entweder hätte er alles oder gar nichts sagen müssen.

So ging es weiter, und der Graf hörte diese Anschuldigungen nicht ohne Erstaunen und nicht ohne Befremden an. Schließlich aber wurde er

sehr ernsthaft. „Meine Herren, ich kann Ihnen nur wiederholen, daß Winkler sich nach der Ansicht des Herrn Oberst und auch nach der meinigen vollkommen korrekt benommen hat. Wenn Sie glauben, daß nur der geringste Grund vorliegt, gegen Winkler vorzugehen, dann irren Sie sich sehr, und ich rate Ihnen dringend, Ihre Ansichten, die Sie mir soeben anvertrauten, Winkler gegenüber nicht einmal anzudeuten. Das könnte sonst Folgen für Sie haben, die Ihnen nicht lieb wären. Bitte, merken Sie sich das."

Und die Herren merkten es sich, aber was der Graf ihnen gesagt hatte, trug nicht dazu bei, ihre Stimmung gegen Georg zu ändern. Früher war er ihnen nur unbequem gewesen, jetzt fingen sie an, ihn zu hassen. Es war ihnen mehr als unangenehm, daß gerade Georg, der doch außen vor stand, den sie sich fernzuhalten versucht hatten, mehr von Willbergs Leben kannte als sie selbst, daß er von dem Verstorbenen ehrenrührige Dinge wußte, von denen es gut war, wie der Graf behauptete, daß sie nicht in die Öffentlichkeit kamen. Nach ihrer Meinung sollte er nur ruhig sprechen, sie selbst würden schon urteilen, ob das, was Willberg getan, wirklich so schlimm war, und sie würden zwar gerecht, aber doch auch nachsichtig urteilen, da es sich um einen ihres Standes handelte. Wie kam der Graf überhaupt dazu, so zu reden? Mit anderen Worten hatte er gesagt: ihr habt alle Ursache,

Winkler dankbar zu sein, der auf Urlaub ging, um ein Zusammentreffen und damit ein Duell mit Willberg zu verhindern. Das wurde ja immer schöner. Sie, die ganzen adligen Offiziere, sollten dem einzig Bürgerlichen zu Dank verpflichtet sein? Der Gedanke allein empörte sie. Und wer konnte wissen, ob wirklich so edle Motive, wie Georg vorschützte, ihn zur Reise bewogen hatten? Vielleicht hatte er sich nur gesagt: wenn du ihn siehst, kommt es zu einem Duell, und deshalb war er einfach auf Reisen gegangen, weil er mit Sicherheit darauf rechnen konnte, Willberg bei seiner Rückkehr nicht mehr lebend anzutreffen. Einfach aus Feigheit war er dem Duell aus dem Wege gegangen, er hatte gekniffen, und einen solchen Offizier sollte man im Regiment behalten?

Je länger die Kameraden über den Fall sprachen, um so mehr redeten sie sich in Wut und Zorn hinein, und der Wein, der bei dieser Versammlung im Regimentshaus reichlich floß, erhitzte die erregten Gemüter nur noch mehr.

„Wir müssen eine Abordnung zum Oberst schicken und ihm erklären lassen, daß wir uns weigern, länger mit Winkler im selben Offizierkorps zu stehen. Entweder er oder wir!" rief eine heisere Stimme.

Aber die Verständigen mahnten zur Ruhe, so schlimm stände es vielleicht doch noch nicht, und warum solle man seine eigene Existenz Winklers

wegen auf das Spiel setzen? Man wüßte ja, wie Seine Majestät ihn protegiere, und wenn der hohe Herr etwas davon erführe, wie man über Winkler dächte und daß man beschlossen hätte, nicht länger mit ihm dieselbe Uniform zu tragen, so würde Seine Majestät das vielleicht sehr übel bemerken, um so mehr, als Seine Majestät so wie so nicht gut auf das Regiment zu sprechen war. Erst müsse man über Willbergs Tod Gras wachsen lassen, dann könne man sich gegen Georg wenden. Vorläufig sei weiter nichts zu machen, als ihm noch deutlicher als bisher zu zeigen, daß er dem Offizierkorps als Kamerad nicht willkommen sei, vielleicht ließ er sich dann von selbst versetzen, und wenn er als Bürgerlicher nicht von selbst so zartfühlend wäre, dann müsse es ihm eben beigebracht werden.

Georg merkte sehr bald die Stimmung, die gegen ihn herrschte; man behandelte ihn mit eisiger Kälte, man sprach nicht mit ihm, wenn man es irgend vermeiden konnte, und gab auf seine Fragen nur die allernotwendigste Antwort.

Vierzehn Tage sah Georg sich das Verhalten der Kameraden ihm gegenüber mit an, dann wandte er sich an den Regimentsadjutanten, den einzigen, der ihn in dieser ganzen Zeit wirklich freundschaftlich und kameradschaftlich behandelt hat.

„Ich hab's gewußt, daß Sie kommen würden," sagte der Graf, „und ich habe alles getan, was in meinen Kräften steht, um die Mißstimmung, die

gegen Sie im Offizierkorps herrscht, zu beseitigen. Ich bin für Sie eingetreten und ich habe die Kameraden gewarnt, Sie nicht zum äußersten zu treiben. Leider ohne Erfolg. Auch ohne daß ich es Ihnen sage, wissen Sie, daß die meisten Ihnen Ihr Verhalten in der Angelegenheit Willberg verdenken; man weiß, daß er Sie angeborgt hat, und man verdenkt es Ihnen, daß Sie ihm das Geld nicht gaben, die Herren glauben, daß Willberg es vielleicht dann doch nicht nötig gehabt hätte, Hand an sich zu legen. Ob Ihr Geld ihn wirklich gerettet hätte, um so mehr, als die Spielschuld ja bezahlt ist, ob nicht vielleicht ganz andere Dinge ihn zwangen, zur Waffe zu greifen, das könnte nur Willberg selbst entscheiden, und dessen Mund ist ja verstummt für immer. Auch das habe ich den Herren klarzumachen versucht, aber auch das ist mir leider nicht gelungen. Auch sonst scheinen die Herren noch allerlei gegen Sie auf dem Herzen zu haben."

Totenblaß saß Georg dem Adjutanten gegenüber. „Das also ist es. Gedacht habe ich es mir ja immer, aber daß man mir einen so schweren Vorwurf macht, habe ich nicht erwartet. Was kann ich dagegen tun?"

„Ich habe bereits mit dem Kommandeur darüber gesprochen. Das nächstliegende wäre ja, daß Sie die ehrengerichtliche Untersuchung gegen sich beantragten, aber dazu liegt, fast hätte ich gesagt leider, nicht die geringste Veranlassung vor. Viel-

leicht würde es etwas die Stimmung gegen Sie ändern, wenn Sie mir und dem Kommandeur mitteilen könnten, was Sie im letzten Augenblick über Willberg erfahren und was Sie verhinderte, ihm zu helfen, was Sie veranlaßte, so schwere Anschuldigungen gegen ihn zu erheben. Können Sie es mir nicht sagen? Wenn Sie es wünschen, werde ich selbstverständlich gegen jedermann schweigen, obgleich es natürlich das beste wäre, wenn alle es erfahren könnten."

„Die Entscheidung darüber muß ich mir vorbehalten, vorläufig habe ich nur die Erlaubnis, wenn ich es für unbedingt nötig halte, Ihnen Mitteilung von dem zu machen, was ich erfuhr. Jetzt glaube ich, meinetwegen nicht länger schweigen zu dürfen." Und er erzählte, was Olga ihm anvertraut hatte.

Der Adjutant hörte aufmerksam zu, und als Georg geendet, saß er eine ganze Weile schweigend da.

„Darf ich Sie um Ihr Urteil bitten, Herr Graf?"

Der schwieg auch jetzt noch, aber plötzlich sprang er auf. „Pfui Teufel!" Er schüttelte sich vor Ekel und noch einmal wiederholte er: „Pfui Teufel!"

Georg war sich von Anfang an bewußt gewesen, korrekt gehandelt zu haben, trotzdem atmete er jetzt erleichtert auf. „So finden Sie es also begreiflich, daß ich ihm das Geld nicht gab?"

Der Graf wandte sich ihm schnell zu. „Begreiflich? Es ist überhaupt selbstverständlich, daß Sie dem — dem —“ er suchte anscheinend nach einer Bezeichnung für Willberg, aber im letzten Augenblick besann er sich doch noch — „ich meine es ist selbstverständlich, daß Sie ihm unter diesen Umständen nicht halfen, und jeder wird meine Ansicht teilen. Ich fühle es Ihnen und der jungen Dame ja nach, daß es Ihnen peinlich sein muß, wenn die Geschichte bekannt wird, aber Sie brauchten ja auch schließlich den Namen nicht zu nennen.“

„Ich glaube kaum, daß ich die Erlaubnis dazu erhalten werde, aber ich will es verantworten, daß ich Sie bitte, dem Kommandeur von dem, was ich Ihnen sagte, Mitteilung zu machen. Vielleicht kann er da mit den Herren sprechen, ihnen sagen, daß er orientiert sei und meine Handlungsweise korrekt fände. Das wird vielleicht den gewünschten Erfolg haben.“

„Es muß Erfolg haben. Ich werde den Kommandeur bitten, mit einem heiligen Donnerwetter zwischen die Herren zu fahren, und wenn sie nicht freiwillig zur Vernunft kommen, dann muß man sie eben zwingen. Seien Sie versichert, daß der Kommandeur und ich für Sie tun werden, was wir können.“

„Ich danke Ihnen, Herr Graf.“

Der Adjutant wandte sich zum Gehen und reichte Georg zum Abschied die Hand. Es war das

erste Mal, daß der Graf ihm die Hand gab, das war die erste Freundlichkeit, die Georg seit langer Zeit erfuhr, es war das erste Mal, daß jemand herzlich und warm mit ihm gesprochen und seine Partei ergriffen hatte. Es wurde dadurch doch nichts geändert, aber Georg fühlte sich trotzdem so wohl und glücklich, wie seit langer Zeit nicht, und die Anerkennung, völlig korrekt gehandelt zu haben, erfüllte ihn mit einer großen Genugtuung.

So kannte Olga ihn kaum wieder, als sie am Abend zu ihm kam. In der letzten Zeit war sie fast täglich bei ihm gewesen, denn Georg saß Abend für Abend zu Hause und grübelte und sann, was nur werden solle. Er hatte keine Einladung angenommen, sich nirgends sehen lassen, er hatte nur für sich gelebt und lange Briefe an die Eltern geschrieben, in denen er sein Leid klagte. Es war ihm ein Bedürfnis, sich den Seinen gegenüber auszusprechen, aber wenn die Briefe dann fertig waren, warf Olga sie regelmäßig in den Ofen. „Die Eltern können Dir nicht helfen und nicht raten, was willst Du sie unnötig betrüben und erregen," hatte sie ihm zum erstenmal zur Antwort gegeben, als sie seinen Brief vernichtete, und er sah ein, daß sie recht hatte.

Auch heute erkundigte sie sich gleich nach dem Brief und sie wollte es nicht glauben, daß er gar nicht geschrieben hatte.

„Was ist denn nur geschehen?"

Er erzählte von der Unterredung, die er mit dem Adjutanten gehabt hatte, und fragte schließlich: „Dürfen alle es erfahren, wie Willberg an Dir handelte?"

Olga saß lange nachdenkend da, dann sagte sie: „Ich habe Dich sehr lieb und wenn ich Dir damit nützen könnte, würde ich Dir gern die Erlaubnis geben, offen zu sprechen. Aber es ist nicht klug, auch Deinetwegen nicht. Was geht es die Welt an, daß wir beide miteinander verkehrten? Daß ein junger Leutnant nicht ein keuscher Joseph ist, weiß ja jeder, aber man braucht den Leuten ja nicht gerade unter die Nase zu reiben, daß man eine Freundin hat, und die Welt braucht nicht zu wissen, wie sie heißt und was ihr widerfahren ist. Es würde doch Leute geben, die Dir den Umgang mit mir verdenken, und warum willst Du Dich dem aussetzen?"

Er küßte sie auf die Stirn. „Du hast recht wie immer, in kürzester Zeit wüßte die ganze Stadt von unserm Verhältnis und man würde es mir doch verargen."

Und er wußte nicht, wie es kam, aber plötzlich mußte er daran denken, wie wohl Hildegard die Nachricht aufnehmen würde. Er hatte sie seit seiner Rückkehr nur einmal gesehen, aber seine Gedanken weilten täglich bei ihr und auch jetzt sah er ihr Bild deutlich vor sich.

„Georg, worüber denkst Du so ernsthaft nach?"

Er fuhr aus seinem Sinnen empor, lachend stand Olga vor ihm.

„Du hast mich wohl ganz vergessen? Wenigstens seit einer Minute starrst Du vor Dich hin, an was denkst Du?"

Er blieb ihr die Antwort schuldig. „Sei nicht bös," bat er, „meine Gedanken waren auf Reisen."

„Im schönen Paris?"

Er mußte unwillkürlich lächeln. „Doch nicht ganz, aber jetzt sind sie wieder bei Dir." Und zärtlich zog er sie an sich.

IX.

Es hatte eine Offiziersversammlung stattgefunden, zu der alle Herren des Regiments, mit alleiniger Ausnahme des Herrn Leutnant Winkler, befohlen waren, und allzu sanft war der Herr Oberst mit seinen Leutnants nicht umgegangen. In der gereizten Stimmung, in der er sich so wie so befand, und in der Furcht, vielleicht doch noch den Abschied zu bekommen, bedankte er sich herzlichst dafür, abermals einen Skandal in seinem Offizierkorps zu erleben, und der war unvermeidlich, wenn die andern ihr Benehmen gegen Winkler nicht änderten. Er klärte die Herren auf, soweit er dazu berechtigt war, und versicherte, Georg hätte sich so tadellos benommen, daß mancher andere sich ein Beispiel daran nehmen könne. Im Anfang hatte der Kommandeur daran gedacht, eine Deputation von drei Leutnants zu Georg zu schicken, die ihm den Ausdruck des Vertrauens seitens der Kameraden überbringen und ihn wegen des ungerechten Ver-

dachtes um Verzeihung bitten sollten. Er hatte lange mit seinem Adjutanten darüber gesprochen, ob man Georg nicht eine glänzende Genugtuung schuldig sei, aber der hatte abgewinkt. Ein Zuviel würde mehr schaden als nützen, bestand der Kommandeur auf einer offiziellen Abbitte der andern, so würde das die kaum beruhigten Gemüter wieder erregen. Der Zorn würde neu auflodern und man würde den Bußgang um so mehr als eine große Demütigung empfinden, als Georg doch nur bürgerlich sei und es für den Adel immer peinlich wäre, einem Bürgerlichen sagen zu müssen: Ich tat dir unrecht. Das leuchtete dem Herrn Oberst denn auch schließlich ein und so hielt er jetzt nur eine donnernde Philippika, die mit den Worten schloß: „Ich habe Graf Wettborn befohlen, mir täglich Meldung zu erstatten, wie Sie sich gegen Winkler benehmen. Kommt mir auch nur eine einzige Klage zu Ohren, erfahre ich, daß einer von Ihnen sich in Zukunft nicht so beträgt, wie ich es unter allen Umständen verlangen muß, dann werde ich veranlassen, daß der Betreffende sich drei Tage später in einer Grenzgarnison befindet. Mein Wort darauf."

Das half, wenigstens insofern, als die Kameraden es in Zukunft nicht mehr wagten, sich offen gegen Winkler aufzulehnen und gegen ihn aufreizende Reden und Gespräche zu führen. Sie hatten ihre Gesinnung nicht geändert und freundlicher war diese durch den Anpfiff des Kommandeurs

auch nicht geworden, aber sie behielten ihre Gedanken für sich und trugen nach außen hin, wenn auch kein freundliches, so doch ein gewisses höfliches Wesen zur Schau. Es war immer noch verdammt wenig, was Georg an Kameradschaft geboten wurde, aber es war doch immerhin mehr, als Georg nach den letzten Tagen zu hoffen gewagt hatte. Das jetzige Verhalten der Kameraden erfüllte ihn mit einer gewissen Genugtuung und gutmütig wie er war, bedauerte er fast, daß die Herren seinetwegen so viel Grobheiten zu hören bekommen hatten, aber in seinem Auftreten, in seinem Verkehr verriet er weder das eine noch das andere, er blieb gleich höflich und liebenswürdig, aber auch gleich selbstbewußt und sicher, wie er es von Anfang an gewesen war. Vor allen Dingen aber tat er, als hätte er keine Ahnung, was in den Offiziersverhandlungen verhandelt worden sei, und offiziell wußte er es auch nicht, denn Graf Wettborn hatte es nicht für passend gehalten, ihm direkt mitzuteilen, daß den andern Herren seinetwegen der Standpunkt klargemacht worden sei. Auch das wäre eine zu große Demütigung des Adels vor dem Bürgerstand gewesen. Daß Georg so geschickt den Unwissenden spielte, daß er mit keinem Wort auf das ihm früher bewiesene Mißtrauen zurückkam, daß er in keiner Weise etwas nachtrug, daß er auch jetzt, wo ihm durch den Anschnauzer, den die andern erhielten, eine glänzende Genugtuung widerfahren war, daß

er auch jetzt so bescheiden blieb und sich nicht als den glänzend Gerechtfertigten aufspielte, machte auf die Verständigen im Offizierkorps einen gewissen Eindruck.

Wenn Georg auch nichts davon verriet, so merkte er es doch, daß sich ganz langsam ein gewisser Umschwung der Gesinnung zu seinen Gunsten geltend machte, er sprach nur gegen Olga darüber, aber in seinen Briefen nach Hause berichtete er, daß er sich nun wohl bald hier glücklich fühlen würde. Zeit aber wurde es auch, denn er stand nun bald ein Jahr und länger bei den Zitronenfaltern. Georg fühlte, wie er ein ganz anderer Mensch wurde, sein heiteres Wesen kam wieder zum Durchbruch und seine frohe Natur verdrängte alle trüben Gedanken, die ihn in der letzten Zeit beschäftigt hatten.

Auch seinen Dienst tat er jetzt noch lieber als sonst und in diesen Tagen kam noch eins dazu, ihm denselben sehr angenehm zu machen, sein Hauptmann war auf ein paar Tage verreist, auch sein Oberleutnant war für kurze Zeit beurlaubt, und da es sich um eine dienstlich stille Zeit handelte, war Georg mit der Führung der Kompagnie beauftragt worden.

Am heutigen Vormittag hatte die Kompagnie geschossen, jetzt war Gewehrappell. Georg hatte zuerst den Dienst dem Feldwebel allein übertragen, aber im letzten Augenblick hielt er es doch für seine Pflicht, dem Appell persönlich beizuwohnen. Er

kam ganz unerwartet, die Kompagnie stand auf dem Korridor angetreten, und schon als Georg die Treppen hinaufstieg, hörte er von oben herab ein so lautes Schelten und Fluchen, daß er seine Schritte beschleunigte.

Der Ruf „Der Herr Leutnant kommt!“ ließ mit einem Male Totenstille eintreten und der Feldwebel eilte ihm entgegen, um zu melden.

„Aber Feldwebel, was ist denn los? Sie wissen doch, wie sehr der Herr Hauptmann auf einen guten Ton in der Kompagnie hält, und ich möchte nicht, daß in seiner Abwesenheit irgend eine Änderung eintritt. Was gab es denn?“

„Nichts, Herr Leutnant. Der Herr Leutnant wissen ja aber selbst, wie es auf dem Korridor schallt, wenn man nur etwas lauter spricht als sonst und das muß man, um sich hier überhaupt nur verständlich zu machen. Vielleicht bin ich aber gerade einem grob geworden, der sein Gewehr schlecht geputzt hatte.“

„Werden Sie lieber nicht grob, sondern schreiben Sie den Mann auf, daß er sein Gewehr noch einmal vorzeigt.“

„Zu Befehl, Herr Leutnant.“

Georg hatte mit dem Feldwebel abseits von der Kompagnie gestanden, jetzt entließ er ihn. „Sehen Sie die Gewehre weiter nach.“

Der Feldwebel ging an seinen Platz zurück,

und Georg schritt langsam die Front entlang und sah sich den Anzug der Leute an.

Plötzlich blieb er vor einem Mann seines Zuges stehen. „Aber Petersen, was haben Sie denn gemacht?"

Der hatte ein ganz dickes, geschwollenes Auge und auf der Stirn eine große Beule, die ihn hinderte, die Mütze ordentlich aufzusetzen.

„Sie sehen ja gräßlich aus, wie kommen Sie denn dazu?" erkundigte Georg sich noch einmal.

„Ich bin gefallen, Herr Leutnant."

„Wo denn?"

„Auf der Treppe."

„Ich sag's ja immer, Ihr lahmen Brüder könnt noch nicht mal gehen und dabei bildet Ihr Euch ein, Parademarsch machen zu können," versuchte Georg zu scherzen, und meistens fand er mit solchen harmlosen Witzen vielen Anklang bei seinen Leuten, die es gern sehen, wenn man sie mit ihrer eigenen Ungeschicklichkeit aufzieht. Aber heute zündeten seine Worte nicht, Petersen lachte nicht und auch die herumstehenden Kameraden verzogen keine Miene. Das fiel Georg etwas auf, trotzdem dachte er nicht weiter darüber nach und wandte sich schon zum Gehen, als er zufällig den Unteroffizier van Nissen entdeckte, der stand drei Schritt von ihm entfernt am Fenster und sah den Petersen mit so funkelnden, drohenden Augen an, daß selbst Georg unwillkürlich erschrak.

Und mit einem Male wußte er den wahren Sachverhalt. So hatte ihn sein Instinkt, der ihn von Anfang an gegen den Unteroffizier eingenommen hatte, doch nicht getäuscht. Was er jetzt erfuhr, beschäftigte ihn derartig, daß er sich die Folgen gar nicht klarmachte, als er nun zu dem Soldaten zurückging und ihn einem Kreuzverhör unterzog: Wann er gefallen wäre, wer bei ihm gewesen sei, ob er die Revierstube aufgesucht habe und sich vom Lazarettgehilfen die Wunde hätte kühlen lassen, und wer in der Stube gewesen sei, als er zurückgekommen wäre. Aber aus dem Mann war nichts herauszubekommen. Er war gefallen, gesehen hätte es niemand und gesagt hätte er es auch niemand, um nicht wegen seiner Ungeschicklichkeit ausgelacht zu werden.

„Was wissen Sie davon, Unteroffizier van Nissen?" wandte Georg sich plötzlich an diesen, „Sie sind doch der Korporalschaftsführer, Sie sind doch für Ihre Leute verantwortlich. Warum haben Sie den Mann nicht in die Revierstube geschickt? Die Wunde sieht ja entsetzlich aus."

Noch immer sah der Unteroffizier den Mann mit flammenden Augen an. „Ich weiß von nichts, Herr Leutnant, ich habe die Verletzung erst kurz vor dem Appell entdeckt, da war es zu spät, ihn zum Lazarettgehilfen zu schicken."

Georg wußte, der Unteroffizier sprach die Unwahrheit, aber er wollte ihn aus Gründen der Disziplin und Subordination nicht vor versammelter

Mannschaft Lügen strafen, so nahm er sich denn Petersen beiseite. „Zeigen Sie mir die Stelle, wo Sie auf der Treppe hingefallen sind."

Ein geschickter Lügner hätte Georg irgendwohin geführt und einfach gesagt: Hier, Herr Leutnant. Aber der Soldat war in der Kunst des Heuchelns und Sichverstellens zu wenig bewandert, er wußte nicht, sollte er zur Rechten oder zur Linken gehen, und da nahm Georg ihn nochmals ins Gebet. „Ich will Ihnen mal was sagen, Petersen, Sie kennen mich und Sie wissen, daß ich es mit Euch allen gut meine und ein Auge zudrücke, wo ich es nur immer kann. Aber wenn Sie mir hier die Jacke vollügen und mich zum Narren haben, dann werde ich saugrob, und wenn Sie mich erst von der Seite kennen lernen, dann haben Sie wenig Freude an mir, das garantiere ich Ihnen. Also nun heraus mit der Sprache, es passiert Ihnen nichts, dafür bürge ich Ihnen: wo sind Sie gefallen?"

Petersen stand in einem schweren Kampf, endlich sagte er: „Ich bin gar nicht gefallen."

„Sondern — was ist geschehen?"

„Der Unteroffizier van Nissen hat mir das Kochgeschirr um den Kopf geschlagen."

Georg war empört, obgleich er von Anfang an nicht einen Augenblick daran gezweifelt hatte, daß die Sache so zusammenhing, aber er wollte und durfte sein Empfinden dem Untergebenen gegenüber

auch jetzt nicht verraten, so sagte er denn nur: „Das also ist es, na, es ist gut, treten Sie ein."

Aber der Mann blieb in strammer Haltung vor seinem Leutnant stehen und rührte sich nicht.

„Haben Sie noch etwas auf dem Herzen?" fragte Georg. „Sie wissen, Petersen, beschweren dürfen Sie sich heute noch nicht über den Unteroffizier, das dürfen Sie erst morgen, sonst machen Sie sich selbst strafbar."

„Zu Befehl, Herr Leutnant, beschweren will ich mich auch gar nicht."

„Was wollen Sie denn?"

Der Soldat, ein großer, kräftiger, strammer Mensch, zitterte am ganzen Körper.

„Nur heraus mit der Sprache, zu mir können Sie doch Vertrauen haben. Was wollen Sie noch?"

„Ich möchte den Herrn Leutnant gehorsamst bitten, dem Herrn Unteroffizier nichts zu sagen, daß ich dem Herrn Leutnant die Wahrheit gesagt habe, denn sonst verhaut der Herr Unteroffizier mich heute abend wieder und zwingt auch die Kameraden, mich mit ihren Klopfpeitschen zu bearbeiten."

Georg trat unwillkürlich einen Schritt zurück. „Wie kommen Sie darauf? Das bilden Sie sich doch nur ein. Wie können Sie einem Ihrer Vorgesetzten so etwas zutrauen?" Er sprach gegen seine Überzeugung, aber das Interesse des Dienstes erfordert es, auch jetzt noch den Vorgesetzten in

Schutz zu nehmen, die ganze Wahrheit an den Tag zu bringen, würde sich ja später Gelegenheit finden.

Petersen zitterte immer noch. „Wir kennen den Herrn Unteroffizier ganz genau. In der vorigen Woche hat sich der Meier auch beschweren wollen, weil ihm der Herr Unteroffizier zwei Zähne ausgeschlagen hat, aber der Herr Unteroffizier hat das erfahren und dann hat er ihn mit der Klopfpeitsche geschlagen, bis Blut kam, und wir haben mitschlagen müssen."

„Wie konntet Ihr so etwas tun?"

„Der Herr Unteroffizier hatte uns gedroht, er würde dafür Sorge tragen, daß wir keinen Sonntagsurlaub bekämen, und er hat uns schikaniert, bis wir endlich wütend wurden und dann haben wir auf Meier herumgedroschen, bis der sich nicht mehr rühren konnte."

„Na, und dann?" fragte Georg, der vor Empörung kaum noch an sich halten konnte.

„Dann hat der Herr Unteroffizier eine alte Bibel hervorgeholt, und auf die Bibel hat Meier schwören müssen, daß er sich nicht beschweren würde, und der Herr Unteroffizier hat zu Meier gesagt, wenn er sich nun doch beschwerte, dann wäre er meineidig und würde wegen Meineid mit Zuchthaus bestraft."

Georg war außer sich über das, was er zu hören bekommen hatte, trotzdem sagte er jetzt anscheinend ganz ruhig: „Es ist gut, treten Sie ein."

Aber auch diesmal blieb Petersen stehen und fragte mit beinahe weinerlicher Stimme: „Werden der Herr Leutnant dem Herrn Unteroffizier auch wirklich nichts sagen?"

„Das kann ich nicht versprechen, aber ich bürge Ihnen dafür, daß der Unteroffizier van Nissen sich heute abend nicht an Ihnen vergreift. Der tut Ihnen nichts mehr. Sind Sie nun zufrieden?"

Petersen schüttelte den Kopf. „Dann tun es die anderen Unteroffiziere, die stecken alle mit dem Herrn Unteroffizier unter einer Decke, ganz so schlimm sind sie nicht, aber sie schlagen uns alle."

Georg tat, als hätte er die letzten Worte nicht gehört. „Beruhigen Sie sich nur, es passiert Ihnen heute nichts. Ich werde selbst während der ganzen Nacht in der Kaserne sein und aufpassen. Hoffentlich sind Sie nun zufrieden."

„Zu Befehl, Herr Leutnant."

Petersen trat ein, und auch Georg wollte zur Kompagnie zurückgehen, da sah er in einiger Entfernung den Unteroffizier van Nissen stehen, der anscheinend nur auf den Augenblick wartete, mit ihm sprechen zu können, und kaum war Georg allein, als der Unteroffizier auch schon mit schnellen Schritten auf ihn zutrat.

„Was wollen Sie von mir?" fragte Georg kurz.

Nissen bemühte sich vergebens, seine Angst und seine Unruhe zu verbergen, und seine unsteten Augen flackerten heute noch mehr als sonst.

„Was wollen Sie?" fragte Georg noch einmal.

Umsonst bemühte sich der Unteroffizier, seine Stimme in die Gewalt zu bekommen, sie zitterte merklich, als er nun sagte: „Ich wollte den Herrn Leutnant nur gehorsamst bitten, ich kann mir denken, was der Petersen dem Herrn Leutnant gesagt hat, und da möchte ich gehorsamst bitten, ihm nicht zu glauben, er ist der größte Lügner und Verleumder auf der ganzen Kompagnie. Der Herr Hauptmann wissen das auch und hat mir den Befehl gegeben, gerade auf Petersen, der ein verkappter Sozialdemokrat ist, aufzupassen. Das wissen seine Kameraden auch, und der Herr Leutnant können die ganze Kompagnie und die ganze Korporalschaft fragen, und alle werden dasselbe sagen: Petersen lügt."

In Georgs Gesicht spiegelte sich eine grenzenlose Verachtung aus, denn jedes Wort des Petersen hatte deutlich bewiesen, daß er die Wahrheit sprach. Während Georg sich mit ihm unterhielt, hatte Nissen sicher auf seine Leute eingewirkt und ihnen mit neuen Mißhandlungen gedroht, wenn sie Petersen nicht als Lügner hinstellen würden. Ein Gefühl des grenzenlosen Ekels und des größten Abscheus gegen den Unteroffizier, der sich an einem wehrlosen Untergebenen vergriffen hatte, erfüllte ihn; am meisten aber verachtete er ihn deshalb, weil er nun auch noch seine Schuld zu leugnen versuchte. So sagte er denn jetzt: „Also nicht nur gemein, sondern auch noch feige? Pfui!"

Der Unteroffizier wurde blaß, aber er machte noch einen Versuch, sich reinzuwaschen. „Der Herr Leutnant wissen ja, wie der Herr Hauptmann über mich denkt, das hat der Herr Hauptmann dem Herrn Leutnant ja auch gesagt, und wenn der Herr Hauptmann vom Urlaub zurück ist und mit dem Herrn Leutnant über mich spricht, dann werden der Herr Leutnant schon einsehen, daß der Herr Leutnant mir jetzt bitter unrecht tun."

Georg hörte deutlich die Infamie aus diesen Worten heraus, sie erinnerten ihn an den Morgen, an dem er schon einmal des Unteroffiziers wegen angefahren worden war, und deutlich merkte er, wie Nissen sich schon jetzt auf den Tag freute, an dem er zum zweitenmal eine Zurechtweisung erfahren würde, weil er es gewagt hatte, an einem so vortrefflichen Unteroffizier, wie Nissen es war, zu zweifeln. Die Zornesadern schwollen ihm auf der Stirn, aber er zwang sich gewaltsam zur Ruhe, dann sagte er: „Unteroffizier van Nissen, ob ich Ihnen unrecht tue oder nicht, wird sich später herausstellen, vorläufig sind Sie in meinen Augen der fortgesetzten Mißhandlungen Ihrer Untergebenen mehr als verdächtig."

Nissen wollte sich abermals verteidigen, da erschien der Feldwebel, um zu melden, daß die Gewehre nachgesehen seien.

„Schön, daß Sie kommen, Feldwebel," wandte sich Georg ihm zu und sagte dann mit fester, klarer

Stimme: „Feldwebel, nehmen Sie dem Unteroffizier van Nissen das Seitengewehr ab und führen Sie ihn in Untersuchungshaft."

Der Unteroffizier wurde weiß wie die Wand und taumelte zurück.

„Nun, Feldwebel, wird es bald?" fragte Georg, als der immer noch zögerte, den Befehl auszuführen, „haben Sie mich nicht verstanden?"

„Zu Befehl, Herr Leutnant," gab der etwas zögernd zur Antwort, „ich dachte nur, was der Herr Hauptmann wohl sagen werden, wenn der Herr Hauptmann es erfahren."

Unwillkürlich legte Georg die Hand an den Säbel. „Zum Donnerwetter, Feldwebel, führe ich die Kompagnie oder Sie? Antwort will ich haben."

„Der Herr Leutnant."

„Schön, daß Sie das einsehen, und entweder führen Sie jetzt den Unteroffizier in Arrest oder ich bestrafe Sie selbst wegen Ungehorsam."

Diese energische Sprache half und der Feldwebel gab seinen Widerstand auf. „Schnallen Sie ab, Unteroffizier van Nissen."

Der öffnete ganz mechanisch sein Koppel und ließ das Seitengewehr zur Erde fallen.

Der Feldwebel hob es auf. „Kommen Sie."

Und ohne den Blick noch einmal zu erheben, schritt der Unteroffizier mit schlotternden Knien neben dem Feldwebel die Treppe hinunter, und wenig später sah Georg sie zusammen über den

Hof gehen. Gleich darauf verschwanden beide in dem Arresthaus, das sich in der äußersten rechten Ecke des großen Kasernenhofes befand.

Erst jetzt wurde Georg klar, was er getan, und für eine Sekunde stiegen Zweifel in ihm auf, ob er nicht doch vielleicht zu rasch, zu unüberlegt gehandelt habe. So rief er sich denn jetzt den Meier heran, erzählte ihm, was der Petersen ausgesagt hätte, und fragte ihn auf Ehre und Gewissen, ob alles wahr sei.

„Haben Sie schwören müssen?"

„Zu Befehl, Herr Leutnant."

„Haben Sie Prügel bekommen?"

„Ich kann's dem Herrn Leutnant noch zeigen."

Auch die Leute mußten gesehen haben, daß der Unteroffizier in Arrest abgeführt war, sonst hätte der Mann wohl nicht so frei gesprochen.

„Zeigen Sie es mir."

Der Mann zog sein Beinkleid herunter, und auf dem Gesäß zeigten sich deutlich dicke blutunterlaufene Striemen, die von dem Schlagen mit der Klopfpeitsche herrührten.

„Es ist gut."

Der Mann kleidete sich wieder an, und trotz der Spuren der grausamen Mißhandlungen befiel Georg bei deren Anblick doch fast ein frohes Gefühl; so hatte er dem Unteroffizier also doch nicht unrecht getan, dessen Schuld war bewiesen.

Bald darauf kam der Feldwebel zurück. „Befehl ausgeführt."

„Danke. Lassen Sie die Leute forttreten, ich möchte nur noch die Unteroffiziere sprechen."

In einem Halbkreis standen diese gleich darauf vor ihrem Leutnant, und absichtlich ließ Georg sie stramm stehen, um seinen Worten auch äußerlich einen größeren Nachdruck zu verleihen. „Ich teile Ihnen zunächst mit, daß ich den Unteroffizier van Nissen wegen grober Mißhandlung seiner Untergebenen in Arrest habe abführen lassen. Wie immer, ist die Sache auch heute durch einen Zufall an das Tageslicht gekommen. Wäre ich heute, wie es ursprünglich meine Absicht war, dem Appell ferngeblieben, dann hätte ich vielleicht nie etwas davon erfahren und die niederträchtige Schweinerei, denn anders kann man diese unglaublichen Zustände nicht bezeichnen, wäre ruhig weitergegangen. Es sind mir Andeutungen gemacht, daß viele Unteroffiziere mit Nissen unter einer Decke stecken. Ich weiß nicht, ob ich mir das so erklären soll, daß Sie um seine Mißhandlungen wußten und sie nicht meldeten, oder ob Sie sich ebenfalls an Ihren Leuten vergriffen, ich will das jetzt nicht weiter untersuchen, das wird später die Sache des Gerichts sein. Heute will ich Ihnen nur sagen, daß ein jeder, der sich nicht ganz frei von Schuld fühlt, sich bis in sein tiefstes Innere hinein schämen soll. Ich bin gewiß der letzte, der es einem Unteroffizier

verdenkt, wenn er sich in seinem Zorn über die Dummheit oder die Starrköpfigkeit des Untergebenen einmal hinreißen läßt, diesem einen Schlag oder einen Stoß zu geben. Auch das soll nicht sein, gewiß nicht, aber wir sind alle Menschen und können uns einmal vergessen. Das wissen unsere Leute auch und deshalb denken sie auch nicht daran, einen in der Erregung erhaltenen Schlag übelzunehmen; sie wissen, daß so etwas absolut nicht böse gemeint ist, und sie wissen ganz genau, daß sie später als Rekrutengefreite ihren Leuten auch einmal einen heimlichen Rippenstoß geben werden und daß dann auch sie sich nichts Böses dabei denken. Aber es ist ein himmelweiter Unterschied, ob man sich im Diensteifer einmal vergißt oder ob man wissentlich und mit Überlegung jemand mißhandelt. Das erstere ist menschlich, das letztere ist einfach gemein und roh. Den Unteroffizier van Nissen und jeden, der sich gleicher Handlungen schuldig machte, wird die verdiente Strafe treffen. Jetzt möchte ich nur noch eine andere Sache kurz mit Ihnen besprechen. Es ist mir gesagt worden, daß die Leute Angst haben, heute nacht allein mit Ihnen zusammen in der Kaserne zu sein, weil sie fürchten, daß Sie dafür Rache nehmen werden, daß ich den Unteroffizier van Nissen in Untersuchungsarrest geschickt habe. Es ist ein schönes Zeichen für Sie, daß die Leute Sie fürchten, anstatt Vertrauen zu Ihnen zu haben, und Sie haben alle Ursache, darauf sehr stolz

zu sein." Es klang eine grausame Ironie aus diesen Worten, dann fuhr Georg fort: „Ich will zu Ihrer Ehre annehmen, daß diese Befürchtungen grundlos sind, aber ich habe versprochen, aufzupassen, daß sich keiner von Ihnen an einem Mann vergreift. Ich befehle deshalb dem Feldwebel und Vizefeldwebel, bis zum Schlafengehen die Stuben der Mannschaften fortwährend zu kontrollieren und sich alle zwei Stunden abzulösen, sämtliche Türen bleiben offen, auch heute nacht. Um neun Uhr übernehme ich selbst die Wache. Das wollte ich Ihnen nur mitteilen."

Die Unteroffiziere waren entlassen. Georg hatte während der Ansprache aufmerksam in ihren Gesichtern gelesen, gar mancher war abwechselnd blaß und rot geworden, einige hatten sich bemüht, eine Miene zu machen, als ginge sie die ganze Sache nichts an, als wären sie frei von jeder Schuld, aber er hatte doch die Empfindung, als wenn nur ganz wenige ein absolut reines Gewissen hätten.

Mit dem Feldwebel zusammen ging Georg in die Kompagnieschreibstube, um den Tatbericht über den Unteroffizier van Nissen aufzusetzen und das Schriftstück dem Bataillon einzureichen. Von da ging es dann an das Regiment und bei der Schwere des vorliegenden Falles an die höheren Instanzen weiter. Georg hatte den als Schreiber kommandierten Gefreiten hinausgeschickt und wandte sich

nun an den Feldwebel. Er war über das, was er gehört und gesehen, ganz entsetzt und sprach sich jetzt offen darüber aus. „Sagen Sie mir nur, Feldwebel, wie ist so etwas möglich? Wie ist es denkbar, daß so etwas wochenlang betrieben wird, ohne daß jemand etwas davon erfährt? Haben Sie denn auch nichts davon gewußt? Sie wohnen doch mit den Mannschaften auf demselben Korridor, Sie werden doch oft, sowohl bei Tag wie am Abend, durch die Stuben gegangen sein, haben Sie nie etwas Verdächtiges bemerkt?"

Statt jeder Antwort zuckte der Feldwebel nur mit den Achseln

„Was soll das heißen?" fragte Georg, „Sie wollen mir damit doch nicht sagen, daß Ihnen die ganze Sache völlig neu und überraschend kommt?"

„Das nun gerade nicht," meinte der Feldwebel nach einer Pause, „und jetzt, wo die Angelegenheit ja doch zur Sprache kommen wird, kann ich ruhig reden, in der Untersuchung werde ich ja doch als Zeuge vernommen und muß unter meinem Eid alles aussagen, was ich weiß."

„Und was wissen Sie?"

„Eigentlich nicht viel, Herr Leutnant, und mit gutem Gewissen kann ich beschwören, daß ich nie etwas gehört und gesehen habe, und ebenso kann ich beschwören, daß nie ein Mann zu mir gekommen ist und Klage geführt hat. Nie hat sich einer beschweren wollen, ich hätte mich ja auch strafbar

gemacht, wenn ich eine Sache, die mir dienstlich gemeldet worden wäre, nicht weitergegeben, sondern unterdrückt hätte."

„Gewiß, und haben Sie jetzt ein ganz gutes Gewissen?"

Der Feldwebel dachte einen Augenblick nach „Ich glaube ja, Herr Leutnant, und ich bin sicher, daß man mir vor Gericht nichts anhaben kann, und das ist für einen alten Soldaten, der in wenigen Monaten seine zwölf Jahre rum hat und sich dann tausend Mark Zuschuß und seinen Zivilversorgungsschein verdiente, doch schließlich die Hauptsache."

„Wenigstens nach außen hin," meinte Georg, „aber mir scheint aus Ihren Worten hervorzugehen, daß Sie sich innerlich selbst nicht ganz schuldlos fühlen."

„Ich glaube doch, Herr Leutnant. Wie gesagt, gehört und gesehen habe ich nie etwas, aber ich hab's geahnt, daß irgend etwas in der Korporalschaft von dem Nissen nicht in der Ordnung war. Merkwürdig oft war einer von seinen Leuten hingefallen und hatte sich verletzt, oder war in der Dunkelheit gegen irgend etwas angerannt. Ich habe mir Nissen vorgenommen und zu ihm gesagt: ‚Sie schlagen Ihre Leute doch nicht?' Natürlich gab er mir ein Nein zur Antwort. Ich hätte darauf schwören mögen, daß er log, aber was sollte ich machen? Sollte ich die Leute hinter dem Rücken

des Unteroffiziers ausfragen? Richtig wäre es ja vielleicht gewesen, aber die Disziplin und die Subordination gehen schon so wie so mit Riesenschritten ihrem Ende entgegen. Herrgott, wenn man daran denkt, wie man früher die Kerls auf Draht ziehen konnte, wie man sie um den kleinen Finger wickeln konnte, und jetzt? Es ist für einen alten Soldaten einfach zum Weinen. Na, und das bißchen Autorität, das wir uns trotz der zweijährigen Dienstzeit noch gerettet haben, zerstören und untergraben die Zeitungen mit ihrem verdammten Geschreibsel über die unwürdige Behandlung der Untergebenen. Na, und daß unsereins da nicht mehr tut, als man unbedingt muß, um solche Geschichten aufzudecken, das kann man einem alten Soldaten eigentlich nicht verdenken."

Georg stimmte ihm zum Teil bei. „Aber ganz recht ist es nicht."

„Ich weiß, Herr Leutnant, aber was hätte ich davon gehabt, wenn ich eine Sache dienstlich gemeldet hätte, von der ich offiziell keine Ahnung hatte? Man hätte mir meine Kapitulation nicht erneuert, ich hätte meine tausend Mark nicht bekommen und hätte zusehen können, was aus mir geworden wäre. Nicht etwa, als ob man mich durch die Nichterneuerung meiner Kapitulation hätte bestrafen wollen, im Gegenteil, man hätte mich vielleicht sogar belobt, aber gedankt hätte es mir von

den Herren Vorgesetzten doch keiner, daß ich solche Sachen ohne jede zwingende äußere Veranlassung zur Sprache brachte."

Georg konnte auch jetzt dem Feldwebel nur zustimmen und zum erstenmal beschäftigte ihn die Frage: „Wie wird man es dir danken, daß du diesen Skandal zur Anzeige gebracht hast?"

„Ich bin auch verheiratet," fuhr der Feldwebel nach einer kleinen Pause fort, „der Herr Leutnant wissen ja, ich habe zwei Kinder und mit denen will man doch nicht plötzlich auf der Straße liegen. Es ist so gräßlich schwer für unsereins, eine Stellung zu finden, die alten Unteroffiziere mit dem Zivilversorgungsschein laufen oft Jahr und Tag umher, denn jeder Beruf ist überfüllt. Da dient man denn solange man kann, statt der zwölf Jahre zwanzig und manchmal noch länger, da hat man wenigstens seine Stellung, sein Gehalt und seine Wohnung, und das alles setzt man doch nicht aufs Spiel, wenn man nicht unbedingt muß. Da drückt man schon im Interesse der eigenen Existenz ein Auge zu, wenn man es irgend kann, und ich habe es gekonnt."

„Haben Sie nie mit dem Herrn Hauptmann über Nissen gesprochen?"

„Oft genug, Herr Leutnant. Ich habe dem Herrn Hauptmann sogar wiederholt Andeutungen gemacht, daß es mir so vorkäme, als ob Nissen seine Leute nicht richtig behandele."

„Und was hat der Herr Hauptmann darauf erwidert?“ fragte Georg neugierig.

„Das erste Mal hat er mich ausgelacht, dann ist er mir grob geworden. Der Herr Leutnant wissen ja, daß Nissen später Feldwebel werden soll, da meinten denn der Herr Hauptmann, ich wäre schon jetzt auf meinen Nachfolger eifersüchtig. Nun, dazu hatte ich doch gar keine Veranlassung, denn Nissen muß doch erst noch Sergeant und Vizefeldwebel werden, ehe er mich oder einen andern ablöst. Das habe ich dem Herrn Hauptmann auch erklärt, aber der meinte, eifersüchtig wäre ich doch, schon deshalb, weil er ihn protegierte, und er hat mich ermahnt, Nissen mit gerechten Augen anzusehen und nicht beständig auf ihm herumzureiten. Na, da habe ich denn geschwiegen, nur einmal habe ich noch gesprochen und den Herrn Hauptmann auf eine rote Backe aufmerksam gemacht, man sah noch ordentlich die Ohrfeige, die der Kerl bekommen hatte. Natürlich war der Mann aus Nissens Korporalschaft.“

„Hat der Herr Hauptmann den Unteroffizier zur Rede gestellt?“

„Ich glaube nicht, Herr Leutnant, mich fragte der Herr Hauptmann nur, ob ich noch nie in meinem Leben einem Mann eine Ohrfeige gegeben hätte. Na, das konnte ich ja nun nicht abschwören, und da meinte der Herr Hauptmann, dann dürfe ich auch

nicht wegen einer Schuld, die ich selbst einmal begangen, den Nissen bei ihm verhetzen."

Georg wurde nachdenklich. „Sagen Sie mal, Feldwebel, glauben Sie, daß der Herr Hauptmann etwas davon gewußt hat, wie Nissen seine Leute behandelte?"

„Das wohl gerade nicht, Herr Leutnant, denn Nissen war immer sehr vorsichtig, er schlug die Leute nur selten ins Gesicht, man sah ihnen äußerlich nie etwas von erhaltenen Mißhandlungen an, und ich begreife nicht, wie er sich hat heute hinreißen lassen, so unvorsichtig zu sein, den Petersen derartig an den Kopf zu schlagen. Nein, gewußt hat der Herr Hauptmann wohl nichts davon, aber gewundert hat es mich doch oft, daß er dem Nissen solche Gewalt über die Leute einräumte. Wer einen Strafrapport und so etwas ähnliches hatte, mußte sich immer bei Nissen melden. Ich habe mich einmal darüber bei dem Herrn Hauptmann beklagt, denn ich bin doch der Feldwebel und konnte mir einen Eingriff in meine Rechte doch nicht ohne weiteres gefallen lassen, ich mußte das doch als ein in mich gesetztes Mißtrauen auffassen, aber der Herr Hauptmann sagte, ich solle mich nicht auslachen lassen, ich wüßte doch, wie er über mich dächte, ich hätte doch genug zu tun, und lediglich um meinen Dienst zu erleichtern und mir einen Teil desselben abzunehmen, hätte er diese Einrichtung getroffen. Als ich dem Herrn Hauptmann sagte, daß dann doch noch der Vize-

feldwebel und der Sergeant da wären, meinte der Herr Hauptmann, ich müßte es doch wohl ihm überlassen, welchen Unteroffizier er als meinen Stellvertreter für den geeignetesten hielte, das hinge doch von der Persönlichkeit des Betreffenden und nicht von seiner Charge ab."

„Das ist sehr richtig, aber mir ist es immer ein Rätsel gewesen, warum der Herr Hauptmann den Nissen so protegiert."

„Mir nicht, Herr Leutnant, ich kenne den Herrn Hauptmann nun schon lange Jahre. Der Herr Hauptmann ist ein seelensguter Mensch, aber sehr empfänglich dafür, wenn einer es versteht, ihm um den Bart zu gehen. Und das hat der Nissen getan wie kein anderer, der ist fortwährend um den Herrn Hauptmann herumgetanzt und rumgeschwänzelt und hat sich bei ihm gut Kind gemacht. Ich bin nur begierig, was der Herr Hauptmann sagen werden, wenn er vom Urlaub zurückkommt und etwas von der Geschichte erfährt."

„So lange dürfen wir den Herrn Hauptmann nicht auf Nachricht warten lassen, er hat mich beauftragt, ihm sofort zu telegraphieren, wenn sich während seiner Abwesenheit etwas Wichtiges auf der Kompagnie ereignen sollte. Ich hatte das ganz vergessen, bitte, schreiben Sie gleich ein Telegramm: ‚Habe Unteroffizier van Nissen wegen wiederholter Mißhandlung Untergebener in Untersuchungsarrest abführen lassen müssen.'"

Der Feldwebel schrieb die Depesche, und Georg nahm sie selbst mit zum Telegraphenamt.

Schon am nächsten Mittag kam der Hauptmann vom Urlaub zurück, er hatte sofort nach Empfang des Telegramms seine Reise unterbrochen und befand sich nun in einer Aufregung, die Georg weder verstehen noch begreifen konnte. Gewiß, angenehm war die Sache ja nicht, aber immerhin mußte er ihm dankbar sein, daß er die Zustände aufgeklärt und weiteren Mißhandlungen ein Ende bereitet hatte. Aber statt dessen war der Vorgesetzte von einer Wut und von einem Zorn gegen Georg erfüllt, der alle Grenzen überstieg. Gleich nach seiner Rückkehr ließ er Georg in die Kaserne holen und hatte mit diesem eine Aussprache, bei der es Georg fast unmöglich wurde, sich zu beherrschen und die Vorwürfe über sich ergehen zu lassen. „Ich bin gewiß weit davon entfernt, das, was Nissen tat, zu billigen, noch weniger aber kann ich Ihr Verhalten billigen, Herr Leutnant. Sie hätten mich zuerst benachrichtigen müssen, ich wäre dann sofort zurückgekommen und hätte die Sache selbst untersucht, dann wäre es immer noch Zeit gewesen, gegen den Unteroffizier vorzugehen. Ich kann Ihnen den Vorwurf nicht ersparen, daß Sie schnell und unüberlegt gehandelt haben. Es kommt mir beinahe vor, als ob Sie sich in Ihrer Würde als Kompagnieführer hätte zeigen und sich brüsten wollen. Sie wissen, wieviel ich von Nissen hielt, da durften

Sie schon mit Rücksicht auf mich nicht so eigenmächtig vorgehen, um so weniger, als ein zwingender Grund hierzu nicht vorlag. Wer viel fragt, bekommt viel Antwort, das ist eine alte Geschichte. Sie hätten es ruhig abwarten können, ob der Petersen oder der Meier sich beschweren würden, dann wäre es immer noch früh genug gewesen, so zu handeln, wie Sie es taten, aber vielleicht hätte es auch dann genügt, wenn Sie den Unteroffizier ins Gebet genommen und ihm mit einer Anzeige gedroht hätten, falls er sich wieder so etwas zuschulden kommen ließ. Statt dessen fragen und fragen Sie darauf los, bis Sie endlich wußten, was Sie wissen wollten. Sie haben ja immer auf den Unteroffizier eine Wut gehabt, jetzt haben Sie Ihren Zorn gekühlt, nun sind Sie wohl zufrieden?"

Georg zwang sich gewaltsam zur Ruhe. „Ich wäre gegen jeden anderen Unteroffizier genau so vorgegangen."

Der Hauptmann lachte höhnisch auf, so daß Georg das Blut in die Wangen stieg.

„Ich muß gehorsamst bitten, Herr Hauptmann, in meine Worte keinen Zweifel zu setzen."

„Und ich muß noch dringender bitten, Herr Leutnant, daß Sie mich hier nicht gewissermaßen zur Rede stellen. Wenn Ihnen das nicht paßt, was ich Ihnen sage, so wissen Sie ja, daß Ihnen das Recht zusteht, sich zu beschweren."

„Zu Befehl, Herr Hauptmann."

Der Hauptmann ging wie ein rasendes Tier in der Kompagnieschreibstube auf und ab, jetzt blieb er mit blutunterlaufenen Augen vor Georg stehen, so daß dieser wirklich erschrak. Er kannte seinen Vorgesetzten, der sonst das Bild der größten Ruhe und Vornehmheit gewesen war, kaum wieder.

„Herr Leutnant, wissen Sie überhaupt, was Sie getan haben?" fuhr der Vorgesetzte ihn an. „Von den Unannehmlichkeiten, die Sie mir selbst bereiteten, will ich gar nicht reden, aber wenn Sie nicht an mich dachten, so hätten Sie an das Regiment denken müssen und auch an sich selbst. Kaum ist die Geschichte mit dem kleinen Willberg etwas vergessen, kaum ist es Ihnen gelungen, den Verdacht von sich zu lenken, als hätten Sie da nicht ganz korrekt gehandelt, da rühren Sie eine neue Geschichte auf, die alle Zeitungen wieder aufnehmen werden. Die Presse der ganzen Welt wird über uns herfallen, das Regiment wird in dem Mund aller sein, man wird uns mit Kot bewerfen und wir müssen stillhalten. Wenn so etwas einem anderen Truppenteile passiert, dann ist das nicht so schlimm, aber wir, als Garderegimenter, müssen darauf halten, daß nichts über uns in die Öffentlichkeit dringt, was nicht über jeden Zweifel erhaben ist. Man soll seine schmutzige Wäsche in seinen eigenen vier Wänden waschen, und ich wiederhole, daß das in diesem Falle sehr gut gegangen wäre. Mit einem strengen Verweis, von dem nur die

höheren Vorgesetzten etwas erfahren hätten, wäre die Sache erledigt gewesen. Das haben Sie durch die übereilte Eingabe des Tatberichtes verhindert, das Bataillon muß die Sache jetzt weitergeben, ein öffentlicher Skandal ist unvermeidlich. Aber das nicht allein, auch Seine Majestät wird von dem Prozesse hören, und trotz der Allerhöchsten Huld, deren Sie sich erfreuen, wird Seine Majestät mit Ihrem Verhalten wenig einverstanden sein."

„Ich bitte um Verzeihung, wenn ich dem Herrn Hauptmann widerspreche, ich weiß ganz genau, wie Seine Majestät über Soldatenmißhandlungen denken."

„Ich auch," fuhr der Vorgesetzte auf, „aber man hat nicht nötig, aus jeder Mücke einen Elefanten zu machen und unüberlegt wirbelt man keinen Dreck auf."

Georg stieg das Blut abermals in die Wangen. „Ich bin mir keiner Schuld bewußt, wenn ich dennoch falsch gehandelt habe, so werde ich die Folgen zu tragen wissen."

Auch der Hauptmann bekam einen dunkelroten Kopf. „Das werden Sie schon müssen, ob Sie wollen oder nicht, aber damit ist mir nicht gedient, weder mir noch dem Regiment. Ob Sie den Abschied bekommen oder nicht, ist uns ganz gleichgültig, wir haben früher ohne Sie gelebt und werden das in Zukunft auch können. Aber mit

Ihrer Verabschiedung ist diese Sache nicht aus der Welt geschafft."

„Vielleicht aber mit einer strengen und gerechten Bestrafung des Schuldigen. Wenn die Öffentlichkeit sieht, daß solche Vorgänge die allerhärteste Sühne finden, wird sie sich schnell wieder beruhigen."

„So, glauben Sie?" fragte der Hauptmann höhnisch, „Sie werden ja noch Gelegenheit genug finden, Ihr Verhalten in dieser Angelegenheit zu erklären und zu rechtfertigen."

Georg war empört über die ungerechte Behandlung, die ihm seitens seines Hauptmanns zuteil geworden war, sein Entschluß, sich zu beschweren, stand fest. Aber er gab ihn am nächsten Morgen wieder auf, als er auf das Bataillons- und auf das Regimentsbureau gerufen wurde. Auch da herrschte eine unbeschreibliche Aufregung, und wenn man auch sein Verhalten und seine streng gerechte Auffassung pro forma lobte, so bekam er doch auch hier Dinge zu hören, die er nicht erwartet hatte.

„Sie hätten sich klarmachen müssen, daß die Öffentlichkeit und vielleicht auch das Gericht sich nicht nur an den Unteroffizier halten wird. Man wird fragen: Wie war so etwas möglich, wie konnte so etwas vorkommen, wenn eine genügende Beaufsichtigung seitens der höheren Vorgesetzten stattfand? Sie als Leutnant wissen, daß diese Be-

aufsichtigung nur darin bestehen kann, daß wir die Unteroffiziere immer und immer wieder ermahnen, sich nicht an ihren Leuten zu vergreifen, und daß wir sie auf die Folgen aufmerksam machen, wenn sie es dennoch tun. Wir stecken nicht in jedem Unteroffizier drin, wir können nicht beständig bei Tag und Nacht die Kasernements revidieren, wir können nicht mehr tun, als bereits jetzt unsererseits geschieht, um die Mißhandlungen zu vermeiden. Aber trotzdem macht man uns Vorgesetzte in erster Linie verantwortlich; Sie werden ja sehen, was bei der Geschichte herauskommt."

Deutlich sprach aus den Worten der Vorgesetzten die Angst um ihre eigene Existenz, und unwillkürlich mußte Georg an das denken, was ihm einmal sein früherer Hauptmann in seinem alten Regiment gesagt und das dem Sinne nach gelautet hatte: „Die Soldatenmißhandlungen werden erst aufhören, wenn in zwei Punkten eine Änderung eintritt. Erstens müssen die Vorgesetzten nicht durch die höheren Vorgesetzten verrückt gemacht werden, und der Hauptmann und der Major müssen wissen, daß eine verunglückte Besichtigung ihnen nicht den Hals kosten kann. Jetzt sehen sie dem Eintreffen einer Exzellenz mit Zittern und Bangen entgegen. Nur um bei der Vorstellung gut abzuschneiden, wird darauf los gedrillt, was das Zeug halten will, der Major schreit den Hauptmann an, der Hauptmann

die Leutnants und diese die Unteroffiziere. Von Stufe zu Stufe werden die Grobheiten deutlicher, und die Unteroffiziere müßten Engel sein, wenn sie nicht ihre Wut an den Kerls ausließen, die doch schließlich, wenn auch nur indirekt, an dem ganzen Unglück schuld sind. Wenn der Hansen sein Gewehr falsch trägt, bekommt der Hauptmann einen Anpfiff, daß er nicht genügend Wert auf die Gewehrhaltung in seiner Kompagnie legt. Natürlich ist der Vorwurf ungerecht, das weiß der höhere Vorgesetzte auch ganz genau, aber das schadet nichts, die Hauptsache ist doch, daß der Hauptmann in Wut gerät und Dampf auffetzt. Kein Mensch arbeitet heute mehr an der Ausbildung der Armee, jeder kämpft um seine Existenz, einem jeden droht täglich aus tausend Gründen die Verabschiedung, und lediglich um diese so weit wie möglich hinauszuschieben, werden gegen die Untergebenen aller Grade Ungerechtigkeiten begangen, die zum Himmel schreien. Über Leichen geht heutzutage der Weg zum Avancement, und es wird erst wieder anders werden, wenn man aufhört, im Zeitalter der Besichtigungen zu leben, wenn man nicht mehr für sich selbst, sondern für die ganze Armee arbeitet.

„Erst dann wird wieder Ruhe in die Gemüter einkehren und man wird dann nicht mehr mit Schlägen und Mißhandlungen zu erreichen suchen,

was man in Güte viel besser und ebenso schnell erzielt.

„Das ist das eine, und zweitens werden die Mißhandlungen erst dann aufhören, wenn die Vorgesetzten den Mut haben, alle Klagen weiterzugeben, alles, was sie mit eigenen Augen sehen, entweder selbst zu bestrafen oder höheren Orts zur Bestrafung zu melden. Diesen Mut hat naturgemäß nur derjenige, der entweder sehr reich ist und dem es ganz einerlei ist, ob er anstatt seines Gehaltes die geringere Pension bezieht, oder derjenige, der bei den höheren Vorgesetzten sehr gut angeschrieben ist und sich sagt: ‚Es schadet mir in meiner Karriere nicht, wenn die Schweinereien meiner Unteroffiziere, an denen ich doch selbst ganz unschuldig bin, bekannt werden.‘

„Wer aber für seine Zukunft so wie so schon zittert und bebt, der sagt sich natürlich schon selbst: ‚Ich stehe schon nicht allzu sicher auf meinen Beinen, wird es nun auch noch bekannt, daß meine Unteroffiziere schlagen, dann kann ich mir nur einen Zylinder kaufen.‘ Und wer will es einem armen Hauptmann oder einem armen Major schließlich so arg verdenken, wenn er es einmal versucht, eine Beschwerde nicht weiter zu geben, oder wenn er einen Unteroffizier, den er beim Schlagen ertappt, nur ermahnt, anstatt ihn gleich zu strafen?“

Damals hatte Georg seinem Hauptmann zugestimmt, jetzt aber begriff er doch nicht, daß die Vorgesetzten es lieber gesehen hätten, wenn er die unglaublichen Roheiten nicht zur Sprache gebracht hätte.

„Ich höre schon," meinte der Oberst, „wie Seine Majestät zu mir sagen wird: ‚Erst die Geschichte mit Willberg und nun der noch größere Skandal mit den Unteroffizieren. In Ihrem Regiment herrschen ja nette Zustände,'" und dann hatte der Kommandeur hinzugesetzt: „Wenn die Geschichte mir den Kragen kostet, so sind Sie daran schuld, Sie ganz allein, und gerade von Ihnen hätte ich es nicht erwartet, daß Sie uns diese Sauce anrühren würden."

Georg hörte deutlich heraus, daß der Oberst, nachdem er kürzlich für ihn so eingetreten war, als Dank erwartet hatte, daß er auf den Ruf des Regiments mehr Rücksicht nehmen würde, aber trotzdem war sich Georg keiner Schuld bewußt und eine innere Stimme sagte ihm, daß er so gehandelt hätte, wie er als anständiger Mensch hätte handeln müssen.

Und ebenso wie die Vorgesetzten verdachten auch die Kameraden es Georg, daß er die Sache gleich dienstlich nach oben hin gemeldet hatte. Nicht etwa, als ob sie den Unteroffizier in Schutz nahmen, im Gegenteil, es wurden Ausrufe der allgemeinsten Empörung laut, als Georg erzählte, wie zerschlagen

und zugerichtet die Leute ausgesehen hätten, aber trotzdem, höher als das Wohlergehen der Mannschaften stand ihnen doch der gute Ruf des Regiments.

Erst das Vorkommnis in dem Offizierkorps, jetzt der Skandal mit den Unteroffizieren — sie waren einfach unten durch, und in Zukunft würde es natürlich heißen: Bei den Zitronenfaltern geht es fein zu. Die Leutnants schießen sich tot und die Unteroffiziere schlagen die Mannschaften krumm und lahm.

Und wiederum merkte Georg, daß es allen doppelt unangenehm war, daß gerade er, als der einzige Bürgerliche, die Übelstände, die auf der Kompagnie herrschten, aufgedeckt hatte.

Wieder brach für Georg eine entsetzliche Zeit an, seine Stellung im Offizierkorps war abermals erschüttert und dienstlich war das Leben für ihn kaum zu ertragen. Sein Hauptmann behandelte ihn mit einer Nichtachtung, die es ihm oft kaum möglich machte, seine Ruhe zu bewahren, und der Vorgesetzte schikanierte ihn, wo er konnte. Und eine treue Hilfe fand er dabei an seinem Oberleutnant, dem Freiherrn von Masemann. Der stand mit seiner Ansicht ganz auf seiten des Hauptmanns und hielt es jetzt noch mehr als früher für seine Pflicht, Georg zu erziehen und an ihm herum zu schulmeistern.

Die Untersuchung war indessen eingeleitet und nahm ihren Verlauf.

Gleich nach dem ersten Verhör des Angeschuldigten hatte das Regiment die Sache wegen der Schwere des Vergehens an die Division abgeben müssen, fast täglich fanden Verhöre statt, und die halbe Kompagnie war beständig unterwegs zum Gerichtssaal. Denn nur zu bald stellte sich der ganze Umfang der Mißhandlungen heraus. In der ganzen Korporalschaft des Unteroffiziers van Nissen war, mit Ausnahme der wenigen Gefreiten, kein einziger, der nicht vom Unteroffizier bis aufs Blut geschlagen war, und die Gefreiten, von dem Unteroffizier dazu angestachelt und durch unerlaubte Begünstigungen dazu verleitet, hatten als Stubenälteste dem Unteroffizier nach Kräften geholfen, auch sie hatten die Kameraden geschlagen und gequält, soviel sie nur konnten. Und wie der Unteroffizier van Nissen, so hatten auch einige andere Unteroffiziere gewütet, wenn auch viele nicht ganz so schlimm, und sie alle hatten für ihr Verhalten gegenüber den Mannschaften eine und dieselbe Erklärung: „Der Herr Hauptmann hat uns verboten, jemals zu schelten und zu schimpfen, er hat uns mit Aufhebung der Kapitulation gedroht, wenn wir seinem Verbot entgegen handeln. Wir haben den Leuten nicht einmal grob werden dürfen,

Wenn wir einen Mann wegen Faulheit oder aus irgendwelchen anderen Gründen zur Bestrafung meldeten, so ist er nie bestraft worden, sondern nur ermahnt, in Zukunft seine Schuldigkeit zu tun. Der Herr Hauptmann hatte, das wissen wir alle, einen Ehrgeiz, zu beweisen, daß man eine Kompagnie führen kann, ohne jemals eine Strafe zu verhängen."

Die Strafbücher der Kompagnie werden dem Regiment und der Division eingereicht, und die Kompagnie ist nach Ansicht der höheren Vorgesetzten die beste, in der die wenigsten Strafen verhängt werden. Wieviel Unglück haben die Strafbücher nicht schon angerichtet, wie viele sind nicht schon an ihnen gestolpert!

Gewiß muß eine Kontrolle seitens der höheren Vorgesetzten stattfinden, aber sie müßte nicht in der Art und Weise erfolgen, wie es jetzt geschieht, denn vom grünen Tisch aus läßt es sich sehr schwer beurteilen, ob der Hauptmann damals richtig handelte, als er einen Mann mit drei Tagen Arrest bestrafte. Und dann der schon eben ausgesprochene Grundsatz: die Kompagnie ist die beste, in der die wenigsten Strafen vorkommen! Kein Wort ist so falsch wie gerade dieses. Und keines verleitet so zur falschen Nachsicht gegen die Untergebenen. Diese Ansicht der höheren Vorgesetzten zwingt einen Hauptmann

beinahe dazu, die Augen und die Ohren zu schließen, um nichts zu sehen und nichts zu hören, nur um keine Strafe verhängen zu müssen.

Und Herr von Warnow hatte nicht bestrafen wollen, das ging aus allen Zeugenaussagen deutlich hervor, er wollte die beste Kompagnie haben, nicht etwa aus übertriebenem militärischen Ehrgeiz, sondern lediglich aus Vornehmheit. Bestrafte Subjekte waren ihm persönlich unangenehm, gegen die konnte er nicht an. Ein Gardist bekam allenfalls einmal einen Tadel, aber keinen Arrest, und so waren die Arreststrafen in der Kompagnie seltener und seltener geworden. Die Unteroffiziere hatten bei diesen in der Theorie zwar sehr edlen, aber in der Praxis sehr falschen Grundsätzen ihres Hauptmannes bei diesem keine Unterstützung gefunden. Der Hauptmann verlangte ungeheuer viel von seinem Unteroffizierkorps, die Mannschaften sollten in jeder Hinsicht die besten sein, nur mit Güte allein war dies nicht immer zu erreichen. Bestraft wurden die Leute nicht, geflucht und gescholten durfte nicht werden, wer einen Mann nur schief ansah, bekam die Ermahnung, ihn anständig zu behandeln; was blieb da den Unteroffizieren schließlich anders übrig, als sich selbst zu helfen. Nicht während des Dienstes, sondern hinterher ließen sie ihre Wut an den Leuten aus.

Hatte ein Mann schlecht exerziert, dann war

dies im Anfang dem Hauptmann mit der Bitte gemeldet worden, den Schlingel nacherexerzieren zu lassen, aber nach dessen Ansicht ging es in einer anständigen Kompagnie auch ohnedem. Das reizte naturgemäß die Unteroffiziere, die sich dann sagten: die Kerls lachen uns ja einfach aus, wenn wir sie zur Bestrafung melden und mit unserer Meldung nichts erreichen. So ließen sie denn selbst die Leute nacherexerzieren, sie nahmen sich die Mannschaften auf den Stuben bei verschlossenen Türen vor und quälten sie, soviel sie nur konnten. Es hagelte Püffe und Schläge, und wer auch nur durch einen Blick oder durch eine Miene verriet, daß er nicht gesonnen sei, sich diese Behandlung gefallen zu lassen, wurde so lange mißhandelt, bis er jeden Gedanken an eine Beschwerde aufgab. Häufig hatten die Leute bei Nacht aufstehen und nur mit dem Hemd bekleidet in den Stuben exerzieren müssen, und wer dann schlechte Griffe machte, war mit der Klopfpeitsche geschlagen worden, bis Blut floß.

Es waren traurige Zustände, die da aufgedeckt wurden; die ganze Kompagnie wurde als Zeuge vernommen, auch die Offiziere. Beide Leutnants, sowohl Freiherr von Masemann wie Georg, sagten unter ihrem Eid aus, daß sie von den Mißhandlungen keine Ahnung gehabt hätten, daß ihnen nie eine Klage zu Ohren gekommen sei und daß sie bei

den Revisionen der Stuben nie etwas Verdächtiges gesehen oder gehört hätten.

Anders gestaltete sich das Verhör des Hauptmann von Warnow. Er mußte die Aussagen, die der Feldwebel gemacht, als richtig anerkennen, er mußte zugeben, verschiedentlich auf den Unteroffizier van Nissen aufmerksam gemacht worden zu sein und die Warnungen nicht beachtet zu haben. Als Grund hierfür konnte er lediglich anführen, daß Nissen ihm äußerst sympathisch gewesen sei und daß er ihm eine solche Behandlung seiner Leute nie und nimmer zugetraut habe. Weiter wußte er zu seiner Entschuldigung nichts anzuführen.

„Wußten Sie nicht, Herr Hauptmann, daß es Ihre Pflicht war, zu versuchen, ob die gegen den Unteroffizier erhobenen Anschuldigungen irgendwie auf Wahrheit beruhten?" fragte der Auditeur, der die Untersuchung führte.

Hauptmann von Warnow richtete sich stolz auf. „Ich glaube in jeder Hinsicht meine Pflicht getan zu haben, ich habe meine Unteroffiziere beständig ermahnt, die Leute anständig zu behandeln."

Der Auditeur nahm auch diese Aussagen zu Protokoll, dann sagte er: „Unteroffizier van Nissen führt zu seiner Entschuldigung an, daß Sie, Herr Hauptmann, ihn geradezu beauftragt hätten, die Krummen und die Dummen, wie er sich ausdrückte, einzeln vorzunehmen. Er will darin das Recht er-

blickt haben, die Leute nacherexzieren lassen zu dürfen, und gibt an, daß lediglich sein Diensteifer und das Gefühl der Verantwortung für das in ihn gesetzte Vertrauen ihn verleitet haben, die Leute zu schlagen. Darf ich Sie fragen, wie Sie dazu gekommen sind, gerade einem so jungen Unteroffizier eine solche Macht über die Mannschaft einzuräumen? Nach meiner Auffassung haben Sie selbst, Herr Hauptmann, dadurch dem Unteroffizier Gelegenheit und Veranlassung gegeben, die Leute zu mißhandeln."

„Das ist doch wohl lediglich Ihre Auffassung, Herr Auditeur. Ich habe mir den Unteroffizier ausgesucht, der mir für diese Privaterziehung, wenn ich mich so ausdrücken soll, in jeder Hinsicht als der geeignetste erschien."

„Ist es Ihnen nie aufgefallen, daß besonders häufig Leute aus der Korporalschaft des Unteroffizier van Nissen hinkten oder schlecht marschierten? Haben Sie nie sich erkundigt, was ihnen fehlte, und haben Sie nie versucht, in Erfahrung zu bringen, ob dieses Fallen der Leute, von dem sie sprachen, auf Wahrheit beruhe? Gerade in der heutigen Zeit, in der so viele Mißhandlungen vorkommen, hätten Sie sich doch wohl einmal erkundigen müssen, wie diese vielen Verletzungen möglich waren; es mußte Ihnen doch sonderbar erscheinen, daß diese Unfälle gerade in der Korporalschaft des Nissen besonders häufig vorkamen."

Herr von Warnow hatte den Auditeur verwundert angehört, jetzt sagte er: „Es kommt mir beinahe so vor, als ob Sie mir, wenn auch nur indirekt, die Schuld an der ganzen Sache beimessen wollen. Ich muß mich dagegen energisch verwahren."

Der Auditeur sah den Hauptmann fest an. „Ich bin allerdings der Ansicht, daß Sie insofern schuld haben, als Sie es an einer genügenden Beaufsichtigung Ihrer Unteroffiziere haben fehlen lassen. Ich halte es für meine Pflicht, dies in die Akten aufzunehmen."

Und die Folge war, daß gegen Hauptmann von Warnow die Anklage erhoben wurde, durch nicht genügende Beaufsichtigung seines Unteroffizierkorps die Mißhandlungen indirekt verschuldet zu haben.

Hauptmann von Warnow wurde vom Dienste dispensiert, und Freiherr von Masemann mit der Führung der Kompagnie beauftragt. Das war die Sensation des Tages. Alle waren außer sich, aber keinen erschütterte die Nachricht so wie Georg. Das hatte er nicht gewollt, das hatte er nicht erwartet, daß sein Bericht solche Folgen haben würde. Nach den Vermutungen, die man im Kasino aussprach, würde Herr von Warnow wenigstens vier Wochen Stubenarrest bekommen, vielleicht auch gezwungen werden, seinen Abschied zu nehmen, auf alle Fälle war aber seines Bleibens im Regiment nicht länger.

Und abermals richtete sich der ganze Zorn gegen Georg, der das ganze Unglück verschuldet. Georg litt entsetzlich unter der stummen Anklage der anderen, er zog sich fast gänzlich von den Kameraden zurück und lebte nur für sich. Er war nicht in der Stimmung, Gesellschaften zu besuchen, was sollte er auch dabei? Solange die Untersuchung gegen seinen Hauptmann schwebte, durfte dieser keine Feste besuchen, und die Folge war, daß auch seine Damen nicht ausgingen. So war ihm die Möglichkeit genommen, Hildegard zu sprechen, und doch hätte er gerade sie in dieser Zeit so gern einmal gesehen, um aus ihrem Munde zu hören, ob auch sie sein Vorgehen verdamme und verurteile und ob sie ihm zürne, daß er ihren Verwandten so viel Leid und Ungemach zugefügt habe. —

X.

Das Urteil war gefällt worden, Unteroffizier van Nissen war mit achtzehn Monaten Gefängnis unter gleichzeitiger Degradation bestraft worden und vier weitere Unteroffiziere der Kompagnie mit je sechs Monaten. Und wenige Tage später erkannte das Kriegsgericht gegen Hauptmann von Warnow auf vier Wochen Festung, weil er durch nicht genügende Beaufsichtigung der Unteroffiziere der Mißhandlung Vorschub geleistet habe.

Die Zitronenfalter schlichen ganz geknickt umher und im Regimentshaus war alles Lachen und alle Fröhlichkeit verstummt, man wagte kaum noch, sich von den Ordonnanzen bedienen zu lassen, was mußten die von ihren Vorgesetzten denken? Wenn wenigstens bei dem Prozeß die Öffentlichkeit ausgeschlossen gewesen wäre! Ein hierauf gerichteter Antrag war aber nicht durchgegangen, so standen die ganzen Schmutzgeschichten denn wieder in der Zeitung, die Presse aller Richtungen verurteilte die

Vorkommnisse auf das schärfste, man drohte mit einer Interpellation im Reichstag darüber, wie solche Vorkommnisse möglich wären, und man knüpfte an den Fall lange Erörterungen, was alle Verordnungen gegen die Soldatenmißhandlungen nützten, wenn die Vorgesetzten nicht darauf hielten, daß sie befolgt würden. Kurz, die Zeitungen waren täglich mit langen Berichten gefüllt.

Aber das war noch nicht das schlimmste. Seine Majestät hatte sich über den Vorfall ausführlich Bericht erstatten lassen und sich die Akten eingefordert, und in klaren Worten hatte der König den Offizieren und Unteroffizieren mitteilen lassen, daß sie sich seine Huld und seine Gnade verscherzt hätten und daß es lange dauern würde, bis sie sein Vertrauen wiedergewonnen haben würden.

„Wir haben einen Knacks weg." Irgend einer hatte bei Tisch einmal diese Äußerung fallen lassen und damit den Nagel auf den Kopf getroffen. Die Zitronenfalter hatten einen Knacks, sie merkten es an der Art und Weise, wie man sie in der Gesellschaft betrachtete, wie die Kameraden der anderen vornehmen Regimenter sich zwar so unauffällig wie nur möglich, aber doch immerhin etwas bemerkbar von ihnen zurückzogen. Nicht etwa aus tiefinnerster Überzeugung! Nicht etwa, weil die anderen darüber empört waren, daß bei den Zitronenfaltern so etwas vorgekommen war, nein, das nicht, was ging es sie

an, ob in dem Regiment gedroschen wurde oder nicht. Bei ihnen kamen täglich dieselben Sachen vor, namentlich bei der Kavallerie, da verging doch kaum eine Reitstunde, in der die Bahnpeitsche nicht in Tätigkeit trat. Geprügelt wurde überall, bei dem einen Regiment mehr, bei dem andern etwas weniger, aber wenn die anderen sich offiziell von den Zitronenfaltern etwas zurückzogen, so taten sie es mit Rücksicht auf die Öffentlichkeit. Es mußte doch einen guten Eindruck machen, wenn sie durch ihr zurückhaltendes Wesen den Zitronenfaltern gegenüber zeigten: wir sind doch bessere Menschen. Und dazu kam, daß die Worte Seiner Majestät natürlich bekannt geworden waren, und da mußte man doch schon aus Klugheit sich etwas kühl gegen die Zitronenfalter verhalten, denn wenn Seine Majestät das Regiment fallen ließ, so konnte man es doch selbst unmöglich protegieren.

Die Zitronenfalter hatten ihren Knacks weg, sie merkten es am deutlichsten, als sie ihr erstes Liebesmahl nach den traurigen Vorgängen abhielten. Wie immer, hatte man an die Kameraden der anderen Truppenteile Einladungen ergehen lassen, aber fast alle sagten ab, nur ein paar junge Dächse, an deren Erscheinen niemand etwas lag, sagten ihr Kommen zu.

Auch Baron Gersbach, der Ulan, kam nicht,

obgleich Graf Wettborn ihn persönlich aufsuchte und ihm eine lange Jeunacht garantierte.

Aber Baron Gersbach blieb bei der Ablehnung. „Nehmen Sie es mir nicht übel, lieber Graf, aber die Zustände bei Ihnen sind nicht ganz geheuer. Es ist zuviel in die Zeitungen gekommen, wer garantiert uns dafür, daß nicht einer Ihrer Leute oder einer Ihrer Unteroffiziere, die bei dem Servieren beschäftigt sind, hinterher zu irgend einem Blatt läuft und brühwarm erzählt, was wir getan und getrieben haben. Wenn schon einer Ihrer Leutnants durch völlig unangebrachte Indiskretion solchen Skandal heraufbeschwört, könnte man sich nicht weiter wundern, wenn Ihre Kerls dasselbe täten, na, und dafür danke ich. Ich habe keine Lust, in die Zeitungen zu kommen, ich bin froh, daß ich damals, als Willberg von der Erdoberfläche verschwand, mit einem blauen Auge davonkam. Nehmen Sie es mir nicht übel, wenn ich so offen spreche, aber solange Sie solche Charaktere wie Winkler unter sich haben, können wir nicht mehr bei Ihnen verkehren."

Vergebens versuchte Graf Wettborn Georg in Schutz zu nehmen, aber es gelang ihm nicht.

„Sicher hat er die besten Absichten gehabt," meinte der Ulan, „aber auf die Absichten allein kommt es doch nicht immer an, als erwachsener und

verständiger Mensch muß man sich doch auch die Folgen klarmachen. Nun und die Folgen seines Verhaltens kennen Sie ja noch besser als ich. Und angenehm ist die ganze Geschichte auch für uns nicht. Wir Garde-Regimenter bilden nun mal ein Ganzes, was bei dem einen passiert, wirft seinen Schatten auch auf die andern, da heißt es nicht: bei den Zitronenfaltern ist das und das vorgekommen, sondern ‚bei der Garde'. So etwas ist scheußlich, denn wir müssen noch mehr als alle andern auf einen guten Ruf nach außen hin halten. Von uns wird in dienstlicher Hinsicht Außerordentliches verlangt, da müssen wir auch manchmal zu außerordentlicher Strenge gegen unsere Leuten schreiten. Und wenn dann plötzlich ein idealer Weltbeglücker auftritt, der alle Prügel abschaffen will, dann ist das in der Theorie sehr edel, aber wenn er dann solchen öffentlichen Skandal provoziert, dann ist einfach nicht mehr mit ihm zu verkehren."

So mußte der Graf unverrichteter Sache von dannen ziehen, und während er bisher in seinem Gerechtigkeitsgefühl der einzige gewesen war, der Georg die Stange gehalten hatte, so kam auch er jetzt zu der Erkenntnis, daß Winklers Bleiben im Regiment nicht länger sei.

In diesem Sinne sprach der Graf eines Morgens mit dem Kommandeur. „Es geht nicht länger, Herr Oberst, wir sind beinahe boykottiert, wir bekommen

überhaupt keinen Gast mehr, solange Winkler noch bei uns ist. Er hat uns und vor allen Dingen sich selbst in Mißkredit gebracht. Früher konnte man schließlich nichts gegen ihn einwenden, als seine bürgerliche Herkunft, jetzt aber herrscht im Offizierkorps der Glaube, er hätte die Anzeige nur erstattet, weil er bürgerlich ist."

Der Kommandeur blickte erstaunt auf. „Das verstehe ich nicht."

„Verzeihung, Herr Oberst, die Sache liegt sehr einfach. Die Herren glauben, daß Winkler sich durch Erstattung der Meldung gewissermaßen dafür hat rächen wollen, daß ihm von uns nicht die Kameradschaft entgegengebracht wurde, die er erwartete. Er hat uns einen Streich spielen und uns zeigen wollen: als einzig Bürgerlicher denke ich viel anständiger als ihr. Lediglich um euer Regiment und eure stolzen adligen Namen nicht in Mißkredit zu bringen, drückt ihr beide Augen und Ohren zu und duldet, daß man eure Leute mißhandelt. Ich aber denke freier, ich bin weniger durchdrungen von dem Kastengeist, der da sagt, nur den Schein wahren, Und deshalb handelte ich so, wie es mir mein Gewissen befahl. Ich ließ mich nur durch mein Pflichtgefühl und nicht durch falsche Rücksichten leiten."

„Aber das ist doch Unsinn!" rief der Kommandeur.

„Gewiß, und ich möchte darauf schwören, daß solche Erwägungen Winkler ganz ferngelegen haben, aber die Kameraden schieben ihm nun einmal diese Ansichten zu, was will man da machen? Nichts ist schwerer, als den Herren eine Meinung, in die sie sich einmal verrannt haben, auszureden, das wissen der Herr Oberst ja am besten."

Der stöhnte laut auf. „Das weiß der liebe Herrgott, es hat mir damals Mühe genug gekostet, die Leutnants wenigstens einigermaßen zur Vernunft zu bringen."

Er zündete sich seine Zigarre an, die ihm ausgegangen war, und stieß dichte Rauchwolken in die Luft. „Lieber Graf, ich gebe Ihnen einen guten Rat. Wenn man Sie nicht schon vorher in die Pension schickt, dann nehmen Sie freiwillig Ihren Abschied, bevor Sie Oberst und Regimentskommandeur sind. Ich sage Ihnen, unsereins wandelt nicht auf Rosen, für alles ist man verantwortlich, für die Ausbildung der Truppe, für ihren Geist, für das Unteroffizierkorps und wahrlich nicht in letzter Linie für die Herren Leutnants. Es ist 'ne Tränenwelt. Nein, ich will mich nicht versündigen," verbesserte er sich, „ich habe alle Ursache, dem Himmel dankbar zu sein, denn ich hätte Gift darauf genommen, daß ich den heutigen Tag als Soldat nicht erleben würde."

Er fuhr sich mit der Rechten unter die Hals-

binde, um sie weiter zu machen, ihm war plötzlich so, als würde ihm jetzt noch nachträglich das Genick umgedreht.

Und plötzlich schlug er dröhnend mit der Faust auf den Tisch, so daß der Graf, der sich eingehend damit beschäftigt hatte, seine neuen todschicken Lackstiefel zu bewundern, ganz erschrocken zusammenfuhr. Der Oberst bemerkte es, aber er kümmerte sich nicht weiter darum. „Es ist ein Skandal," brauste er auf, „zwei Klippen haben wir nun glücklich umschifft, jetzt kommt die dritte und die heißt Winkler. Gott verzeih mir die Sünde, aber mir wäre lieber, er wäre nie geboren oder wenigstens nie zu uns gekommen, er hat bis jetzt keine Freude davon gehabt und wir auch nicht." Der Kommandeur fuhr sich nervös mit der Rechten über den schon etwas gelichteten Scheitel. „Sie haben gut reden, lieber Graf, Sie sagen mir da ganz einfach: wir kommen erst wieder zu Ansehen, wenn wir Winkler los sind. Sie machen mich auf die unhaltbaren kameradschaftlichen Zustände im Offizierkorps aufmerksam und erklären: auch das wird nicht eher anders, bis wir Winkler los sind. Schön gesagt, aber werden Sie ihn erst mal los. Zur Versetzung kann ich ihn doch unmöglich eingeben, wenn Majestät den wahren Grund erfährt, wenn Majestät ahnt, daß auch nur ein einziger im ganzen Offizierkorps es Winkler nicht

sehr hoch anrechnet, daß er die Meldung über die Schinderei erstattete, dann —" der Oberst schüttelte sich — „gar nicht auszudenken, dann gibt es einen Krach, vor dem mir graut. Ich habe Ihnen ja erzählt, mit welchen äußerst lobenden und anerkennenden Worten sich Majestät über Winkler äußerte. Na, und wenn ich ihm nun erkläre, der Mann paßt nicht in unsere Mitte, dann können wir etwas erleben, gegen das alle bisherigen ungnädigen Äußerungen Seiner Majestät ein Kinderspiel waren. Und dafür danke ich. Bei aller Verehrung für meinen gnädigsten König sage ich doch: ‚Gehe nicht zu deinem Fürsten, wenn du nicht gerufen wirst.' Und darum gebe ich Winkler nicht zur Versetzung ein, denn wenn wir gerecht sein wollen, liegt absolut nichts gegen ihn vor."

Der Graf putzte umständlich sein Monokel, dann meinte er: „Was der Herr Oberst da soeben sagten, ist sehr richtig. Ich habe bereits gestern abend darüber nachgedacht und bin zu der Ansicht gekommen, daß es allerdings besser ist, wenn Winklers Versetzung nicht von uns ausgeht, er muß selbst darum einkommen, und wenn er das nicht will, muß man ihm zureden, ein Jahr auf Urlaub zu gehen. Vielleicht überlegt er sich die Sache dann inzwischen und zieht den bunten Rock überhaupt nicht wieder an. Aber wenn er es dennoch tut, dann wird er nach den wenigen erfreulichen Er-

fahrungen, die er bei uns machte, ganz von selbst den Wunsch haben, nicht wieder bei uns, sondern bei einem anderen Truppenteil einzutreten."

Der Oberst hatte aufmerksam zugehört, jetzt nickte er beistimmend mit dem Kopf. „Das ginge, lieber Graf, der Ausweg ist nicht schlecht. Natürlich würde ich sein Urlaubsgesuch auf das wärmste befürworten, und bei dem Wohlwollen, daß Seine Majestät ihm entgegenbringt, unterliegt es keinem Zweifel, daß das Gesuch genehmigt wird. Wenn wir ihn nur erst so weit hätten, daß er das Gesuch einreicht."

„Das werden wir schon machen, Herr Oberst, ich werde bei der nächsten Gelegenheit einmal mit ihm sprechen." —

Am Abend desselben Tages, an dem der Graf mit dem Kommandeur über Georgs Zukunft sprach, unterhielt sich Georg mit Olga über dasselbe Thema. „Ich bin mürbe geworden, Olga, ich will nicht länger hierbleiben, ich bin es müde geworden, immer vergebens gegen die Mauer anzustürmen, die mich von den andern trennt. Ich habe heute den festen Entschluß gefaßt: ich reiche meinen Abschied ein."

Olga, die in der letzten Zeit fast täglich mit Georg zusammen gewesen war, und gegen die er beständig sein Herz ausschüttete, hatte es vorausgesehen, daß es über kurz oder lang dahin kommen

würde, aber trotzdem erschrak sie jetzt bei seinen Worten und versuchte ihn umzustimmen.

Aber vergebens.

„So laß Dich doch wenigstens in ein anderes Regiment versetzen," bat sie.

Aber Georg schüttelte den Kopf. „Es hat keinen Zweck, Kind. Ich bin zwar sicher, daß ich nicht in eine elende Grenzgarnison geschickt werde, in der man blödsinnig wird, im Gegenteil, man würde mich in eine hübsche Stadt schicken, aber was soll ich da? Ich weiß, daß ich da eine gewisse Rolle spielen würde, einmal, weil ich, wenn auch nur kurze Zeit, Gardist war, das gilt in der Provinz sehr viel, dann aber auch, weil ich reich bin. Schon aus diesem letzten Grund wird man mich hoch willkommen heißen, denn alle Welt wird sich freuen, mich anpumpen zu können. Ich kenne das aus meiner früheren Garnison. In solchen kleinen Städten wird jeder Neuankömmling, bei dem man einen neuen Pump anlegen kann, wie ein Gott gefeiert und begrüßt. Und die pumpen alle, vom Hauptmann herunter bis zum jüngsten Leutnant, und selbst der Fähnrich trinkt sich Mut und bittet den Herrn Leutnant ganz gehorsamst um zwanzig Mark. Ich kenne das. Ich habe nie einen Schuldschein erbeten, wenn ich Geld auslieh, aber man hat sie mir immer unaufgefordert gegeben, in solchen Dingen wahrt man die Form und ist immer korrekt,

aber eingelöst hat kein Mensch jemals sein Papier, sie liegen alle wohlgeordnet in meinem Schreibtisch, gewissermaßen auch ein Beitrag zur Kultur und Sittengeschichte des Leutnants, ein Beitrag zur Charakteristik der „erstklassigen Menschen."

Er war aufgestanden, hatte eine Schublade geöffnet und blätterte nun in den Papieren, die er aus einer Mappe genommen hatte.

„Sieh her, Olga, die Namen brauchst Du ja nicht zu lesen, sie interessieren Dich ja auch nicht. Hier steht: ‚Hierdurch verpflichte ich mich auf mein Ehrenwort, den mir geliehenen Betrag von fünfhundert Mark spätestens innerhalb der nächsten drei Monate zurückzuzahlen.' — ‚Hierdurch verpfände ich mein Ehrenwort, die am heutigen Tag geliehenen tausend Mark spätestens bis zum' — so geht das weiter, Liebling, Dutzende liegen hier, Dutzende von nicht eingelösten Ehrenwörtern, und die es brachen, laufen heute noch in der Welt als stolze Offiziere herum." Er schwieg einen Augenblick, dann sagte er: „Weiß Gott, die Leutnants sind ganz andere Menschen als alle andern, sie bilden gewissermaßen eine Klasse für sich und ihre Harmlosigkeit und ihre Auffassung gewisser Dinge ist zuweilen wirklich mehr als naiv. Na, soviel weiß ich, ich verstehe diese erstklassigen Menschen nicht, und weil ich sie nicht verstehe, habe ich für ihr Tun und Handeln, für ihr Denken und Emp-

finden keine Entschuldigung. Was sie mir selbst taten, das will ich ihnen vergeben, so schwer es mir auch wird, aber ich kann es oft kaum mitansehen, wie sie sich der Welt gegenüber aufspielen, und dabei gibt es kaum einen Stand, in dem die allgemeine Bildung so kläglich und erbärmlich ist wie bei den Leutnants, ich hätte beinahe gesagt, sie können nicht einmal richtig lesen und schreiben."

„Na, na, Georg," mahnte Olga, „auch im Zorn soll man nicht übertreiben."

„Ich bin gar nicht zornig, ich bin nur traurig, wie elendiglich es in unserem Offizierkorps aussieht. Aber glaube nicht, ich hätte eben zuviel gesagt, na, lesen können unsere Leutnants ja, aber auch schreiben? Willst Du die Bettelbriefe und die Schuldscheine durchsehen, die ich Dir vorhin zeigte? Du wirst da Stilblüten finden, gegen die der ewige Quartaner aus dem Kladderadatsch mit seiner Bildung ein grundgelehrtes Haus ist. Aber das nicht allein, Du findest auch eine Orthographie, die einem Obertertianer eine öffentliche Rüge vor der ganzen Klasse eintragen würde. Du lachst, Olga, aber was ich sagte, ist eine traurige Wahrheit. Natürlich bezieht sich meine Äußerung nur auf die Leutnants, nicht auf die höheren Chargen, aber wie oft habe ich es nicht auch bei den höheren Vorgesetzten beobachtet, in welche tödliche Verlegenheit sie kommen, wenn sie plötzlich einen Bericht

einreichen müssen. Dann wird über jedem Wort gedruckst und gedruckst, daß einem der Mann leid tun kann. Und trotz alledem, trotz dem Mangel an der einfachsten Bildung, diese Arroganz und dieses Selbstbewußtsein. Gewiß soll ein jeder auf das was er ist und auf seinen Beruf stolz sein, aber dieser Stolz darf nicht in einen Hochmutswahnsinn ausarten. In früheren Jahren sprach man von den jungen, wohlerzogenen, ritterlichen Leutnants, den vollendeten Kavalieren. Wo sind die jetzt? Geh mit der Laterne herum und suche sie, ich habe in meiner Dienstzeit kaum einen kennen gelernt, und die wenigen, die frisch und natürlich aus dem Elternhaus kommen, um in die Armee einzutreten, werden nur zu schnell von dem Kastengeist angesteckt, der Hochmutsteufel fährt in sie hinein. Frag mal die Eltern, die ihre Söhne Offiziere werden ließen, ob sie sich nicht oft erschrecken über die Arroganz und über das anspruchsvolle Wesen der jungen Burschen, für die das Beste gerade gut genug ist; ob sie es nicht oft bitter bereuen, ihre Söhne haben einen Beruf wählen zu lassen, der sie innerlich oft den eigenen Eltern entfremdet, der sie in ihnen nur zu oft weiter nichts sehen läßt, als die Geldquelle für ihr leichtsinniges oder kostspieliges Leben."

„Georg, Du übertreibst gewiß," mahnte Olga.

„Meinst Du? Ich kann Dir nur sagen, ich

habe junge Leutnants kennen gelernt, die sich au fond schämten, daß ihre Väter Oberlehrer oder etwas ähnliches waren, aber die sich trotzdem nicht schämten, sich immer von Hause aus neues Geld schicken zu lassen, um nach außen hin anständig auftreten zu können. Sie wollen, nein, nach ihrer Meinung müssen sie den Schein erwecken, aus vornehmem Hause zu stammen. Ich habe einmal dabei gesessen und es mit eigenen Ohren angehört, wie ein Leutnant seinen Vater für einen verabschiedeten Offizier ausgab, weil er sich genierte, zu sagen, daß sein alter Herr Mediziner sei."

„Pfui, das ist nicht hübsch." —

So hatte Graf Wettborn leichtes Spiel, als er kam, um Georg zu überreden, auf Urlaub zu gehen. Auch er war überrascht, als er erfuhr, daß Georg fest entschlossen sei, seinen Abschied zu nehmen und in die Fabrik seines Vaters einzutreten; aber er machte natürlich keinen Versuch, ihn umzustimmen.

„Und wann gedenken Sie Ihr Gesuch einzureichen?"

„Schon in den nächsten Tagen. Mein Vater schrieb mir, er wäre zu Seiner Majestät befohlen, und er wird Anfang nächster Woche hier eintreffen. Wenngleich ich vollständig freier Herr in meinen Entschlüssen bin und gehen und bleiben kann, wie es mir beliebt, so halte ich es dennoch für meine

Pflicht, meinen Vater erst von meinem Entschluß zu benachrichtigen."

„Gewiß, gewiß," stimmte Graf Wettborn ihm bei, „auf acht Tage früher oder später kommt es ja auch nicht an."

Und das war auch die Ansicht der Kameraden, als sie hörten, Winkler geht. Ob er noch eine Woche länger blieb oder nicht, war ja gleichgültig, die Hauptsache war, daß sie ihn los wurden.

„Kinder, nun wollen wir in den letzten Tagen noch ein bißchen nett mit ihm sein," meinte ein Kamerad, „wir wollen jetzt wenigstens noch so tun, als täte es uns leid, daß er geht. Schließlich kann er ja nichts dafür, daß er in keiner Weise zu uns paßt. Es ist ja auch für uns ganz vorteilhaft, wenn die Erinnerung an die letzten Tage bei uns für ihn eine angenehme ist. Er wird in seinem späteren Leben doch noch oft von der Zeit erzählen, in der er die Ehre hatte, uns anzugehören, na, und wenn es ja auch schließlich ganz einerlei ist, was er seinen Spießbürgern, mit denen er fortan verkehrt, über uns vorredet, so kann es uns doch nichts schaden, wenn er sagt: ‚Die Zitronenfalter sind ein verdammt feines Regiment, man muß sich da wohlfühlen, alles reizende, liebe Kerls, die die Kameradschaft pflegen wie kaum ein zweiter Truppenteil."

Aber der Vorschlag fand wenig Beifall. „Er wird schon um seiner selbst willen nicht erzählen,

wie wir mit ihm umgegangen sind und daß wir ihn herausgegrault haben."

Trotzdem aber einigte man sich schließlich doch dahin, für die letzte Zeit wenigstens äußerlich allen Groll fahren zu lassen und ein gewisses höfliches Wesen zur Schau zu tragen.

Georg konnte kaum ein spöttisches Lächeln unterdrücken, als er den plötzlichen Umschwung der Gesinnung bemerkte, und ihm lag stets ein ironisches Wort auf den Lippen, wenn die Kameraden sich jetzt teilnehmend nach seinen Zukunftsplänen erkundigten und für alles, was ihn betraf, Interesse heuchelten. Oft war er in Versuchung, ihnen zuzurufen: Gebt euch keine Mühe, ihr könnt euch nicht verstellen, eure Freude doch nicht verbergen, mich los zu werden. Aber er schwieg, zugegeben hätten die Herren ihre wahre Gesinnung ja doch nicht.

Und eines Mittags lud ihn ein Kamerad sogar zu einem Glas Sekt ein; der hatte in der preußischen Lotterie ein paar hundert Mark gewonnen und von dem Tischältesten die Erlaubnis erhalten, das Ereignis gehörig zu feiern. Winkler traute seinen Ohren kaum, als der andere zu ihm sagte: „Nicht wahr, Sie machen mir die Freude, ein Glas Sekt mit mir zu trinken?"

Im ersten Augenblick wollte Georg ihm zurufen: „Solange ich hier bin hat noch kein Mensch eine Freundlichkeit für mich gehabt, so danke ich auch

heute dafür." Zorn und Entrüstung stiegen in ihm auf, daß jetzt einer es wagte, ihn zu Gast zu bitten; aber plötzlich siegte sein Humor, er fand die Einladung äußerst komisch und nahm sie dankend an. „Aber nur unter einer Bedingung," sagte er, einem plötzlichen Einfall folgend, mit lauter Stimme, so daß alle es hören mußten, „an dem Tage, an dem ich mein Abschiedsgesuch einreiche, möchte ich den Herren ein solennes Abschiedsdiner geben. Ich kann eine Einladung nur annehmen, wenn ich weiß, daß ich Gelegenheit finde, mich zu revanchieren. Nicht wahr, Sie kommen," wandte er sich an seinen Gastgeber, „und Sie auch — Sie auch — Sie auch?"

Er fragte jeden einzeln an der langen Tafelrunde, und kein einziger sagte ab, alle dachten dasselbe: wenn es ihm Vergnügen macht, warum sollen wir denn nicht einmal auf seine Kosten schlemmen? Es verpflichtet ja zu nichts, er geht ja fort.

Als Georg alle Zusagen hatte, überkam ihn beinahe ein Gefühl des Ekels vor den Kameraden. Schämten sie sich denn gar nicht, von ihm, den sie so behandelt hatten, eine Freundlichkeit anzunehmen? Es war ihm gar nicht Ernst gewesen mit seiner Einladung, er hatte mit Sicherheit darauf gerechnet, daß jeder einzelne nach einer Ausrede suchen würde, und gerade auf diese Ausreden hatte er sich gefreut. Und nun sagten sie alle zu. Ja, das nicht allein, die Herren erkundigten sich auch, wann und wo das

Essen stattfinden solle, doch hoffentlich nicht im Regimentshaus; die Räumlichkeiten wären ja sehr schön, aber sonst — egal dasselbe Futter. Na, wenn schon, denn schon in einem der vornehmsten Restaurants, er hätte es ja dazu, auf einen Lappen mehr oder weniger könne es ihm doch nicht ankommen und hoffentlich doch nur französischen Sekt.

„Ich habe da neulich mal ein geistreiches Wort gehört," meinte ein Kamerad, „wie hieß es doch noch? Ach so, ja. ‚Schenk deinem Gast deutschen Sekt ein und sage, es wäre französischer, hilft alles nichts, er trinkt ihn doch nicht, aber gib ihm französischen Sekt und sage, es wäre deutscher, er trinkt ihn doch.' Merken Sie sich das, Winkler."

Georg versprach des Wortes eingedenk zu bleiben und den Herren die Einladung zu schicken, sobald er mit seinem Vater gesprochen.

„Wann kommt denn Ihr Herr Vater?"

Georg wußte es selbst nicht, er erwartete ihn täglich und mit ihm warteten die Zitronenfalter. Sie fingen an unruhig zu werden, als der Alte immer noch nicht kam. Was dann, wenn er vielleicht überhaupt nicht käme? Vielleicht war es von Georg nur ein Vorwand gewesen, von seinem Abschied zu sprechen und dadurch einen Umschwung der Gesinnung herbeizuführen, vielleicht erschien der Alte erst in Jahr und Tag, und das Ganze war von Georg nur ein Trick gewesen, um die anderen

an der Nase herumzuführen; sich über sie lustig zu machen und sich gewissermaßen an ihnen zu rächen.

Man bekam es wirklich fast mit der Angst, und um so größer war daher der Jubel, als Georgs Kompagniekamerad, der Freiherr von Masemann, eines Mittags im Kasino erzählte: „Der Hosenknopffabrikant ist da, ich habe ihn gestern abend im Restaurant gesehen."

Ein „Gott sei Dank!" entrang sich aller Herzen, dann erst kam die Frage: „Wie sieht er aus?"

„Einfach doll. Der Mann trägt fertige Krawatten, lose Handmanschetten und ein Paar Stiefel, denen man es auf den ersten Blick ansieht, daß sie nicht in der Residenz gebaut wurden. Und beim Essen schneidet der Mann das Brot mit dem Messer, anstatt es zu brechen."

„Pfui Teufel!"

Es war ein Schrei aufrichtigster Entrüstung, der durch die Reihen ging.

„Hören Sie auf," bat ein junger Leutnant, „bedenken Sie, wir haben eben erst Mittag gegessen."

„Beruhigen Sie sich nur," fuhr der Freiherr fort, „bei allen seinen Fehlern hat der Alte auch einen großen Vorzug."

„Und der wäre?"

„Er hat eine Tochter."

„Ach nee! Wirklich? Davon hat Winkler uns ja nie was gesagt."

So ging es durcheinander und alle umringten neugierig den Sprecher.

„Hübsch?" fragte endlich einer. Und die anderen drängten noch näher.

Der Freiherr zögerte absichtlich lange mit der Antwort, dann sagte er: „Hübsch? Kinder, ich kann Euch sagen, sie ist mehr als hübsch, und trotzdem sie aus der Provinz stammt, einfach todschick. Allein die Figur müßtet Ihr sehen, ich kann Euch sagen —" und er schnalzte mit der Zunge.

„Haben Sie sich vorstellen lassen?"

„Leider nicht. Ich war mit Bekannten im Restaurant und fand keine Gelegenheit, mich freizumachen, aber heute abend wird es sich machen. Ich hörte zufällig, wie der alte Hosenknopffabrikant sich für heute den Tisch wieder reservieren ließ, da soll das weitere meine Sorge sein, und wenn ich die junge Dame erst kenne, will ich schon siegen."

„Das heißt also mit anderen Worten: Sie wollen versuchen, sich den Goldfisch einzufangen."

Freiherr von Masemann zündete sich gelassen eine Zigarette an. „Einer heiratet sie ja doch, warum soll ich es da nicht sein?"

„Sehr richtig; aber glauben Sie, daß Ihnen der Coup gelingt?"

Der Freiherr zuckte die Achseln. „Wer weiß, aber versuchen kann man's ja, mehr als einen Korb kann man ja schließlich nicht bekommen. Und warum sollte der Alte nein sagen, wenn es mir erst gelungen ist, der Tochter den Kopf zu verdrehen? Meine Familie ist tadellos, ich selbst bin auch nicht schlechter als die anderen, und die paar Schulden, die ich habe, spielen doch schließlich auch keine Rolle. Der Alte hat's ja und kann sich freuen, wenn er für sein Geld einen so feudalen Schwiegersohn bekommt."

Die anderen stimmten ihm bei. Was sollten der Vater und die Tochter eigentlich für einen Grund haben, den Freiherrn nicht mit offenen Armen aufzunehmen? Und einige betrachteten die geplante Verlobung bereits als fait accompli.

„Wie haben Sie sich eigentlich mit Winkler auf der Kompagnie gestanden?" fragte ihn einer, „vielleicht hat er auch ein Wort mitzureden."

„Darüber habe ich gestern abend auch nachgedacht," meinte Masemann, „allzugroß war unsere Freundschaft ja nicht, aber schließlich kann Winkler sich doch nur freuen, wenn ich sein Schwager werde. Er bleibt doch dadurch in Beziehung zu unserem Regiment und das ist doch für ihn von dem größten Vorteil und Nutzen. Denken Sie sich nur, was der Mann dadurch für eine Stellung in der Gesellschaft erhält, wenn er sagen kann: mein Schwager, der

Freiherr von Masemann. Das ist doch für ihn beinahe soviel wert, als wenn er selbst adlig wäre. Natürlich würde ich mir meinen beau frère nach Möglichkeit vom Hals halten oder es zu verhindern wissen, daß er mir allzuviel das Haus einrennt. Na, das findet sich ja alles später, erst wollen wir mal heute abend unser Glück versuchen."

Aber der edle Freiherr hatte am Abend kein Glück; er wartete vergebens auf Winklers. Die saßen in Georgs Wohnung, und der Kommerzienrat erzählte von der Audienz, die er beim König gehabt, und er berichtete, wie Seine Majestät sich wohlwollend nach Georg erkundigt und seine Freude darüber geäußert habe, daß Georg sich in der Sache mit den Soldatenmißhandlungen so korrekt benommen habe. Er berichtete, wie der König sich gefreut habe, über ihn aus dem Offizierkorps nur Gutes zu vernehmen, wie er mit Befriedigung vernommen habe, daß Georg sich bei den Kameraden der größten Beliebtheit erfreue, und wie er lebhaft bedaure, wegen anderweitiger Disposition sein Versprechen nicht halten und Georg morgen nicht zur Tafel ziehen zu können.

„Habe ich es Dir nicht immer gesagt?" schloß der Alte. „Weißt Du noch, wie Du gleich am ersten Tage verzagt die Flinte ins Korn werfen wolltest? Wer hat nun recht behalten, Du oder ich?"

Georg tauschte mit seiner Schwester einen

schnellen Blick, ihr hatte er schon gestern seinen Entschluß mitgeteilt, dem Vater hatte er am ersten Tage die Freude des Wiedersehens nicht rauben und es auch verhindern wollen, daß er bei der Audienz mit dem König über sein Abschiedsgesuch spräche. So hatte er bis jetzt geschwiegen, nun aber mußte er sprechen und die letzten Worte des Vaters machten es ihm leicht.

„Und wenn ich nun doch recht behalten hätte, Vater, wenn ich auch heute noch genau so fremd dastände im Regiment wie am Anfang, ja, wenn ich mir meine Stellung durch das, was der König lobte, vielleicht sogar noch verschlechtert hätte, wenn das, was die Herren über meine Beliebtheit erzählten, einfach eine Lüge wäre, um den König nicht noch mehr zu erzürnen, was dann?"

Der Vater sah seinen Sohn mit großen Augen an. „Ich verstehe Dich nicht."

„So will ich mich deutlicher ausdrücken." Und ausführlich erzählte er, wie es ihm vom ersten Tage bis heute im Regiment ergangen sei, wie man von ihm erwartet, daß er seinen Abschied nehme, und wie er entschlossen sei, dies zu tun, nicht den Zitronenfaltern zuliebe, sondern um endlich seines Lebens wieder froh zu werden.

Der Alte hatte fassungslos zugehört, jetzt schlug er dröhnend mit der Faust auf den Tisch. „Und wenn ich Dir das nun verbiete, wenn ich Dir

nun befehle, auch weiterhin noch Offizier zu bleiben?"

Georg sah ihn ruhig an. „Das wirst Du mir nicht befehlen, Vater, Du hast es mir damals freigestellt, jeden Augenblick wieder austreten zu können, und Du wirst Dein Wort nicht zurücknehmen."

„Und wenn ich es doch tue, wenn ich nicht will, daß Du den andern den Triumph Deiner Niederlage gönnst?"

„Dann gehe ich trotzdem, Vater, ich bin mündig und freier Herr meiner Entschlüsse."

Der Alte verlor fast die ruhige Überlegung. „Und wenn ich Dich enterbe?"

„So gehe ich auch dann. Ich habe Ersparnisse genug, um die nächste Zeit sorgenfrei leben zu können, und als Dein Sohn werde ich schon irgendwo eine Tätigkeit finden."

Wieder wollte der Vater aufbrausen, da mischte auch Else sich ins Gespräch und schmiegte sich zärtlich an ihren Vater. „Gib den Widerstand auf," bat sie, „Georg hat gestern und heute lange und ausführlich mit mir gesprochen, auch ich habe ihn vergebens umzustimmen versucht, er fühlt sich als Offizier zu unglücklich, wie kannst Du ihn da zwingen wollen, noch länger dieses Leben zu ertragen."

Der Alte saß lange in tiefem Schweigen. „Mutter wird außer sich sein," meinte er endlich.

Die Geschwister tauschten einen schnellen Blick, sie wußten, jetzt hatten sie gewonnen, aber sie hüteten sich, ihrer Freude Ausdruck zu geben.

„Und wird es Dir denn gar nicht schwer, den Abschied zu nehmen?"

„Wie sollte es das wohl, Vater, nach allem, was ich an Demütigungen jeglicher Art durchgemacht habe. Ich ziehe mit tausend Freuden den bunten Rock aus, in den ich mit meinen ganzen Anschauungen und Ansichten gar nicht hineinpasse, obgleich ich im Gegensatz zu so vielen andern meinen Dienst wirklich gerne tat."

„Ist denn nicht jeder Offizier mit Leib und Seele Soldat?" fragte Else.

Georg lachte laut auf. „Du ahnungsvoller Engel, Du! Ich gebe Dir die Versicherung, von sämtlichen Leutnants würde wenigstens sofort die Hälfte den Abschied einreichen, wenn sie sich finanziell in einer gesicherten Lage befänden. Der beste Beweis für meine Behauptung ist wohl der, daß jeder Leutnant eine reiche Frau sucht. Hat er die gefunden, so geht er entweder gleich, oder er bleibt nur noch so lange, wie ihm die Sache Spaß macht. Wird es ihm zu langweilig oder zu bunt, dann wirft er dem Vorgesetzten den königlichen Dienst vor die Füße und sagt: ‚Seht zu, wie ihr ohne mich fertig werdet, macht andere Leute durch eure Nervosität verrückt, ich habe es, Gott sei Dank,

nicht mehr nötig, mir alles gefallen lassen zu müssen.' Natürlich gibt es auch Ausnahmen, das sind die Ehrgeizigen und die Streber, die hohe Chargen erreichen wollen, die da von roten Streifen an ihren Beinkleidern und von dem Titel Exzellenz träumen. Denen mag es schwer werden, wenn man sie eines Tages zwingt, zu gehen. Und endlich gibt es gewiß auch einige, die wirklich mit Leib und Seele Offizier sind, aber ihre Zahl ist gering, und wo findet man sie? In den unteren Chargen gewiß nicht, ich habe kaum einen Leutnant kennen gelernt, der nicht über jeden Dienst, der ihm angesetzt wird, flucht und schimpft, der nicht lieber heute als morgen ginge, wenn er nur wüßte, wovon er leben sollte. Das klingt hart, aber es ist wahr. Und wenn ein Leutnant sagt: ich bin gern Offizier, so ist er das mit Rücksicht auf seine gesellschaftliche Stellung, aber kaum jemals, weil es ihm Spaß macht, Griffe und Wendungen zu kommandieren. Und wie es dem Leutnant geht, so geht es dem Hauptmann, es gibt keinen Vorgesetzten, der nicht auf ihm herumreitet, der ihm das Leben nicht zur Hölle macht, der ihn nicht wegen jedes Vergehens seiner Leute zur Rechenschaft zieht. Wo soll da die Dienstfreudigkeit bleiben? die muß ja erstickt werden. Aber solcher armer Hauptmann steckt alles ein, er bleibt, weil er muß, weil er Frau und Kinder, aber kein Geld hat, weil er sich in der Zwangslage be-

findet, sich die höhere Pension verdienen zu müssen, um später leben zu können. Er rackert und quält sich ab vom frühen Morgen bis zum späten Abend, um in den meisten Fällen doch sein Ziel nicht zu erreichen, um doch der Not und dem Elend preisgegeben zu werden. Und wenn es ihm denn doch schwer wird, den Rock auszuziehen, so weint er dem Dienst keine Träne nach, sondern er weint um ein verfehltes Leben, weil er im Vollbesitz seiner geistigen und körperlichen Kräfte zur Untätigkeit verdammt und ewigen Geldsorgen ausgesetzt wird. In den höheren Chargen ist sicher eine Dienstfreudigkeit zu finden, in den unteren nicht, wenigstens nicht bei der Infanterie."

Der Vater war verstimmt und mißmutig, er bezwang sich, so gut er es konnte, aber von Zeit zu Zeit kam sein Zorn doch wieder zum Durchbruch und nur schwer gelang es den Geschwistern, ihn dann zu beruhigen.

„Und Du willst wirklich schon morgen Deinen Abschied einreichen, willst Du es Dir nicht doch noch vier Wochen überlegen? Willst Du nicht erst ein Jahr oder kürzere Zeit auf Urlaub gehen?"

Aber Georg schüttelte den Kopf. „Ich gehe, Vater, je eher, je besser, ich passe nicht in den Kreis der Offiziere mit ihren häufig mehr als sonderbaren Ansichten."

Und gleichsam zur Bestätigung dieser Worte

brachte der Diener in diesem Augenblick einen Brief.

„Antwort nötig?"

„Nein."

Der Diener ging, und Georg öffnete das Billett.

„Was hast Du denn nur?" fragte ihn Else, die ihn während des Lesens beobachtet hatte.

Georg sprang in die Höhe. „So etwas von Unverfrorenheit ist mir denn doch noch in meinem ganzen Leben nicht vorgekommen. Hört nur zu, aber erst muß ich Euch an den Regimentskameraden erinnern, der gestern mit uns in demselben Restaurant saß."

„Ach so, der sonderbare Jüngling, der zuerst nicht wußte, ob er uns überhaupt begrüßen sollte, und der nachher so schamlos den Versuch machte, mit mir zu kokettieren," meinte Else, „was ist mit dem?"

„Nicht viel," gab Georg scheinbar gelassen zur Antwort, „er bittet um Erlaubnis, sich um Deine Hand bewerben zu dürfen."

Vater und Tochter sahen sich starr und fassungslos an, dann aber brach Else in ein schallendes Gelächter aus, in das schließlich auch die andern einstimmten. „Aber er kennt mich doch gar nicht?" fragte Else endlich.

„Das ist doch auch gar nicht nötig, der edle Freiherr kennt Deine Finanzen, er weiß, daß Du eine sehr gute Partie bist und das genügt ihm natürlich vollkommen. Ohne Liebe kann der Mensch vortrefflich leben, aber ohne Geld nicht. Aber nun hört, was der Brave schreibt, vorausschicken will ich nur noch, daß ich mich von Anfang an mit wenigen Kameraden so schlecht stand wie mit ihm."

Und er las:

„Mein mir sehr lieber Herr Winkler!

Ich sitze ganz einsam und verlassen im Restaurant und meine Blicke schweifen schon seit einer ganzen Stunde ungeduldig nach der Tür, durch die ich Sie und Ihre sehr verehrten Ihrigen immer noch hoffte eintreten zu sehen, denn ich war zufällig Zeuge, wie Ihr Herr Vater gestern seinen Tisch für heute abend wiederbestellte.

Auch ohne daß ich es sage, werden Sie es bereits erraten haben, daß ich heute nur in der stillen Hoffnung in das Restaurant ging, Ihrem Fräulein Schwester und Ihrem sehr verehrten Herrn Vater vorgestellt zu werden, denn ich muß Ihnen offen gestehen, daß noch nie ein junges Mädchen einen so tiefen und unauslöschlichen Eindruck auf mich gemacht hat wie Ihr Fräulein Schwester. Wenngleich ich bisher nur Gelegenheit hatte, ihre Schönheit und ihr

anmutiges Wesen von ferne zu beobachten, so unterliegt es für mich keinem Zweifel, daß in einem so schönen Körper auch eine schöne Seele wohnen muß, und ich habe nur den einen Wunsch, die Bekanntschaft Ihres Fräulein Schwester machen zu dürfen. Bei dem freundschaftlichen und echt kameradschaftlichen Verhältnis, in dem wir beide stets zueinander standen, bitte ich um Erlaubnis, morgen Ihren sehr verehrten Ihrigen meine Aufwartung machen zu dürfen und ich möchte Sie höflichst ersuchen, mich bei den Ihrigen gütigst einführen zu wollen. Mit Auskunft über meine Person und über meine finanziellen Verhältnisse stehe ich Ihrem Herrn Vater natürlich jede Minute zur Verfügung. Und zum Schluß die Bitte, mir das etwas Seltsame dieser Zeilen nicht verargen zu wollen, aber ich weiß, daß Ihr Herr Vater nur einige Tage hierbleibt, und ich möchte nicht, daß Ihr Fräulein Schwester die Stadt verläßt, ohne daß ich Gelegenheit gefunden hätte, mich ihr nähern zu dürfen.

Mit der Bitte, mich den sehr verehrten Ihrigen leider unbekannterweise angelegentlichst empfehlen zu wollen, bin ich mit den besten Grüßen stets Ihr sehr ergebener

Freiherr von Masemann."

„Na, was sagt Ihr dazu?" meinte Georg.

„Ist's die Möglichkeit!" rief der alte Kommerzienrat, „ich muß sagen, so etwas ist mir denn doch in meinem ganzen Leben noch nicht vorgekommen."

„Und was sagst Du, Else?"

„Ich weiß wirklich nicht, ob ich lachen oder ob ich mich ärgern soll. Ich möchte nur wissen, ob er sich gar nicht schämt, so etwas zu schreiben."

Georg lachte spöttisch auf. „Der und sich schämen? Aber Else, kennst Du denn einen Leutnant so wenig, warum soll er sich schämen? Deine Schönheit hat ihm die Sinne verwirrt, der Gedanke an Deine reiche Mitgift erst recht, nun geht er frisch darauf los, wie Blücher bei Waterloo. Siegt er, dann ist es gut, bekommt er einen Korb, na, dann versucht er anderswo sein Glück, irgend einen Goldfisch wird er sich schon einfangen, je frecher einer ist, um so leichter kommt er ja an das Ziel seiner Wünsche."

„Bei uns aber nicht!" brauste der Kommerzienrat auf. „Bitte, sage Deinem hochadligen Kameraden morgen von mir —"

Georg unterbrach ihn. „Laß nur, Vater, ich werde schon selbst die Antwort wissen, viel Freude wird er nicht an ihr haben, und ich werde ihn fragen, woran es liegt, daß er mit mir nicht hat verkehren können, aber trotzdem jetzt die Absicht

hat, meine Schwester zu heiraten." Und nach einer kleinen Pause fuhr er fort: „Es ist eigentlich schade, Else, daß Ihr nicht noch ein paar Tage hierbleibt, dann läge das ganze Offizierkorps zu Deinen kleinen Füßen, und vom ältesten Stabsoffizier bis zum jüngsten Leutnant würden die alle um meine Gunst buhlen, um in mir einen warmen Fürsprecher bei Dir zu finden. Deinen Millionen gegenüber würde selbst der adelsstolzeste Leutnant, der sonst beständig mit seinen sechzehn Ahnen renommiert, den Bürgerstand anerkennen und sich herablassen, Dich zu seiner hohen Gemahlin zu ernennen."

„Eine schöne Gesellschaft," schalt der Kommerzienrat ingrimmig.

„Ich danke für die Ehre, nur meines Geldes wegen geheiratet zu werden," meinte Else. „Ich glaube, ich heirate überhaupt nicht."

Georg sah die Schwester neckend an. „Na, na, Dein Herz wird doch schon einmal Feuer fangen und das soll es ja auch. Wie alt bist Du jetzt eigentlich? Neunzehn oder zwanzig?"

„Sogar schon einundzwanzig."

„Und hat Dich noch nie einer ernstlich gewollt?"

Sie lachte laut auf. „Mich schon, erst heute wieder Dein Kamerad, aber ich wollte bisher keinen, denn sonderbarerweise waren es immer Offiziere, die um mich warben, immer Leutnants,

und den einzigen Leutnant, den ich liebe, kann ich nicht bekommen."

Georg sah sie verwundert an. „Und warum nicht?"

„Weil er mein Bruder ist."

Lachend zog Georg seine schöne Schwester an sich. „Komm, gib mir einen Kuß." Dann fuhr er fort: „In allem Ernst, Else, Du bist in der letzten Zeit noch schöner geworden." Und er freute sich an dem Anblick seiner Schwester, an ihrer schlanken Figur, an ihrer stolzen Haltung und ihren blauen Augen und dem Liebreiz ihrer ganzen Erscheinung.

„Weißt Du wohl, daß Du viel Ähnlichkeit mit Hildegard hast?" fragte er plötzlich.

Es war das erste Mal, daß er den Seinen gegenüber den Namen in den Mund nahm, und jetzt, da er es getan, erschrak er förmlich und wurde unter dem Blick der Schwester ganz verlegen.

Der Vater hatte die Abendzeitung zur Hand genommen, jetzt legte er das Blatt beiseite. „Sag mal, Georg, schön, daß Du selbst davon anfängst, Du hast uns so viel von Deiner Hildegard geschrieben, wer und was ist sie eigentlich und wie stehst Du Dich mit ihr?"

Georg versuchte auszuweichen, aber Else drang in ihn, zu sprechen. „Erzähle mir doch etwas von ihr, in Deinen Briefen wußtest Du nicht genug über sie zu schreiben, wenigstens im Anfang nicht;

in der letzten Zeit hörte ich allerdings weniger über sie, habt Ihr Euch erzürnt?"

„Ich glaube nicht," gab Georg nach einigem Besinnen zur Antwort, „wenigstens wüßte ich hierzu keinen Grund. Ich schrieb Euch, daß Hildegard die Verwandte meines früheren Hauptmanns ist, der jetzt seine Festungshaft verbüßt. Natürlich geht Frau von Warnow während dieser Zeit nicht aus, und so habe ich Hildegard in der letzten Zeit nur ein paarmal flüchtig auf der Straße begrüßt."

„Hast Du sie nie angesprochen?"

„Ein paarmal war ich in Versuchung, es zu tun, aber ich hätte mich dann erkundigen müssen, wie es bei Warnows ginge, und das war mir natürlich peinlich."

„Und wie stehst Du Dich mit ihr?" fragte der Vater zum zweitenmal. „Du kennst ja Deine Mutter, die hat schon lange prophezeit, daß Du Dich mit ihr verloben würdest, hat sie da recht?"

„Wenn Du mich offen fragst, Vater, so will ich Dir sagen, daß ich mich früher allerdings mit diesem Gedanken getragen habe, und ich glaube, wenn diese entsetzliche Geschichte nicht dazwischen gekommen wäre, wenn wir uns öfter gesehen hätten, wäre es auch wohl klar zwischen uns geworden. Aber so —"

Else hatte in dem Gesicht ihres Bruders einen traurigen, verzagten Zug bemerkt, so fragte sie jetzt:

„Wird es Dir nicht schwer, von hier fortzugehen, ohne sie noch einmal gesehen zu haben?"

„Ich werde sie noch wiedersehen," gab Georg sehr bestimmt zur Antwort, „ich mache ja noch meine Abschiedsbesuche, ich werde Hildegard bitten, mir die Stunde zu nennen, in der ich sie sicher antreffe." Und einem plötzlichen Impuls folgend, sagte er: „Weißt Du, Else, ich habe Hildegard so viel von Dir erzählt, ich sagte, Du hättest den Wunsch, sie kennen zu lernen, sie freut sich auf Dich, tue mir die Liebe, suche sie einmal auf, frage sie, wie es ihr geht, oder noch besser, bitte sie, Dich im Hotel zu besuchen, ich komme dann auch, und wenn wir uns dann nach langen Wochen wiedersehen, dann werden wir uns ja beide darüber klar werden, was wir füreinander empfinden, und wenn Hildegard mich liebt, dann —"

„Oho, nur nicht so stürmisch, mein Sohn," meinte der Alte, „ich bin auch noch da, und ansehen will ich mir meine zukünftige Schwiegertochter doch auch noch, ehe ich ja und Amen sage."

Hildegards Bild stand plötzlich so klar und deutlich vor Georgs Augen wie seit langer Zeit nicht. Zum erstenmal sprach er wieder von ihr und die Erinnerung an die schönen, gemeinsam verlebten Stunden erweckte plötzlich in ihm die große Sehnsucht, ihr von neuem zu begegnen.

„O, Hildegard wird Dir gefallen, Vater, sie

ist schön und klug und trotz ihrer adligen Herkunft hat sie nicht die häufig so sonderbaren Ansichten ihres Standes. Ich habe ihr viel von Dir erzählt, Vater, von Deiner Fabrik, von Deiner Fürsorge für Deine Arbeiter, von Deiner Tätigkeit, und für alles hatte sie Interesse und Verständnis." Und er sprach von ihr mit einem Feuer und einer Wärme, die doch deutlich verrieten, wie sehr er an ihr hing.

„Und wie sind ihre Familienverhältnisse?" erkundigte sich der Vater. „Du weißt, ob sie Geld hat oder nicht, ist mir gleich, darauf brauchst Du nicht zu sehen, aber ich meine, weißt Du etwas von ihren Verwandten? Hat sie Geschwister? Was sind die Eltern?"

Georg gab Auskunft, so gut er es vermochte.

„Also auch da ein verbummelter Leutnant," schalt der Vater, „anstatt daß die Eltern, die kein Geld haben, ihre Söhne etwas lernen lassen, müssen die Jungen Offiziere werden, und zu Hause darbt die Familie, damit der Herr Sohn sich auf dem Liebesmahl in Champagner bis zur Bewußtlosigkeit betrinken kann."

„Aber dafür kann doch Hildegard nichts," suchte Georg sie zu verteidigen, „und was geht mich der Bruder an?"

„Der? Oho!" Der Alte richtete sich auf. „Man heiratet nicht nur seine Frau, sondern auch

deren ganze Familie, das merke Dir, mein Sohn, und so wollen wir erst klar sehen, bevor wir einen Entschluß fassen. Eins aber will ich Dir offen eingestehen, im stillen habe ich schon lange den Wunsch, daß Du heiratest; wen Du willst, ist mir einerlei, die Hauptsache ist, daß Ihr Euch liebt. Na, ansehen können wir uns ja Deine Hildegard mal."

XI.

„Mein Sohn hat sich soeben mit Ihrer Tochter verlobt, will Hildegard zuliebe versuchen, Ihnen und Ihrem Sohn zu helfen, und ich erwarte Sie beide umgehend zur mündlichen Rücksprache.“

Dies Telegramm des alten Kommerzienrats rief im Hause des Majors eine unbeschreibliche Aufregung hervor, vor Freude und Glück weinend sanken sich die beiden Gatten in die Arme und segneten immer wieder den Tag, an dem ihnen der Himmel damals Hildegard geschenkt hatte.

„Ein braves Mädel! Ein braves Mädel!“ lobte der Major sie ein über das andere Mal, und wenn ihm etwas die grenzenlose Freude trübte, so war es nur der Umstand, daß seine Hilde nicht neben ihm stand, er hätte sie gar zu gern in die Arme geschlossen, ihr in seiner etwas derben Art

und Weise auf die Schulter geklopft und ihr gesagt: Das hast Du gut gemacht, Mädel!

Er lachte dröhnend vor sich hin und zündete sich die teuerste Zigarre an, die er im Hause hatte. Man mußte die Feste feiern, wie sie fallen, und das war heute ein Fest: Hildegard verlobt mit dem Sohn eines der reichsten Großindustriellen, das war fast mehr als Glück, und unwillkürlich faltete der Major seine Hände und dankte dem lieben Herrgott, daß er ihm einen so reichen Schwiegersohn beschert hatte. Immer und immer wieder las er die Depesche, er konnte die frohe Nachricht in ihrem ganzen Umfang noch gar nicht fassen, aber je öfter er das Telegramm las und je ruhiger er die Botschaft allmählich aufnahm, um so mehr stieß er sich jedesmal an den Worten: „Will Hildegard zuliebe versuchen, Ihnen und Ihrem Sohn zu helfen, erwarte Sie beide umgehend." Was hieß das: will versuchen! Von einem Wollen war ja doch gar nicht die Rede, sondern doch nur von einem „Muß". Glaubte dieser bürgerliche Parvenu etwa, er, der Major, würde ihm für seinen Sohn sein schönes Kind, seine einzige Tochter geben, ohne daß dieser dafür tief in seine Tasche greifen müßte? Oho! Ohne nichts war nichts, wenn der Kommerzienrat ihm und seinem Sohn nicht die ganzen Schulden bezahlte, dann ging die ganze Verlobung einfach wieder auseinander, dann gab er als Vater einfach

nicht seine Einwilligung. Das wäre ja noch immer schöner, wenn er sein Kind ohne jede Gegenleistung dem ersten besten Freier geben wollte. Nein, so hatte man denn doch nicht gewettet, das gab es denn doch nicht.

Der Major redete sich seiner Frau gegenüber, die ihn vergebens zu beruhigen suchte, immer mehr in Wut hinein. „Du kennst diese Krämerseelen nicht, vom Schachern werden sie reich, schmutziger Geiz ist ihre Haupteigenschaft, das siehst Du doch hier wieder. Fragt denn ein anständiger Mensch überhaupt danach, wieviel Schulden der Vater und der Bruder seiner zukünftigen Schwiegertochter haben? Da bezahlt man einfach und damit Punktum. Und was heißt das: ‚Erwarte Sie beide umgehend zur Besprechung‘? Der Mann hat zu uns zu kommen und in aller Form für seinen Sohn um die Hand unseres Kindes anzuhalten, statt dessen werden wir einfach zu ihm hinkommandiert. Ich, ein alter Major, muß mir von solchem Parvenu Vorschriften machen lassen — vor meinem Adel, vor meiner Stellung, vor meinem Namen hat er nicht die Spur von Respekt, er hat die Dukaten, da müssen wir nach seiner Pfeife tanzen. Na, ich werde ihm aber schon den Standpunkt klarmachen, ich werde ihm schon zeigen, welche Ehre es für ihn und sein Haus ist, wenn wir seinen Sohn, der, soviel ich weiß, weiter nichts ist als ein verab-

schiedeter Leutnant, wirklich unsere Hildegard geben, ich werde ihm schon die Augen öffnen."

Er ging grollend und fluchend in seinem Zimmer auf und ab. Aber nach und nach gewann die Freude über Hildegards Verlobung doch wieder die Oberhand und früher als sonst machte er sich auf den Weg nach seinem Stammtisch, um die große Neuigkeit zu erzählen und die Glückwünsche in Empfang zu nehmen.

Am nächsten Morgen setzte er sich in die Eisenbahn, seine Frau hatte ihn begleiten wollen, aber er lehnte ab. „Erst wollen Fritz und ich einmal mit dem Alten reden und das Geschäftliche erledigen, ich telegraphiere Dir, wie die Sache steht, und Du kannst dann nachkommen. Ich wiederhole: wenn der Alte nicht glattweg alles berappt, wird aus der Verlobung nichts."

Und Fritz, mit dem der Vater auf einer Zwischenstation zusammentraf, war ganz derselben Ansicht. Auch er hatte ein Telegramm erhalten, in dem nur von dem Versuch, ihm helfen zu wollen, die Rede war, und er war darüber nicht weniger aufgebracht als sein Vater. „Wie Du ganz richtig sagst, Papa, gibt es nur eins: wir müssen einfach damit drohen, Hildegard sofort mit nach Hause zu nehmen, wenn er nicht zu allem ja und Amen sagt. Wir müssen sehr energisch auftreten und ihm zeigen, daß wir Haare auf den Zähnen haben, vor allen Dingen

aber den Alten fühlen lassen, welche gesellschaftliche Kluft ihn von uns trennt. Dann wird er schon klein werden."

Aber der alte Kommerzienrat war weit davon entfernt, sich klein bekommen zu lassen.

In der Unterredung, die zwischen Hildegard und Else stattfand, hatte die erstere es für ihre Pflicht gehalten, ihrer neuen Freundin ausführlich von ihren Familienverhältnissen zu sprechen und offen und ehrlich einzugestehen, wie sie jahraus, jahrein von ihren Eltern in die Residenz geschickt worden sei, um einen reichen Mann einzufangen. Unter Tränen hatte sie ihre Liebe zu Georg gestanden und doch erklärt, auf ihn verzichten zu müssen, da sie nie und nimmer wolle, daß Georg auch nur für eine Sekunde auf den Gedanken kommen könne, daß sie ihn seines Geldes wegen liebe. Zuerst war Else über das, was sie vernommen, starr gewesen, dann hatte sie aufrichtiges Mitleid mit Hildegard ergriffen, denn aus jedem Wort, das diese sprach, ging klar und deutlich hervor, wie gut und edel sie war. So hatte Else sie nach besten Kräften getröstet und ihr die Gewißheit gegeben, daß Georg an ihr nicht zweifeln würde, sondern daß seine Liebe zu ihr nur noch wachsen würde, wenn er erführe, wie traurig das wäre, was sie durchgemacht hätte. Else hatte es auch übernommen, ihrem Vater von dem, was Hildegard ihr

erzählt, Mitteilung zu machen, und den hatte im ersten Augenblick beinahe der Schlag gerührt und immer und immer wieder hatte er seinem Sohn gesagt: „Georg, bleib davon, gib den Gedanken an Hildegard auf, laß Dich nicht in die Schmutzgeschichten der Familie hineinziehen.“ Aber sein Widerstand war gebrochen, als er Hildegard zum erstenmal sah und sich wohl eine Stunde mit ihr unter vier Augen unterhalten hatte. Da nahm er seinen Sohn beiseite und sagte: „Georg, das Mädel ist ein Engel, die müssen wir glücklich machen und durch eine sorglose Zukunft entschädigen für alles, was sie durchgemacht hat.“

Dann hatten sie alle zusammen gesessen und beraten, wie Hildegards Angehörigen zu helfen sei. Hildegard hatte die Höhe der Schulden genannt, soweit sie dieselbe von ihrem letzten Besuch im Elternhaus in Erinnerung hatte, und schließlich einigte man sich dahin, daß der Vater die eine Hälfte, Georg von seinem einstigen Erbteil, die andere Hälfte der Schulden übernehmen sollte. Außerdem wollte der Kommerzienrat jährlich eine bestimmte Summe aussetzen, von der sie ihren Eltern einen Zuschuß geben konnte, so daß diese vor allen Sorgen geschützt waren.

Schwieriger war es, sich darüber zu einigen, was mit Fritz werden solle. Georg wollte sich verpflichten, seinem Schwager monatlich eine Zulage

zu geben, aber Hildegard schüttelte den Kopf. „Das hat keinen Zweck, Georg, und wenn Du ihm in Deiner Güte Tausende und Abertausende gibst, es ist weggeworfenes Geld. Je mehr Fritz hat, desto mehr braucht er, er kommt mit keiner Summe aus, er würde uns beständig anborgen, er würde nicht aufhören zu spielen, und wenn wir ihm dann nicht helfen, dann wird er wieder Wechsel ausstellen und eines Tages ebenso verschuldet sein, wie er es heute ist. Für mich als Schwester ist es traurig, es sagen zu müssen, aber ich sehe für Fritz nur eine Rettung und die besteht darin, daß er den bunten Rock auszieht und nach drüben geht. Ehe er nicht arbeitet, ehe er nicht selbst etwas verdient und dadurch den Wert des Geldes kennen lernt, wird er nie verständig."

„Hildegard hat recht," meinte der Kommerzienrat, „Hildegard ist überhaupt das verständigste Mädel, das mir je vorgekommen ist, und wenn sie, die doch ihren Bruder am besten kennt, selbst sagt, daß es für ihn kein anderes Mittel zur Rettung gibt als Luftveränderung, so soll sie ihm auch werden. Laß ihn nach drüben gehen, ich habe dort Beziehungen genug und kann ihm eine Stellung verschaffen. Hungern wird er schon nicht, dafür werde ich sorgen, aber er wird nur gerade soviel bekommen, daß er nur vor dem Äußersten geschützt ist und gezwungen wird, selbst etwas zu verdienen."

So war denn alles schon entschieden und beschlossen, als der Major mit seinem Sohn ankam, und angesichts der eisernen Ruhe und der festen Entschlossenheit, die aus dem ganzen Wesen des Kommerzienrats sprach, kamen diese gar nicht dazu, ihren Vorsatz auszuführen und sich aufs hohe Pferd zu setzen. Sie wußten selbst nicht, wie es kam, aber sie saßen dem alten Herrn beinahe mit einem schlechten Gewissen gegenüber, als dieser sich nun nach ihren Schulden erkundigte und ihnen dann erklärte, in welcher Weise er dieselben regeln wollte.

Fritz glaubte nicht recht zu hören, als ihm gesagt wurde, er solle seinen Abschied nehmen. Er sträubte sich mit Händen und Füßen, aber das Messer saß ihm zu tief an der Kehle, länger als ein paar Wochen konnte er sich doch nicht mehr halten, da war es denn schließlich schon besser, er ging jetzt gleich. Aber wenn er doch ging, hatte es ja eigentlich gar keinen Zweck, daß erst noch seine Schulden bezahlt wurden, dann konnte er den Leuten das Geld ja ruhig schuldig bleiben. Das setzte er dem Kommerzienrat auch auseinander, da konnte der doch jetzt seine Dukaten sparen und ihm dafür lieber ein paar tausend Mark mehr auf den Weg mitgeben.

„Damit Sie dieselben unterwegs auf dem Schiff verspielen? Nein, daraus wird nichts, aber auch ganz abgesehen davon, in unseren bürgerlichen

Kreisen setzt man eine Ehre darein, seinen Verpflichtungen nachzukommen, sollten Sie als Angehöriger jener Kaste, die man heutzutage mit dem Schlagwort ‚Erstklassige Menschen' bezeichnet, darüber anders denken? Das hätte ich von Ihnen nicht erwartet."

Fritz wurde unwillkürlich verlegen, und Vater und Sohn waren beide froh, als Else endlich anfragen ließ, ob das Frühstück serviert werden könne und als damit der Unterredung ein Ende gemacht werden konnte.

Der Major lebte im siebenten Himmel und befand sich in der denkbar besten Laune; seine Schulden wurden bezahlt, einen Extrazuschuß bekam er außerdem, seinem Sohn brauchte er keine Zulage mehr zu geben, so konnte er fortan sorgenfrei leben. Allerdings wollte es auch ihm nicht so recht in den Sinn, daß sein Fritz nach drüben solle, aber wenn der Kommerzienrat nun einmal darauf bestand, konnte man ihm ja schließlich den Gefallen tun, vielleicht machte er drüben eine reiche Partie. Da gab es ja auch viele Kreise, in denen der Adel mit Gold aufgewogen wurde. Und außerdem, Amerika war ja nicht weit und in wenigen Tagen konnte er jederzeit wieder hier sein. Das flüsterte er auch seinem Sohn zu, als er einen Augenblick mit diesem allein war, und Fritz machte gute Miene zum bösen Spiel. So ließen Vater und Sohn sich

das opulente Frühstück, an dem alle gemeinsam teilnahmen, vortrefflich schmecken und sie schienen die kühle, frostige Stimmung, die am Anfang herrschte, gar nicht zu bemerken.

Am nächsten Tag wollte der Kommerzienrat mit seinen Kindern und mit Hildegard nach Hause fahren, er wäre schon heute gereist, aber zum Nachmittag hatte Georg, der gestern seinen Abschied eingereicht hatte, die Zitronenfalter zu einem opulenten Diner eingeladen und um die sechste Stunde vereinigte sich das ganze Offizierkorps in den festlich geschmückten Räumen des ersten Hotels. Georg war alles Protzenhafte im Grunde seines Herzens verhaßt, aber diesmal hatte er das Teuerste und Beste bestellt, was es überhaupt gab, der französische Sekt floß in Strömen, die edelsten Weine, die besten, teuersten Speisen wurden gewählt.

Georg hatte als Gastgeber seinen Platz zwischen dem Kommandeur und dem Etatsmäßigen und im stillen amüsierte er sich jetzt köstlich, als er nun merkte, wie der Oberst anfing über seine Rede nachzudenken.

„Was wird er sagen?“ dachte Georg, „merkt der Mann denn nicht, daß dieses Abschiedsessen der reine Hohn ist? Es ist kein einziger an der ganzen Tafel, der sich nicht freut, daß ich gehe, und doch kamen sie alle, um sich auf meine Kosten satt zu essen und sich mehr oder weniger zu betrinken.“

Mit wenigen Worten hatte Georg seine Gäste willkommen geheißen und ihnen einen frohen Verlauf des Abends gewünscht. Das war alles gewesen, was er sagte, er hätte es nicht über das Herz gebracht, einer etwaigen Freude Ausdruck zu geben, noch einmal mit seinen lieben alten Regimentskameraden zusammen zu sein oder ähnliche unwahre Redensarten zu äußern. Er hatte mit seinen Worten nur der äußeren Form genügt, um so begieriger war er, was der Kommandeur antworten würde. Jetzt schlug der an das Glas, er erhob sich und mit ihm das ganze Offizierkorps.

„Meine Herren!" nahm jetzt der Herr Oberst unter feierlicher Stille das Wort, „wir haben uns hier heute versammelt, um zum letztenmal mit einem lieben Kameraden zusammen zu sein, der nicht nur uns, sondern überhaupt die Armee verläßt, um in die große Fabrik seines Vaters als Mitarbeiter und Mitteilhaber einzutreten. Wenngleich es sonst Sitte ist, daß der Scheidende am letzten Tag Gast seines Offizierkorps ist, dem er angehörte, so sind wir heute dennoch als Gäste, nicht als Gastgeber erschienen, weil wir glaubten, Ihnen, lieber Winkler, dadurch am deutlichsten zeigen zu können, wie sehr wir uns freuen, noch einmal mit Ihnen zusammen zu sein. Sie einzuladen, wäre einfach unsere traditionelle Pflicht gewesen, daß wir aber in corpore Ihrer Einladung Folge leisten, gebietet keine Pflicht.

Und daß von allen, die Sie baten, auch nicht ein einziger fernblieb, mag Ihnen, lieber Winkler, ein deutliches und beredtes Zeichen dafür sein, daß von allen, die hier um Sie versammelt sind, nicht ein einziger auch nur das geringste gegen Sie hat. Ich kann und darf es nicht leugnen, daß vorübergehend zwischen Ihnen und den anderen Herren Differenzen bestanden haben, aber der heutige Abend beweist Ihnen, daß dieselben völlig ausgeglichen sind. So sehen wir Sie mit aufrichtigem Bedauern aus unserem Kreis scheiden, dem Sie ja nur kurze Zeit angehörten, und alles, was wir für Ihre Zukunft und Ihr Wohlergehen an guten Wünschen auf dem Herzen haben, fassen wir zusammen in den Ruf: Unser ehemaliger Regimentskamerad der Leutnant Winkler Hurra! Hurra! Hurra!"

„Frostig, wie die Worte waren, mit denen man mich begrüßte, sind die Worte, mit denen man mich entläßt," dachte Georg während der Rede des Kommandeurs, „nicht ein einziges herzliches Wort für mich, sondern nur eine beständige Variation über das Thema: Was sind wir für brave, liebe, gute Menschen, daß wir dir zuliebe heute hierher gekommen sind."

Das „Hurra" erklang, die Musik spielte den Tusch und dann das Lied: „Ich hatte einen Kameraden, einen bessern findst du nicht."

„Auch das noch," dachte Georg, und ein Ge-

fühl der Bitterkeit stieg in ihm auf, „Lüge und Heuchelei bis zum Schluß."

Der Oberst zog ihn wieder ins Gespräch, aber während Georg anscheinend sehr aufmerksam der Schilderung einer Kriegsepisode lauschte, waren seine Gedanken weit fort. Er sah die Kameraden vor sich, die sich aus Freude, ihn los zu werden, teilweise schon stark betrunken hatten und von denen die meisten wohl bald bis zur Bewußtlosigkeit betrunken sein würden. Und plötzlich überfiel ihn, ohne daß er es verhindern konnte, ein Gefühl der Freude, in Zukunft nicht mehr einem Stande anzugehören, der da in seiner Mehrheit die Arbeit und das Leben lange nicht ernst genug nimmt und von seiner idealen Aufgabe: Erzieher der deutschen Jugend zu sein, lange nicht tief genug durchdrungen ist.

Ende.

Druck von Eduard Jäckel, Berlin N., Brunnenstr. 181.

Im Verlage von **Otto Janke** ist erschienen:

Der kleine Gerd.

Roman

von

Freiherr von Schlicht
(Wolf Graf Baudissin).

Preis 5 Mark, gebunden 6 Mark.

Ein neuer Roman von **Schlicht** erregt überall Freude! Es scheint, als hätte Schlicht allen Humor in diesem Werk zusammengefaßt!

Die Stolp. Post schreibt: „Der Verfasser ist ein tüchtiger Erzähler, dem es weder an feiner Beobachtung noch an psychologischem Scharfblick fehlt. Die bewegliche Phantasie verbindet sich mit einem nicht zu unterschätzenden Gedankenreichtum. Wir geben dem Buch gern eine warme Empfehlung mit auf den Weg."

Leipz. Tageblatt: „Eine reizende Erzählung des bekannten Humoristen und von erheiternder Wirkung. Besonders die Titelfigur erweckt einen guten Eindruck."

Monatsschrift für Deutsche Beamte: „Meisterhaft weiß Schlicht das Garnisonleben einer mittleren Garnison, das Leben und Treiben der Offiziersfamilien zu schildern. Köstliche humoristische Szenen vereinigen sich zu einem bunten militärischen Bild. Freunde der Winterfeld'schen Soldatenhumoresken finden in ihm einen würdigen Nachfolger."

Wiesbader Tageblatt: „‚Der kleine Gerd' wird bei allen Verehrern seiner heiteren Muse wieder viel

Beifall finden. Es erfreut die überall treue und sichere Beobachtung eines Milieus, mit dem er vollkommen vertraut ist."

Das Kasino: „Der köstliche Humor des bekannten Verfassers hat hier wieder einmal ein Werk geschaffen, das den Leser in Erinnerung seiner eigenen Dienstzeit mitunter hellauf lachen läßt. Alles in allem ein harmlos-fröhliches Buch, das besonders jedem, der Soldat war oder noch ist, großes Vergnügen bereiten wird."

Literarische Revue: „Der vielbekannte Erzähler und Militärschriftsteller schildert mit der ihm geradezu angeborenen trockenen Komik und seinem spannenden Stil humoristische Szenen und Erlebnisse eines jungen Leutnants. Das Buch ist eine vorzügliche Unterhaltungslektüre, die über manche bittere Lebensstunde hinweghelfen kann."

Im gleichen Verlage erschienen von **Freiherr von Schlicht** nachstehende **Militär-humoresken:**

Der geplagte Rittmeister . . . 0,50 M.
Vielliebchen . . . . . 1,— „
Der grobe Untergebene . . . 1,— „
Meine kleine Frau und ich . . 1,— „
Das Manöverpferd . . . . . 1,— „
Die Tochter des Kommandeurs.
Humor.-militär. Roman. 5 M., geb. 6,— „

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen; auf fast allen Bahnhöfen vorrätig!

ST. —